



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

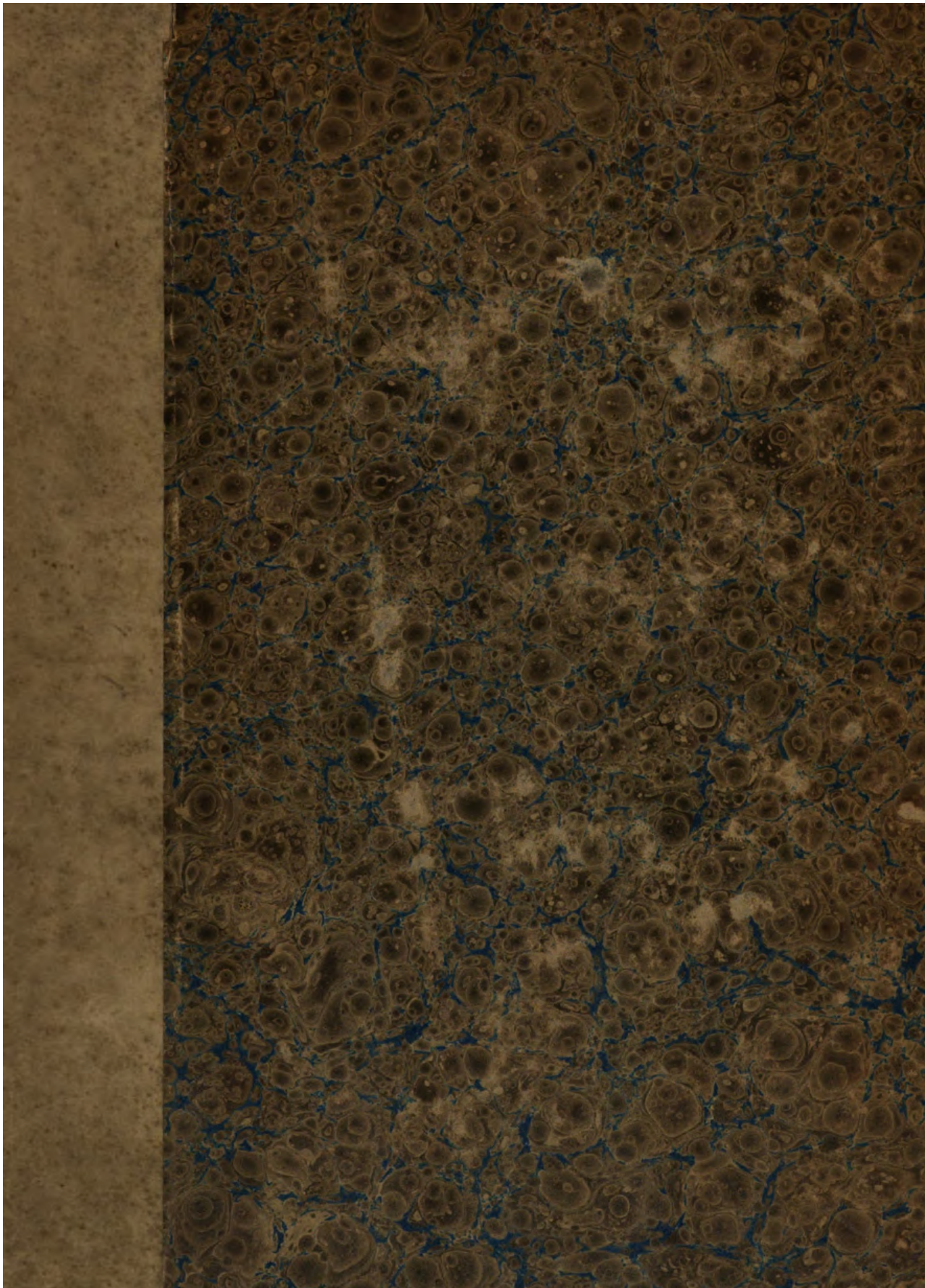
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



EX LIBRIS HERMANN GEORG FIEDLER.



MER LICHT.

Author: Theodor Mundt

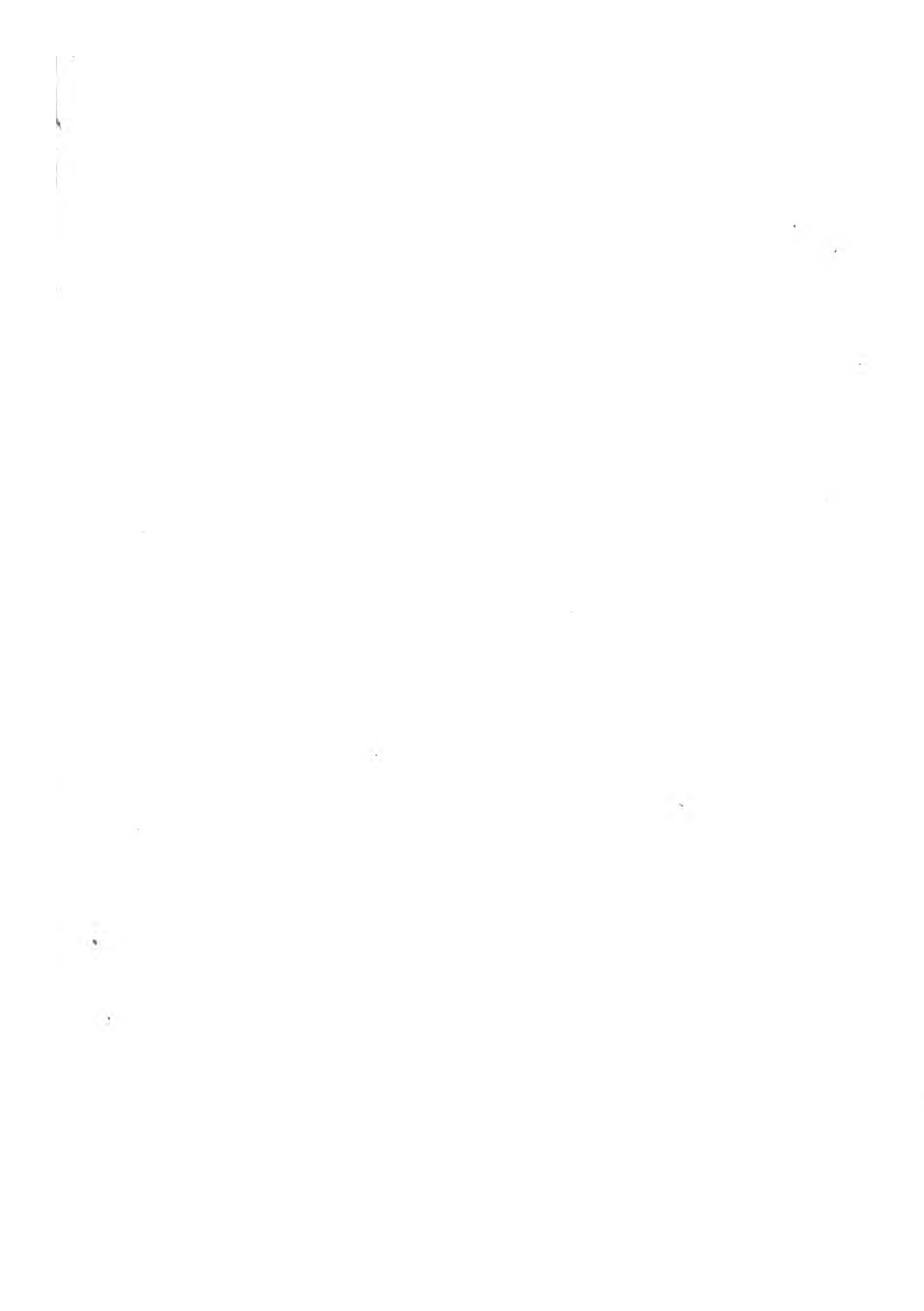
~~312 9 58~~

Fiedler K. 3111



Presented to the library by Prof. H. G. Fiedler.



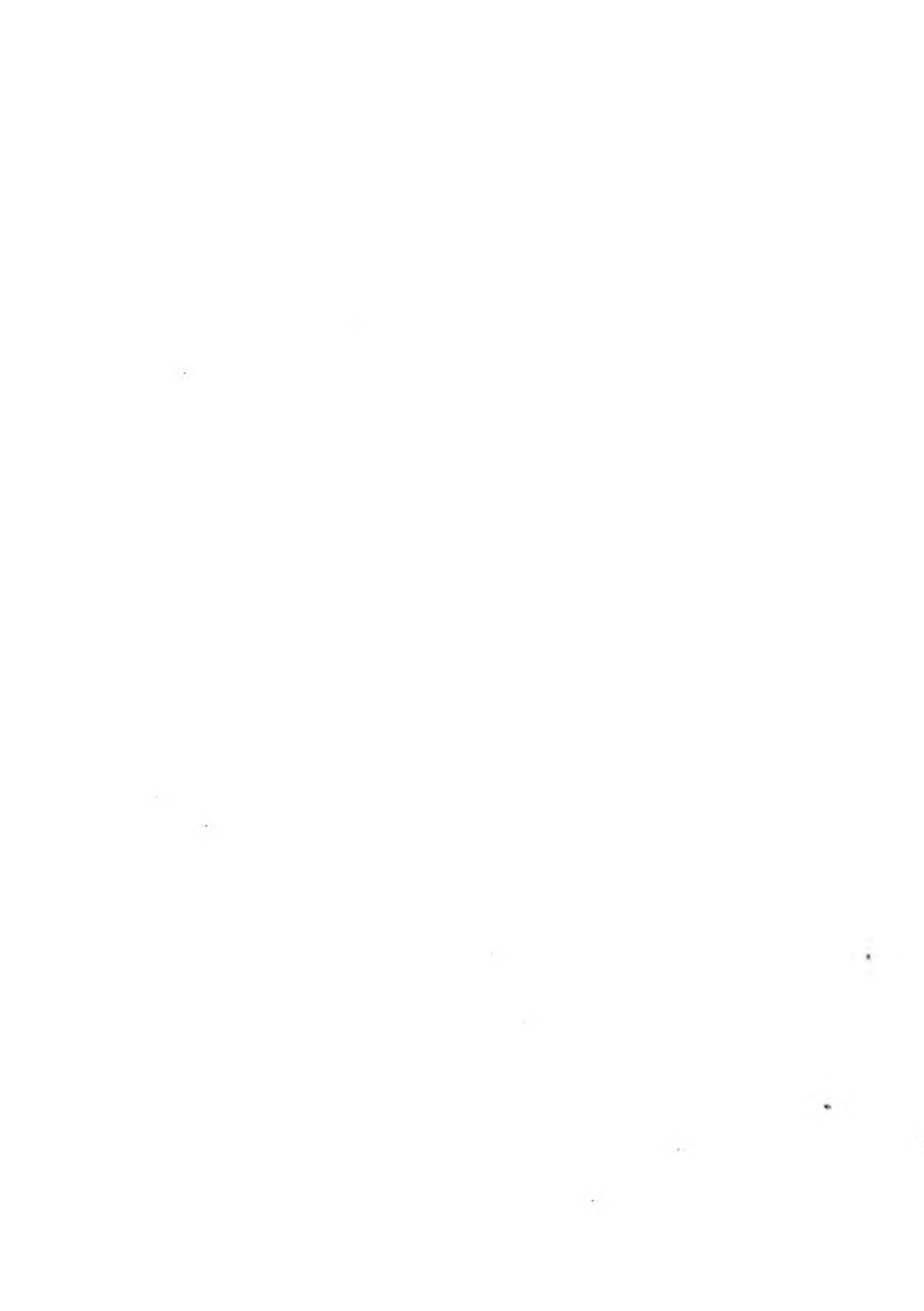






Königl. Lithograph. Anstalt zu Berlin

L. v. Beck





Charlotte Stieglitz,

ein

Denkmal.



Berlin,
bei Veit & Comp.

18



V o r w o r t.

Diese Blätter, die als Denkstein das edelste Grab bezeichnen, sollen nur den Freunden gewidmet sein und der wunderbaren Frau, deren Gedächtniß sie begehren. Wem sie wie ein fremdes Buch in die Hände gerathen, ohne daß sie ihm für sein Fühlen und Denken etwas bedeuten könnten, der gehe still an ihnen vorüber, wie an einem Monument heiliger Trauer, dessen Bilder und Inschriften ihm wenigstens für unverleßlich gelten. Denn allem literarischen Urtheilen und Rechten wollen sich diese Mittheilungen und Papiere entziehen, wenn schon sie hier, auf vielfältiges und achtbares Verlangen, einer größeren Oeffentlichkeit überliefert erscheinen, als uns anfänglich Wunsch und Absicht war. Während auf der einen Seite die Versendung an die Entferntesten unter den Theilnehmenden durch den Buchhandel sich erleichtert zeigte, gab es auf der andern um so weniger Bedenken, diese Form der Verbreitung zu wählen, da in unserer Zeit und

unter unserm Volke der beschränkte Begriff der Oeffentlichkeit immer
erweiterter gefaßt werden muß, und es Noth thut, auch das Haus
und die Familienzimmer weiter aufzumachen, statt uns und unsere
Zustände darin zu verstecken! Und immerhin mag es auch von Junge
her seine Rechtfertigung haben, daß Charlottens Gestalt in die
Welt trete! Wer gelebt hat, gehört der Welt an. Wenn ein ganzes
Volk oft an dem großen Gedanken eines einzigen Menschen zehrt
und sich entwickelt, kann es auch an einer einzigen schönen und be-
deutsamen Persönlichkeit den merkwürdigsten Ausdruck seiner allge-
meinen Zustände individualisirt finden.

Die Briefe und Tagebuchsblätter der Verstorbenen sind mir
von Heinrich Stieglitz zur Benutzung nach meinem Urtheil und Plane
überliefert worden. Ihre Biographie habe ich zum größten Theile
aus Erinnerung früherer Erzählungen, die mir Charlotte selbst von
ihrem Leben gemacht, niedergeschrieben.

Berlin, den 5. August 1835.

Der Herausgeber.

I.

Sie war ein seltsames Kind. Ein ernsthafteres Mädchen von zwölf Jahren hatte man nie gesehn, und die Mutter, deren Liebling sie war, wußte oft nicht, was sie bald aus dem still sich versenkenden Tiefsinn, bald aus den lebhaften und ungewöhnlichen Charakteräußerungen eines so jungen Kindes machen sollte. Keine Unmuth und kein Glück der frühen Jugend blieb bei ihr aus, aber die Lieblichkeit der kindlichen Erscheinung war oft angehaucht wie von dunkler Zukunft, als wenn eine Maienrose sich schon in herbstlichen Träumen wiegt. Den Schwestern und den Brüdern und den Freundinnen war sie liebevoll hingeeben, sie scherzte und spielte sinnreich wie manches andere Kind, doch mitten im lachenden Frohsinn war es plötzlich als besinne sich ihr Herz, daß ihm noch etwas in unendlicher Ferne Verborgenes fehle. Dann wurde sie traurig und still im Kreise der Andern, sie zerfloß in unbegreiflichen Thränen, und fühlte sich doch wieder wohl in diesem geheimen Jugendweh, welches nichts ist als das schmerzende Wachstum der Seele in den begabtesten Naturen. Dann nahm sie die Mappe unter den Arm, und ging, fromm und klug aussehend in ihrem lieblich gescheitelten Haar, mit beeiferten Schritten in die Schule, wo sie sich am meisten befriedigt fand. Denn die junge unklare Sehnsucht der strebenden Kindheit ist anfangs noch glücklich genug, daß sie meint, auf der ämsigen

Schulbank und durch einen geliebten weisen Lehrer lasse sich stillen und befriedigen jener bange Frühlingsdrang, welcher doch tief in ein Unendliches der Welt und Lebensbewegung hinausgreift. Dann wird viel und eifrig gelernt, man hängt andächtig an den Lippen des Lehrers, und bei später Lampe am Abend und frühmorgens mit der Lerche ist der kindlich frohe Fleiß schon geschäftig anzutreffen. So that sie, und Morgen- und Abendröthen zogen schnell vorüber an ihrer ahnungsvollen Lernlust, aber das Leben lag noch wie ein schweres Räthsel auf der schönen Mädchenstirn. Unbewusster Drang einer tiefen Natur nach Poesie, Kunst und allem Höchsten des Daseins drückte wie ein unverstandenes Geheimniß der Zukunft auf ihre Seele, und da streckte sie, in allen diesen starken Gefühlen früh zur Jungfrau reisend, die Arme verlangend nach der Liebe aus, um endlich in dieser die friedengebende Lösung ihrer Herzensräthsel zu finden. Denn was der Fleiß in der Schule nicht erwirbt, was die kargen prosaischen Verhältnisse des Lebens nicht begünstigen, vermittelt sich in der weiblichen Bildung, die auf etwas Außerordentliches sich angewiesen fühlt, am glückbringendsten durch die Liebe, wenn nicht auch hier ein tragisches Geschick unheilvollen Ausgang im Sinne hat.

Am 18. Juni 1806 wurde Charlotte Sophie Willhöfft in Hamburg geboren. Doch verlebte sie ihre Kindheit und erste Jugend in Leipzig, wohin der Vater, ein geachteter Kaufmann, der bald darauf starb, seinen Wohnsitz verlegt hatte. Die jüngste Tochter einer blühenden Familie, wurde sie von Allen zärtlich gehegt, und durch Gestaltung der Umstände in den Familienkreis einer ihrer älteren Schwestern aufgenommen, die an demselben Orte glücklich verheirathet war. Das stille, sinnende Mädchen war dadurch in ein regsames geselliges Zusammenleben getreten, wie es sich in einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie in Leipzig in beständig freundlichen und lebenslustigen Formen zu äußern pflegt, aber sie fühlte sich am glücklichsten in der Einsamkeit, wo sie ihren Gedanken nachhängen oder mit ihren Schularbeiten sich beschäftigen konnte. War große Gesellschaft da, so that es ihr wohl,

wenn sie auf ihrem Zimmer verborgen sitzen und schreiben durfte. In ihren Aufgabbüchern aus ihrem zwölften Jahre, die in den saubern bunten Schulheften hier vor mir liegen, ist schon manche merkwürdige Aeußerung, in welcher ein selbstständig erregtes Gemüth sich verräth, und schon damals behandelte sie ein von dem Lehrer gegebenes Thema zu einer gewöhnlichen Stilübung in einer freien metrischen Form, die bloß aus einer außerordentlich lebhaften Stimmung sich bei ihr erzeugte, und zwar mit so kecken poetischen Ausdrücken und auffallenden Anschauungen, daß der bessernde Lehrer mit seiner rothen Tinte sich oft veranlaßt sah, einen gemäßigten prosaischen Ausdruck darüber zu setzen, dennoch aber am Ende der ersten Herzensergießung des poetischen Kindes sein offizielles: Recht gut! nicht versagen konnte. Sie aber ging den innern Ahnungen ihres Seelenlebens immer tiefer nach, und sah mit ihren großen glänzenden Augen forschend in die Welt hinaus, und sann und sann.

Um diese Zeit begann in ihr eine Richtung, die großen Einfluß hatte auf ihr ganzes damaliges Jugendleben. Ein Lehrer an der Bürgerschule hatte durch seinen Religionsunterricht in den jungen Gemüthern eine Stimmung erweckt, die pietistischer Schwärmerei ziemlich nahe kam, und wenn sie von diesem Manne auch aus einer durchaus wackern und edlen Gesinnung genährt wurde, doch für ein so zartes, alle Flügel ins Leben hinausstreckendes Jugendalter eher lähmend als erweiternd wirken konnte. Charlotte wurde vor allen von dieser der Welt sich gegenüberstellenden Frömmigkeit ergriffen, die dem noch ungeklärten, dunkeln Drang ihres Gemüths in die Tiefe wie ein Auskunftsmittel entgegen zu kommen schien. Dieser Lehrer war ihr der geliebteste unter allen, und sie gab sich ganz an seine Worte und Ansichten hin, und bildete in sich selbst auf ihre Weise, wie sie immer zu thun gewohnt war, diese Inbrunst der religiösen Gefühle noch mächtiger aus. Da verfinsterte sich der Glanz der Jugend, und über den Frühling des holden Mädchenalters spannen sich schwarze Nachtschatten, welche der Blüthe Sonne

und Licht zum Wachsen raubten. Das kleine Mädchen verging in ihrer starken Empfindung, wenn sie an Gott dachte, und ihre Weltanschauung zerriß in jene unheilvolle Trennung zwischen dem Diesseits und Jenseits, aus welcher der Pietismus sein süßes Gift sich saugt. Wie ein Kind vom Vaterhause, so träumte sie vom Jenseits, nach dessen fernblinkenden Sternen sie verlangte, und unter heißen Thränen hatte sie wunderbare Gedanken über den Tod und die Zukunft. Sie wünschte sich bald zu sterben, und gerieth in Stimmungen, wo sich der Drang ihrer bemeisterte, selbst und freiwillig ein Leben zu enden, das ihr nur als die Schranke einer innigeren Vereinigung mit Gott erschien. Der seelige Pantheismus der Kindheit, der aus der jauchzenden Vogelstimme über seinem Haupte Gott heraus hört, der in der bunten Wiesenblume Gott an sein junges Herz drückt, jene spielende Kinderlust, die göttlich ist und in der Gott ist, war ihr genommen worden, und sie senkte bekümmert den Kopf, und suchte den Gott, nach dem sie sich aus ganzer Seele sehnte, im jenseitigen Himmel, an dessen Saum sie gedankenvoll und schwermüthig die Sonnen- Auf- und Untergänge bis zu ihrer Erlösung zählte. Und doch war der Gott, der erlösen kann, nicht jenseits geblieben, sondern er war in die Welt getreten, und gern und am liebsten hatte er die fröhlichen Kinder zu sich kommen lassen, die schon als Kinder das Himmelreich haben. Dem wo kann Gott am unmittelbarsten in die Erscheinung treten, wenn nicht in der heitern Werdelust der Jugend, die, der ewigen Fortentwicklung Bild, unter dem Segen aller guten Geister ihr frisches Lockenhaupt in die Woge des Lebens taucht. Gott ist heiter, darum liebt er die lachenden Kinder, aber das herrliche Mädchen, dessen tiefes Gemüth nur augenblicklich irregeleitet war, erlebte in diesen Gefühlen eine Durchgangsperiode, die, nach Ueberwindung und Läuterung der krankten Stoffe, jene feste und originelle Charakterbildung in ihr vorbereitete, mit welcher sie nachher als eine so liebenswürdige und seltene Erscheinung ins Leben hinaustrat. Damals erstreckte sich jedoch der Einfluß dieser frommen Wirren bis in ihr fünfzehntes Jahr, und so stark

zugleich fühlte sie sich in ihrer Begeisterung für diese Richtung, daß sie es hochherzig unternehmen wollte, jenen Lehrer, der bald darauf durch eine Anklage wegen seiner Lehre zur Niederlegung des Religionsunterrichts an der Bürgerschule genöthigt wurde, gegen eine ganze Welt von Anklägern zu vertheidigen. Sie faßte in der That, mit einer Freundin, den Entschluß, an die Spitze ihrer Mitschülerinnen zu treten, und im Namen derselben ein Schreiben an die Direction der Anstalt zu verfassen, worin um Beibehaltung des geliebten Lehrers gebeten werden sollte. Dieser Plan des entschlossenen Mädchens kam jedoch nicht zur Ausführung. Sie selbst aber war um diese Zeit fast anzusehn wie eine kleine Nonne, so sehr verrieth sich das eigenthümliche Leben ihres Innern auch in den äußern Zügen. Das ausdrucksvoll und lieblich geformte Gesicht nahm durch zu ernstes Sinnen und Versinken getrübt und gedämpfte Farben an, und die sich verlängernde Physiognomie, die in den spätern Jahren zur genialsten Schönheitslinie heraustrat, erhielt, ungeachtet der fecken Formen, die ursprünglich da waren, einen klösterlichen, in Verbliebenheit übergehenden Anstrich. So erscheint sie wenigstens noch auf einem jetzt schon halb erloschenen Pastellbilde, das ich neulich von ihr gesehen und das um diese Zeit ihrer frühen religiösen Lebenskämpfe gefertigt sein muß. Und die Ascese, zu der sie sich in ihrer damaligen Stimmung wie von selbst hingetrieben fand, ging durch unwillkürliche Regung ihrer Natur, gewiß nicht durch absichtlichen Vorsatz, sogar auf die Speisen über, von denen sie eine Zeitlang nur die allereinfachsten zu sich nehmen wollte, künstlich bereitete aber, sowie überhaupt Fleischkost ganz verschmähte. Auch war sie nur mit Mühe zu bewegen, einmal ins Theater zu gehn, und jede geräuschvolle Vergnügung, in die sie hineingezogen werden sollte, griff schmerzhaft in das stille dunkle Leben ihrer Träume ein. Der Einfluß ihrer lebensfrohen Schwester Julie Sickmann, deren Familienkreise sie zugesellt worden war, half das vertiefte Kind, das wie ein wunderbarer Nachtschmetterling mehr über der Erde schwebte als auf ihr verweilte, noch nicht ganz zer-

streuen, und zum schönsten Lebensgenuß von der Natur geschaffen, wollte sie durchaus schon mit der unschuldigen Lilienhand des Kindes den geheimnißvollen Schleier des Todes lüften.

Unterdeß war leise der Schwan in ihrer Brust erwacht, der zu froheren Lebensmelodien allmählig die Seele stimmte. Musik und Gesang, wozu sie schon früh außerordentliche Anlagen gezeigt, kamen lösend und befreiend über ihr beklommenes Herz. Ihrem musikalischen Talent wurde jetzt eine sorgfältige Ausbildung gewidmet, und wenn sie als Kind schon im unbewußten Hinsummen mancher Melodie eine auffallend schöne Stimme hören ließ, so wurde ihr der Gesang nun ein neues Organ der Seele, um alles tief in ihr Verborgene in Tönen auszusprechen und hinzugeben. Die unverstandene Metaphysik des Lebens setzte sich ihr in lindernde Klänge um, die angestreifte Nachtseite des Daseins tönte sich in versöhnenden Weisen auf ihrer Lippe aus, und diese musikalische Begeisterung, von der man sie so wunderbar ergriffen, ja hingerissen sah, war der erste Frühlingsbote ihrer Liebe, welche bald darauf das Befreiungswerk des Mädchenherzens vollenden half. Sie war schon damals wie eine Dichterin in ihrem Gesange, und schwermüthig schöne Lieder am meisten liebend, wollte sie in Allem, was sie sang, nur sich und ihre Gefühle herausfingen. So machte sie im Singen eigentlich lyrische Gedichte, und darum konnte sie bald weinen, bald mit ihren dunkel leuchtenden Augen lächeln, wenn sie am Klavier saß und in die Melodien eines großen Meisters sich verlor. Denn sie sang bald das Schwerste mit einer außerordentlichen Sicherheit ihrer umfangreichen Stimme, und eine ungewöhnlich reife Einsicht in die Bedeutung jeder Tonschöpfung verrieth sich in der eigenthümlichen Manier, zu der ihr Vortrag sich ausbildete. Nun verschmolz auch die dunkle Frömmigkeit ihres Wesens in eine fröhlichere Andacht, und mit der Kunst war ein schönes Stück Welt in ihr Herz gekommen. Sie begann die Allgegenwart Gottes an jeder blühenden Erdenstelle zu empfinden, und schaute heitrer hinaus in die unendliche Ferne, an der sie sonst

mit Thränen gehangen hatte. Obwohl noch oft tiefen Religionsanschauungen hingegeben, die sich bald zur ächtesten Religiosität läuterten und als solche durch das ganze Leben ihr treu verblieben, machte sich doch jetzt auch aller Zauber der ununterdrückbaren Jugend an ihrer Erscheinung geltend. Sie ging ins sechszehnte Jahr, und stand plötzlich als eine holde seelenvolle Gestalt da, die Niemand ohne freudige Rührung betrachten konnte. Sie war gesund, frisch, freundlich und beherzt geworden, und wenn ihr tiefsinniger Ernst sie manchmal wieder umschattete, contrastirte damit lieblich der Scherz anderer muthwilliger Stunden, wo sie sich ganz der Heiterkeit überließ und die originellsten Einfälle haben konnte. Ihr Leben trat in seine köstlichste Blüthe. Sie liebte.

Im Jahre 1822 studirte Heinrich Stieglitz in Leipzig. Die demagogischen Wirren der damaligen Zeit hatten ihn in Göttingen schuldlos genug in einige flüchtige Untersuchungen verwickelt, zu denen er, nach seiner ganzen Art und Weise zu sein, auf die unbefangenste und unbewussteste Weise gekommen war. Er war nach Leipzig gegangen, um dort in der Stille fleißig weiterzustudiren. Mit der weißen Burschenmütze auf dem Kopf, und von wegenem leidenschaftlichem Aussehn, hatte er doch niemals etwas Staatsgefährliches im Sinne, er trieb seine Philologie und machte die ersten Streifzüge auf dem Felde der Musen. So wurde er, ein durch manche Seltsamkeiten anziehender poetischer Jüngling, eines Tages von Charlottens Bruder, dessen Bekanntschaft er gemacht, in das blaue Häuschen im Reichelschen Garten eingeführt, welches die Siekmann'sche Familie bewohnte. Die erste, die ihm in ihrer freundlichen Anmuth entgegentrat und ihn begrüßte, war Charlotte. Ungeachtet großer und innerer Verschiedenheiten in den Charakteren waren doch bei beiden viele gemeinsame Anknüpfungspuncte da und es entspann sich zwischen ihnen ein Umgang, der anfangs den allerkindlichsten Anstrich hatte und im Sichnennen und Sichbegegnen die Weise von Bruder

und Schwester annahm. Sie sahen sich öfter, und hatten religiöse Gespräche mit einander, der erste Seelenaustausch ihrer Liebe. So saßen sie oft noch spät Abends im Garten in der Laube, und während Mond und Abendstern über ihren Häuptern andere Liebende zu romantischen Stimmungen bewegten, theilten sie sich ihre Gefühle über die Bergpredigt mit, in der sich ihre andächtige Sympathie begegnete. Und die wackere treffliche Mutter hörte zu und sprach mit, und begünstigte das reine junge Glück zweier Gemüther, denen es kaum noch bewußt war, daß sie einander angehörten. Heinrich Stieg, in sich selbst und seine dichterischen Gefühle verloren und früh zu einer idealistisch schwärmenden Richtung geneigt, dachte noch an keine eigentlich Liebe und ihm war es seinerseits vollkommener Ernst mit dem schwesterlichen Verhältniß, das sich im unbefangenen Gedankenpiel angeknüpft hatte. Anders mag es sich schon gleich im Beginn dieser Bekanntschaft in dem tiefführenden Mädchen geregt haben, dessen ganzes Wesen gezeitigt war, und die dem schönen Naturdrange des Weibes, ihr Herz mit allen seinen verborgenen Knospen und Reimen hingebend zu erschließen, durch keine Unnatur in der Gefühlsrichtung entwöhnt war. So schrieb sie damals, nach einem solchen Abende vertraulichen Beisammenseins, auf einem halb zerrissenen Blättchen folgende Zeilen nieder, die ihre geheimste Stimmung merkwürdig ausdrücken, und schon in dem sechzehnjährigen Mädchen die Gesinnung einer sich aufopfernden Liebe anklingen, welche später ihr Lebenssymbol wurde:

„Nichts wollen, nichts wissen, nichts wünschen, als Lieben; sich selbst vergessen im Glück des geliebten Wesens, ohne Erwiederung zu hoffen oder zu wünschen, stellt uns den Engeln gleich, ist Vorgefühl himmlischen Glücks! So lehrtest du mich, meine Mutter! Warum bin ich denn nicht glücklich? Warum treibt unwillkürliche Unruhe mich rastlos umher? Warum beklemmt meine Brust ein Wünschen, ein etwas Erwarten von der nächsten Minute, für das ich sogar nicht einen Namen habe? Könnte ich nur einmal recht Großes, recht Schweres für ihn vollbringen

brin

bringen, ohne daß er ahndete, von wo es ausginge! Könnte ich ungefehrt von ihm ein trübes Geschick, ein großes Unheil von seinem geliebten Haupte auf das meinige lenken, und dann in mich geschmiegt und still aus meinem Dunkel hinauf zu ihm blicken und mich in seinem freudigen Lächeln sonnen! Dann, dünkt mich, wäre ich ruhig und glücklich für mein ganzes übriges Leben. —

Der Abend war einer der schönsten meines Lebens. Sein Andenken wird mir wie ein strahlender Stern künftig durch meine Seele gehn! — —

Es wird stille in mir” — —

Jetzt begann eine glückliche Zeit. Der Gedanke, eine Dichterbraut zu sein, erfüllte und begeisterte das unbewußt nach Poesie ringende Mädchen ganz und gar. Der Frauen Schicksal ist es, und nicht immer zu ihrem Heil, daß sie statt des Allgemeinen an das Individuelle, statt der Idee an die einzelne Erscheinung, vom Leben gefesselt werden. So wurde Charlotten statt der Poesie, zu der ihr ganzes Wesen als zu seiner Vollhöhe fast gewaltsam hinstrebte, ein Poet zugetheilt. Die Kraft der Dichtung, die ihr aus den wunderbar schönen Augen bligte, die ihr schon das Kinderherz mit großen dunkeln Ahnungen schwer gemacht, ging auf Einmal ächt weiblich in die Liebe zu einem Dichter über. Die Idee wird dem Weibe zur Person, und darum liebt sie inniger und gewaltiger, als je ein Mann es vermag. Sie ist es, die am meisten und am stärksten liebt, denn sie liebt in der Gestalt, an die sie sich hingiebt, eine Idee ihres Lebens, welche sie nur in dieser Gestalt naturgemäß befriedigen kann. Der Drang zu den Wissenschaften, zu den Künsten, zu den freien Bewegungen des öffentlichen Lebens, wenn ihm zu entsprechen durch die Umstände oder die sociale Gesittung versagt ist, setzt sich in der Mädchenbrust in die Liebe zu einem Gelehrten, zu einem Künstler, zu einem Helden um. Die Bewegung im Staat, der Sieg in der Schlacht, das Geheimniß in der Entstehung des Kunstwerks, und der Trieb der Forschung in ehrwürdigen alten Büchern, hängt sich mit dem Reiz,

der auch in der weiblichen Natur danach entsteht, fast schmerzlich innig an irgend einen liebewerthen Gegenstand, an dem jener Glanz und Inhalt des Lebens zur Erscheinung kommt. Daher die besondere Zuneigung zu dem Talent bei allen Frauen. Wenn Eine von solcher Sinnesart erfüllt und hingegenommen schien, so war es Charlotte. Sie hatte ein von eigenster Poesie erfülltes Herz, die wie ein unklares tiefsinniges Märchen auf Lösung und Losbildung durch eine leitende Hand in ihr harrte, und der Drang der Dichterin ging auf in der Liebe zu einem Dichter. Sie liebte die Poesie in ihrem Dichter, den sie sich erkoren hatte, und hing sich daher mit der Macht ihrer ganzen Seele, als gelte es die Rettung ihres Lebens, an ihn. Glühender, zärtlicher, aufgehender hat nie ein Mädchen geliebt, und die Briefe die sie ihm als Braut geschrieben, eine zahlreiche Reihe, athmen die süßste Leidenschaft einer von den reinsten Gedanken durchflammten Seele aus. Sie hatte, in ihrer von jeher übergroßen Selbstverläugnung, eine solche Verehrung für ihn, weil er ein Dichter war, daß sie sich oft seiner nicht ganz würdig, oder vielmehr durch seine Liebe besonders geehrt achten wollte. Dampfte sie wohl am Schluß ihrer Briefe hinzuzufügen, sie sei nur ein simples Mädchen, oder er möge vorlieb nehmen mit eines nur häuslichen Mädchens Liebe. Ein solches Geschöpf in seiner ganzen wunderbaren Wesenheit an sich zu fetten und noch mehr an sich zu entwickeln, welsch' ein unendliches Glück, das selten geboten und noch seltener zu üben verstanden wird!

Sie war in der That ganz glücklich. Die frühen Gewitter ihrer jungen Seele verrauchten immer mehr in die Ferne und der Reichthum des innern Lebens schoß nur freudiger und größer danach auf. Sie begann sogar an den wirthschaftlichen Angelegenheiten ein lebhaftes Interesse zu nehmen, und widmete sich mit Eifer und Lust den Besorgungen und Pflichten des Hauses, worin sie es bis zu einer ausgezeichneten Gewandtheit brachte. Gleichwohl waren ihr schon damals die bloß häuslichen und wirthschaftlichen Gespräche der Frauen sehr zuwider, und sie beklagte sich darüber oft

Sie selbst, nachdem sie bis zehn Uhr des Abends den häuslichen Pflichten, die besonders bei einer Krankheit ihrer Schwester schwer auf ihr lasteten, obgelegen, ging auf ihr Kämmerlein, und las noch bis zwölf, oft bis ein Uhr in einem ihr zusagenden Buche, oder übte ihren fromm durch die Nacht ertönenden Gesang. Auch im äußern Umgange mit den Andern erschien sie heitrer, und nahm, anmuthiger Mädchennatur in nichts nachstehend, mehr als je Gefallen daran, sich zierlich und sorgfältig gekleidet und geschmückt zu zeigen, um dem Dichter ihrer Liebe Ehre zu machen und als seine Braut auch von den Uebrigen nicht übel befunden zu werden. Und dann, obgleich sie nichts weiter wollte und strebte, als ein gutes, liebendes, pflichtgetreues Mädchen zu sein, klopfte doch unvermerkt wieder der Genius der Poesie an ihr Herz, und wollte sie locken, aus dem beständigen Dichten ihrer Gefühle selbst Gedichte zu schaffen. So schrieb sie um diese Zeit einmal folgende Strophen nieder, die wahrscheinlich nach einem Gespräch mit Stieglitz entstanden sind:

Vergeltung.

Meine Schwestern reden bedächtig
Von meiner Liebe viel,
Die Lieb' aber ist eigen mächtig,
Sie kennt ihr eigen Ziel.

Sie denken, ich wär' die Kleine;
Das ist der Kleinen Loos;
Ich denke mich die Deine
Und fühle mich riesengroß.

Nun hör' ich Dich auch sprechen
Zu ihnen, wie mir Du gesinnt;
Will zeigen, durch Lieb'? — nein, durch Rächen,
Daß Liebe gereift das Kind!

Du siehst mich an verlangend,
Ich wende mich ab von Dir —
„Den Blick, sonst an mir hangend,
Was zieht ihn ab von mir?

Wo ist des süßen Lebens,
Verschlossener Liebe Wort?
Hat es der Rausch des Lebens
Gerissen mit sich fort?

Sag an, Du Liebe, Süße,
Einst warst Du mir wohl gut?
Jetzt scheint's, wenn ich Dich liebe,
Du sähst's mit leichtem Muth.

D glaube mir, Du Eine,
Die ich erkoren früh,
Wirst Du nicht einst die Meine,
Eine Andre wird es nie!" —

„„Wohl will ich werden die Deine
Mit meiner ganzen Seel,
Doch will ich auch sein die Eine,
Vor der Du habest kein Fehl.

Und ob Du mich viel getränktet,
Jetzt will ich verzeihen Dir;
Doch sieh, wie die Sonne sich senket,
Wir müssen eiligst von hier.

Die Schwestern, sie werden uns suchen,
Und wahrlich sie kommen schon;
Schnell sprich mir von dunkeln Buchen
Und ihrer Schattenkron.

Denn ein Geheimniß fettet
Manch süßen Augenblick;
Und daß ich's uns gerettet,
Dankst Du's nicht dem Geschick?“ —

„O Holbe, daß die Stunde
So spät ich erkaufen muß,
Zu hören aus Deinem Munde,
Was Dein Mund nur gewußt!

Laß eilen mich jetzt von hinnen,
Laß ungesehn mich gehn,
Ich weiß nicht was ersinnen,
Sie würden es doch verstehn.

Du blickst mich an süß-spöttisch —
Bist mir doch treu gesinnt? —
Ich liebe Dich abgöttisch,
Du liebes reifes Kind!“

II.

In ihrem Glückseligsein lag jedoch oft wieder etwas Leidenschaftliches, eine gewisse glühende Hast und am Herzen zehrende Begeisterung, die besorgt machen und das befestigte harmonische Gleichgewicht ihres Wesens bezweifeln lassen konnte. Die beiden Liebenden sahen sich eigentlich sehr wenig, und der meiste gegenseitige Verkehr wurde in Briefen gepflogen, da Heinrich Stieglitz bald nach Anknüpfung dieses Verhältnisses sich nach Berlin begab, um dort seine Studien fortzusetzen. So wurde ihr Umgang durch die Entfernung zu einem immer mehr sich vergeistigenden Herüber- und Hinüberleben, das nach ihrem eigenthümlichen und hierin einander sehr verwandten Naturell leicht in allzu idealistische Schwärmereien sich verkehrte. Bei ihr strebte jedoch stets ein ächt weiblicher Charakter danach, der natürlichen Seite die Oberhand zu gewinnen, während bei einem so jungen und heftig in sich selbst ringenden Dichter, wie Heinrich Stieglitz, das sich ganz hingebende Untertauchen in die Bilderwelt des Orients jene vor allen scharfen Realitäten der Welt sich zurückziehende Lebensansicht nährte. Obwohl sie öfter hätten zusammen kommen können, bei den für rastlose Liebe so geringen Postmeilen zwischen Berlin und Leipzig, setzten sie sich doch oft, theils aus einem gewissen übergeistigen Reiz an der Trennung, theils auch durch mancherlei Unvermeidliches und Störendes in den bürgerlichen Verhältnissen dazu bestimmt, lange Jahresfristen, in-

nerhalb welcher sie sich nicht sehen wollten, und diese idealen Fasten wurden meistens Niemanden schwerer zu tragen, als dem lieben Mädchen, das noch kaum gewohnt worden war, sich an goldenen Festtagen des Daseins zu berauschen. In ihren Briefen greift oft die ungeduldige Sehnsucht brennend in die Ferne, und möchte Thor und Riegel des Herzens sprengen. Mit überströmenden Worten streut sie die Gluth ihrer zärtlichen Gefühle, ihrer innersten Bekenntnisse, auf das Papier, in der drängenden Hast, sich auszusprechen, fast ohne alle Schreibart und zusammenhängende Darstellung, nur die entfesselte Psyche in unruhig wogenden Andeutungen ausflattern lassend. Deshalb ist aus diesen merkwürdigen Brautbriefen, wie aus einem nur in Gedanken, nicht in Worten geführten Selbstgespräch, so Weniges mittheilbar, und doch so Vieles den schönsten und wunderbarsten Charakter bezeichnend.

Während ihrer Trennung von Stieglitz wurde sie wieder sehr ungesellig. Sie wollte ohne ihn auf keinen Ball, in keinen größeren Zirkel, und nahm nur unfreiwillig an allem Vergnügen des bunten Außenlebens Theil. Schreibend klagt sie es oft mit komischer Naivetät, wenn sie einmal in die junge lustige Welt ihrer Altersgenossen hinausgestoßen worden, und ihr die Situation einen gefälligen Partner zugeführt, von dem sie sich am Ende nach Hause führen lassen muß. Sie ist stumm gegen die galanten Leipziger Jünglinge, und schützt Kopfschmerzen vor, um nichts Triviales sprechen zu dürfen. Denn bei dem scharfen durchschauenden Urtheil, mit dem sie schon früh Charaktere und Persönlichkeiten ihrer Umgebung angesehen, und bei ihrem überlegenen Geist, der sich nie mit angenehmen Oberflächen der Erscheinung begnügen mochte, war ihr selten Einer nach ihrem Sinn. Ihre Natur trieb sich immer und ausschließlich auf die eine äußerste Polhöhe hinauf, wo sie ganz und aus tiefstem Innern Liebe und Seele sein konnte. Was am Rande des Lebens liegt, manches gefällige Blümchen des Augenblicks, das sie hätte heiter zerstreuen können, wurde von ihr meist nicht des Aussehens werth geachtet. Darum flüchtete sie sich sogleich in ihre stillen Gedanken, wo

es nichts Zerstückeltes für sie gab, sondern nur die Einheit ihrer Liebe und ihrer Seele, aus der sie das vor den Andern sorgfältig gehütete Geheimnis ihres Glückes aufbaute. Und eine natürliche Schüchternheit kam hinzu, um sie in den gesellschaftlichen Kreisen still zu machen. Aber wenn sie in sich gekehrt lange geschwiegen, überraschte sie plötzlich durch den hellen, klaren, vollen Glockenton ihrer Stimme, die zum Klavier ertönen zu lassen sie aufgefordert wurde. Dann schwang sie sich muthig und wie mit Geisterflügeln auf und bei jeder bedeutsamen Stelle an ihre Liebe denkend, vergaß sie Alles rings um sich her, und hauchte und flötete auf Einmal die ganze stille Poesie ihres Herzens in ihrem Singen aus. Ihr Gesangtalent war so ausgezeichnet und umfangreich gebildet, daß sie um diese Zeit mehreremal veranlaßt wurde bei öffentlichen Musikaufführungen in der Kirche, die ein Musikverein, dessen Mitglied sie geworden war, veranstaltete, die Solopartien zu übernehmen. So hörte man sie in der Thomaskirche den Engel Gabriel in Haydn's Jahreszeiten auf eine in Erstaunen setzende Weise singen. Sie selbst schreibt davon in einem hier vor mir liegenden Briefe, wie sie ihre große Schüchternheit, sich in der mit Menschen überfüllten Kirche hören zu lassen, nur wieder durch die Gedanken an ihre Liebe und den Gegenstand derselben, mit denen sie sich an die Töne hingab, besiegen konnte. Dann flossen die Melodien mit einer unendlichen Kraft und Gewalt wie unmittelbar aus der Seele, in ihrer Begeisterung lächelte sie bald, bald wurde sie ernst, wie es der Sinn verlangte, sie verfehlte keine Modulation und beherrschte mit Sicherheit jeden Ton, jeden Ausdruck. Diese holde Jugend, diese Seele und diese Begeisterung brachten einen ungewöhnlichen Eindruck bei den Zuhörern hervor. Und nachher trat sie, blaß, aber mit seeligen, freundlichen Blicken, unter ihre Verwandten und Freunde, die erstaunt ahnten, was sie an diesem Kind besaß.

Eine ernsthafteste Beschäftigung erwuchs ihr an den Gedichten ihres Geliebten, die ihr regelmäßig und in reichlicher Fülle von Berlin aus eingesandt wurden. Heinrich Stieglitz feierte damals mit vieler Blüthenüberschwänglichkeit

keit seinen lyrischen Vorfrühling. Und Charlotte, man kann sich denken mit welchem mädchenhaften Behagen, machte daran die ersten Vorstudien zur Führung der künftigen Dichtewirthschaft, und richtete sich allmählig in Gedanken als Poetenhausfrau ein. Sie schrieb die Gedichte ab, machte Bemerkungen und Verbesserungsvorschläge dazu, und traf selbst oft die einsichtigsten Aenderungen. Auch der hochbegabteste Frauengeist beugt seine originale Kraft am Ende gern in irgend ein secundaires Verhältniß hinab, und der Trieb demüthigen Dienens bei aller Lust des Herrschens, welcher Gegensatz die ächteste Bewegung aller Weiblichkeit bildet, gewährt ihnen jene traulich waltende Befriedigung, in der sie sich meistens mit der socialen Umgränzttheit ihres Berufs versöhnen. Aber Charlotte, sich verlierend an das Leben und Werden des Andern, lernte damals viel an der kritisch verliebten Beschäftigung mit diesen Gedichten, wie sehr sie auch noch dem ersten Jugendschauer klanglustiger Lyrik angehören mochten. Das einzelne Gedicht, wie ein einzelnes Ereigniß, verschwindet in der schönen Verzauberung dieser Jahre noch vor dem allgemeinen Begriff der Poesie, mit dem die unendliche Sehnsucht des Herzens herüber und hinüber spielt. Für diesen Wiederhall in der Seele ist jeder musiceirende Klang schon die Poesie, wie im Frühling jede anschließende Blüthe der Frühling ist, und solche Magie des trunkenen Urtheils, welche das Einzelne immer durch das Allgemeine sich verschönt und verklärt, welche den realen Werth durch die ideale Beziehung sich ersetzt, im Gedicht die Poesie und im Geschöpf die Schöpfung anbetet, verbleibt manchen Naturen, die nie zu einer festen stählernen Wirklichkeit der Weltanschauung gelangen, andauernd für das ganze Leben. Niemand hatte jedoch im Grunde ein schärferes und durchdringenderes Urtheil für poetische Leistung, als Charlotte, besonders da, wo sie sich dieselbe objectiv zu machen im Stande war. Schon die junge Kritik im Brautstande nahm mitunter strenge und polemische Wendungen an, und als ihr Stieglitz, der in Berlin an die Hegelsche Philosophie gekommen war, eine Zeitlang Gedichte sandte, in die mancher dunkle Gedankenschatten

aus den Sätzen des absoluten Systems übergegangen sein mochte, schreibt sie ihm kurz, er möchte dergleichen Gedichte künftig lieber lateinisch oder griechisch dichten, damit sie nicht in die Versuchung der Lectüre gerathe. Auch bis ins Einzelne hinein giebt sie ihm oft treffend zergliedernde Urtheilungen, an denen sie sich selbst entwickelt, und die auf den Andern unabweislich wirken. So war eine fruchtbare Gegenseitigkeit des Verhältnisses vorhanden, die auf ein geistiges Werden und Fortschreiten sich stützte, ohne durch persönlichen Umgang ein näheres Sichkennen und Sicherproben auch in bloß menschlichen Berührungen und Bewegungen zu gewähren. Für die Bildung des Mädchens war es vortheilhaft, und sie erweiterte den Kreis ihrer Beziehungen zu einer Umsänglichkeit, zu der es ihr vielleicht sonst in ihrer Umgebung an Raum gefehlt hätte. Sie liest sogar Manches von den Alten und schreibt sich über die frische Natureinfalt Homerischer Darstellung hübsche Bemerkungen nieder.

Unter den Gestalten in ihrer Nähe kann hier Ernst Große nicht unerwähnt bleiben, mit dem in Gemeinschaft sie häufig die Gedichte ihres Bräutigams durchzusehen und die erforderlich scheinenden Correcturen zu besprechen pflegte. Damals seine künftige Richtung, die dieser unglückliche Mann eingeschlagen, noch nicht ahnend, war Große vielmehr von einem sehr ernstern und tüchtigen Streben für alles Edle, Gute und Poetische erfüllt, und weil selbst Poet, war er noch der Einzige, mit dem sich die nur an Dichtern Gefallen findende Charlotte gern über ihr Liebstes unterhielt. Nur verlor sich bald auch diese Anknüpfung durch die zunehmenden unglücklichen Verhältnisse, in denen Große lebte, welche sein Streben brachen, und ihn immer tiefer in äußerliche und innerliche Zerrüttung stürzten. Für den innigeren Umgang mit Altersgenossen hatte Charlotte in Leipzig sonst nur noch eine Freundin, Therese D., mit der sie noch von der Schule her im vertrauten und liebenden Einverständnis lebte. Dies Verhältniß blieb ihr lieb und theuer, trotz dem wandelbaren Schicksal aller Mädchenfreundschaften, die als Nebeneinan-

derstehen zweier gleichartiger Relativitäten zu wenig Reiz der Ergänzung in sich besitzen, bis es endlich durch Charlottens nun bald erfolgende Verheirathung in den Hintergrund trat.

Indeß eilten die Tage hin, die Myrte grünte und das schöne Mädchen lächelte sinnig in die Zukunft hinein. Kleine Reisen in die Nähe und in die Ferne kamen dazu, um das ungeduldige Jugendleben bunter und mannigfacher auszumalen, und eine Begegnung mit Jean Paul in Dresden, der großes Interesse an ihrer Erscheinung nahm, verschaffte ihr die erste Gelegenheit, einen jener Unsterblichen von Angesicht zu Angesicht zu schauen und zu sprechen, wonach Charlotte in ihrer unendlichen Dichterehrfurcht so oft sich gesehnt hatte. Dann traf sie der Tod ihrer in jungen Jahren hinscheidenden Schwester Julie, an deren Krankenbett sie pflegend und sorgend Tage und Nächte durchwachte, und bald darauf starb in Charlottens Armen auch das Kind derselben, das ihrer Pflege hinterlassen worden war, unter heftigen Schmerzen. Diese tief erschütternden Eindrücke ließen, wie es so oft in ihr kam, alte Wunden in ihrer Lebensansicht wieder aufbrechen, und auch von Außen her entstand jetzt ein Gedränge um sie in den nächsten Verhältnissen, an die sie gewiesen war. Das liebe Kind stand wieder mit ihren schmerzlich glänzenden Blicken der Welt gegenüber. Ihr Schwager, dessen Familie sie bis dahin angehört hatte, schritt zu einer neuen Vermählung, und Stieglig selbst fühlte sein Verlangen nur gesteigert, die Geliebte, zu deren köstlichem Besiz er unter Hunderttausenden auserwählt sein sollte, endlich als die Seinige heimzuführen. Im wackern Eifer zeigte er sich doppelt bemüht, eine genügende amtliche Stellung zu erwerben, sollte sie auch fürerst mit seinen eignen innern Ansprüchen eher im Widerspruch, als im Einklang stehen. Andere Heirathsanträge nicht unbedeutender Art, die Charlotte erhalten hatte, waren nach jeder Seite von ihr ausgeschlagen worden.

Und nun hatte sie schon lange heimlich der Gedanke gequält, daß Heinrich Stieglitz durch das Verhältniß zu ihr sich zu früh zu einem mechanischen Amt nöthigen lasse, und dadurch Schaden nehmen könne an seiner eignen freien Ausbildung, die ihr selbst als ein höchstes Ideal und als liebster Stern auch ihres Lebens vorschwebte. War doch ihre Liebe schon von Anfang her an der für ein Kinderherz übergroßen und überreifen Idee angewachsen, daß sie ihr Ich ganz hingeben müsse an den geliebten Gegenstand, der ihr gewissermaßen das sie auflösende Allgemeine ihres Lebens war. So stand ihr die Idee, daß die Liebe das höchste Opfer sei und als solches sich am ächtesten bethätige, immer gegenwärtig, ja reizend vor Augen, und sie faßte den Entschluß, sich ihm jetzt durch den Tod zu entziehen, um ihn als einen Freibleibenden vor jenen geist- und krafttödtenden bürgerlichen Banden zu bewahren, in denen er sich schon festsetzen wollte und mußte. Durch den Tod wollte sie sich ihm entziehen, dessen dunkle sanfte Ruhegestalt sie schon als Kind liebgewonnen hatte, und an dem sie die süße Befriedigung der tiefsten Geheimnisse sich erahnete. War ihr Jüngling nur glücklich, war er nur nicht an eine Büreaugaleere der armseeligen socialen Nothwendigkeit geschmiedet, konnte er nur frei flattern wie ein Vogel und frei singen wie ein junger Musfengott, so ließ sie sich, in ihren beispiellos großartigen Gedanken, gern für ihn sterben und schwebte lächelnd davon auf Engelsflügeln der sich opfernden Liebe. Was ging an ihr verloren, da sie, in ihrer religiösen Anschauungsstärke, das ewige Leben gewinnen wollte? Ihr altes Heimweh erleichterte ihr den Entschluß. Sie wollte Ottiliens Tod in den Wahlverwandschaften wählen und nahm keine Speise zu sich. Sie wollte den Versuch machen im Bade zu bleiben. Aber da ergriff sie eine heftige Krankheit, durch welche die natürlichen Anforderungen des Lebenstriebes wieder aufgeweckt wurden, und die glückliche Genesung aus dieser Krisis ließ ihr in einem versöhnlicheren Lichte erscheinen, was sie bis dahin so tief getrübt hatte. Diese Momente ihres Lebens sind dunkel und sie sprach nur wenig davon in spätern Jahren.

Aber aus dem frühesten Jugendleben ragt oft ein abgerissener Gedanke in das ganze übrige Leben hinüber, und wird, lange als abgethane Meinung in das Grab des Herzens verschlossen, endlich wie vom Schicksal selbst wieder aufgenommen.

Genug, jener Tag, wo die Beiden gegen alles Nein des Daseins durch ein hoffnungreiches Ja sich verbünden und aneinander schließen wollten, war herangekommen. Jener Feentag, wo die rastlose Aurora selber den Morgenanbruch kaum erwarten kann, und wo der Mensch etwas Vorans hat vor seinen übrigen Tagen, weil sich an diesem alles Lebensweh und alle Lebenslust in den einen bangen Blütenpunkt zusammendrängen. Jener langersehnte Tag des Zaubers, wo die leisesten Märchen des Herzens zur Wirklichkeit werden sollen, vor der sie bald darauf so oft versteinern und vernüchtern. Herrliches Mädchen, wieviel hattest Du gedacht und geträumt, gelitten und gerungen, geweint und gelächelt, bis dieser Tag Dir den Kranz bringen wollte! Und nun stehst Du ernstsinneud in Deinem Glück, als die verhängnißvolle Stunde schlägt. Keusch und rein wie das Schneelicht des Mondes, empfänglich und klangvoll wie ein morgenrother Memnon, schüchtern und duftig wie die Nachviole, ein wunderbares Gedankenbild, vom Schmelz der süßesten Jugend verschönt, gehörst Du, die sich Götter geraubt haben würden, einem Dichter, der solches Gut wohl sich zu eigen machen darf. Was war nicht Alles in Deiner glühenden Phantasie, die Dich immer zum Poeten machen wollte, vorgegangen in Erwartung dieses Tages, und die ächt und unentartet in Dir gebliebene Natur durfte sich in der geheimsten Zelle des jungfräulichen Herzens keiner ahnungsvollen Liebesschwärmerei schämen! Und Heinrich trifft zum zwanzigsten Juli 1828 in Leipzig ein. Behüte euch beide der Himmel, und schenke günstige Lebensmelodien, die wie sanfte Delphine euch über die Strudel führen, und zu dem Glück, das ihr verdient! Aber Stieglitz, der unterdeß Bibliothekar in Berlin und zugleich Lehrer an einem Gymnasium geworden war, langte körperlich und geistig herabgestimmt dort an. Ihr hatten nicht

nur die vielen zerreibenden Amtsgeschäfte der letzten Zeit, sondern auch manche mit kühnem und ungemessenem Wollen unternommenen Parteen seiner Orientirungen, bei denen er sich mit aller bekannten Leidenschaftlichkeit seines Productrens auf das Aeußerste angespannt, in eine niedergedrückte und erschöpfte Stimmung versetzt. So sollte er, kaum in der rechten Gemüthslage für sein Glück, das liebliche Mädchen als seinen Besiz umfangen, das selbst von vielen Leiden, häuslichen Anstrengungen und Verwickelungen noch hingenommen und ermüdet war. Unmittelbar nach dem Hochzeitstage hatten sie eine Reise durch einige der schönsten Theile Deutschlands verabredet. Die Stunden vor der Hochzeit, in denen ihnen beiden so fremd zu Muthe wurde, gingen durch die gemeinschaftlichen Voranstalten zu dieser Reise in einiger Zerstreung hin. Heinrich, der es gern an keiner Vorsicht fehlen ließ und überdies mit Waffen umzugehen wußte, sah sich auch nach einer Reise-Waffe um, besonders da es diesmal galt, ein so holdes und theures, ihm eigen gewordenes Leben zu beschützen. Da ging Charlotte aus, und kaufte ihm in einem Gewölbe einen Dolch. —

Der Hochzeitstag, so reicher Verheißungen sich auch beide dabei in ihrem Herzen bewußt waren, erschien innerlich trübe. Alle priesen das glückliche Paar, das so jung und lebenskräftig anzuschauen, aber sie selbst, an der goldenen Schwelle einer beneidenswerthen Zukunft, fühlten sich vor der Wirklichkeit dieses Gelingens nun wie erschreckt. Dann ist Einem oft, als hätte man sich Alles ganz anders gedacht, und doch ist es nur die fertige und einzig mögliche Gewohnheit der Welt, in die sich endlich auch das geistigempfangenste Glück hineinschmiegen muß als in seine verständige Form. Aber die verständigen Formen, diese bürgerliche Maschinerie des Lebens, diese äußerlich nothwendigen Zubereitungen alle, waren eben die Verstimmung der nur auf das Innerste gerichteten Gemüther.

Und früh am andern Morgen stiegen sie in den Reisewagen, um die erste gemeinsame Fahrt in die Lebensweite hinaus anzutreten. Stumm und fremd saßen sie sich anfänglich im Wagen gegenüber, und doch hatten sie sich im tiefsten Grunde aus ganzer Seele lieb, und sehnten sich schmerzlich Einer an des Andern Brust. Aber die weibliche Gunst ist eine so zart verschämte Blume, daß sie nicht von selbst ihren Wunderkelch zu öffnen wagt. Sie muß erobert werden, und der glückliche Jüngling ist der Ritter, dessen Muth und Sieg sich am Ende auch wieder nur in der unendlichsten Hingebung und Schsentäußerung offenbaren müssen. Das Ich liebt nicht, sondern das Ich und Du, und die höchste Liebe, Position und Negation zugleich, ist im selben Moment hier die Entgegensetzung und dort die Verbindung, hier das Opfer und dort der Genuß, hier die Resignation und dort die Gewährung, worin der ganze Lebensdualismus sich darstellt und löst. Lächelnd, aber mit dunkelm Purpur auf dem Gesicht, erzählte sie einmal später in einer vertrauten Stunde von diesem seltsamen Beginn der Flitterwochen, die sie eine Herzerstarrung vor der Wirklichkeit nannte. Doch bald schien von draußen die heitergrüßende Sonne herein, und schöne Gegenden und all die fröhlichen Thäler und Höhen der grünen Mutter Erde warfen vorüberziehend ihre Festbilder in den stillen Reisewagen. Die Thränen der in die Welt hinaus entführten Braut trockneten sich, und der neue Reiz der Gemeinschaftlichkeit, um so mehr neu, bei früherer Entbehrung näheren persönlichen Umgangs, begann sich zu regen. Sie reiseten durch Thüringen, Bamberg, Würzburg, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt am Main, Wiesbaden, Nassau und die schönsten Rheingegenden und Rheinstädte, die ihnen auf dieser anziehenden Tour begegnen mußten. Außer einem Zusammentreffen mit Börne, der damals nur noch aus seinen lebenswürdigen Frankfurter Journalaufsätzen bekannt war, und durch seine harmlose, rührende Persönlichkeit ebenso sehr ansprechen mußte, hatten sie der Reiseaventüren nur wenige, da ihre Stimmung sie auf diesen Wanderungen mehr an die Natur, als an die Menschen brachte. Seinen alten Jugendtrieb,

in den Wäldern und auf den Bergen umherzuschweifen, und an eine gewisse schauerliche Romantik der Wildniß seine glühende Phantasie zu hängen, worin er sich dann oft in das Heroenthum einer edlen poetischen Räubernat versetzen konnte, ließ Heinrich Stieglitz hier wieder frei gewähren und lebte daran allmählig wieder als der kecke, kräftige, enthusiastische, schwarzlockige Jüngling auf, wie ihn seine Charlotte so gern hatte. Aber die arme Charlotte, die noch dazu von Anfällen körperlichen Unwohlseins heimgeführt wurde, empfand den Einfluß der übermüthigen Studentenmärsche nicht ganz so gut, und verbarg doch, wie immer, ihre eigenen Beschwerden, um die Freude des Andern nicht zu stören, der damals in der trunkenen und nur in sich ringenden Jugendbegeisterung seines eigenen Selbst eines geläufigen Maßstabs für weibliche Naturen noch kaum gewohnt sein konnte. In seiner ungemessenen und ihm wohl zu gönnenden Lust, einmal wieder ins Freie und Weite zu schweifen, trieb es Stieglitz mit seinen romantischen Kreuz- und Quersfahrten so bunt, daß selbst der Kutscher, den er für die ganze Reise gebunden hatte, ihm den Contract aufkündigte und davonlief. Nur zuweilen nachdem Charlotte wohl manches unheimliche Gefühl in den Dickichten der Wälder überwunden, stellte sich auch bei ihr eine freudige Erhöhung des Reise- und Wandergenußes ein, und beim lustigen Klettern und Herabsteigen von den Bergen konnte man dann eine eigenthümliche Erscheinung an ihr wahrnehmen. Es war, als berührte sie die Erde noch kaum mit der leisesten Sohle, und im geflügelten Hinschreiten, in dem es sich wie mit magnetischer Kraft ihrer bemächtigte, überschritt und überflog sie die gefährlichsten und steilsten Stellen, wie eine Sylphide in lustiger Schnelle davonwandelnd, eine flatternde Seele ohne Körper, mit himmlisch glänzenden Augen, daß man ihr in wunderbarem Erstaunen folgte.

Am Schluß dieser Jugendabschnitte lassen wir einige Papiere und Briefe Charlottens folgen, die, eine sehr gedrängte Auswahl aus dem vielen in dieser Periode von ihr Geschriebenen, jenen Zeitraum ihrer innern und äußern Ereignisse bis zu ihrem ersten Leben in Berlin charakterisiren helfen, und zugleich Sie selbst, in ihrem damaligen Sein und Bewegen, uns unmittelbar und innig in die Nähe rücken. Jedoch zuvor ist noch ein kleines sinniges Gedicht herzuschreiben, dessen stillen tiefen Ausklang ihres ganzen Wesens wir uns bis auf diese Stelle verspart haben, wo es alle die geheimnißreiche Pein und Lust ihrer Jugend und ihrer Liebe in diesem zusammengedrängten Bekenntniß austönen mag. Sie hat es wahrscheinlich 1823, in ihrem siebzehnten Jahre, gedichtet, und es ist, als zu Heinrich Stieglitz gesagt, anzusehen.

Stumme Liebe.

Schweigen fordert Deine Nähe,
Und ich bin ein tändelnd Kind;
Wenn ich Dir ins Auge sehe,
Weiß ich noch, was Schmerzen sind? —

Doch wenn ich Dich nicht mehr sehe,
Wie beredt red' ich zu Dir!
Schlägt mir Wunden Deine Nähe,
Ew'ge Nähe heilt sie mir.

Und ich seh' Dich schweigend wieder,
Lächle, lächle immerzu,
Bis ein Engel bringt hernieder
Todeslächeln, ew'ge Ruh'.

Die Trennung in allen Lebensnähen, und die unendliche Nähe in allen Lebenstrennungen, dieses Gravitationsystem alles Daseins, schon so früh erkennend, hat hier ein ahnungsvoller Geist in kindlichen Worten seine ganze Lebensmaxime sich vorgezeichnet. Nach einer geistigen Einheit ringend, einen innersten Schwerpunct des Lebens suchend, erhebt dies weibliche Gemüth, als wäre es nur ein tändelndes Spiel der Liebe, sich die endlichen Gegensätze in ein Unendliches hinauf, wo es keine Fernen und Weiten mehr giebt, sondern nur die ewige Nähe. Sie liebt, aber sie schweigt, und so lange sie ihm nahe ist, da erfordert Schweigen seine Nähe. Denn das Leben ist bange, spröde, hart und unsicher, und das Herz ist tief, schüchtern und verleglich. Doch wenn sie ihn nicht mehr sieht, wie beredt spricht sie zu ihm! Da fangen die Gedanken, die Träume, da fängt die ganze innere Welt an zu reden, und das Pygmalionbild der Wirklichkeit, das von draußen nur als der kalte Marmor sie anschauerte, erwärmt sich in der andächtigen Stille ihrer Seele zu der geistigen und durchleuchteten Gestalt, an die sie mit tiefster Liebesinbrunst sich festhängt. So flieht stumme Liebe verschämt und sprachlos in die Ferne, und gewinnt in ewiger Nähe die Wirklichkeit, die sie meidet und aufgibt, wieder. Und wenn ihr Wunden seine Nähe schlägt, so heilt sie ihr ewige Nähe. Die Idee liebt nur, und der Liebesgroll erstickt im Gedanken, dessen Kraft es ist, alle Trennung in die Einheit zu verbinden. Die ewige Nähe, das ist der Gedanke, welcher sich von dem Bilde der Erscheinung getrennt und doch das Bild in sich aufgenommen hat. Und sie schweigt in ihren Gedanken, und sieht ihm nur ins Auge, und ist ein tändelnd Kind. Aber das Kind ist an vielen Schmerzen großgewachsen und der Engel mit dem Todeslächeln hat sie früh umschattet und gelockt. Sie ist befreundet mit dem Tod und würde gern in den Tod gehen, um die ewige Nähe mit dem geliebten Gegenstand zu erwerben, von dem sie sich in der endlichen Wirklichkeit scheidet. Sie schweigt — —

An Heinrich Stieglitz.

Köfen, den 16. Juli 1827. Abends.

Ich wurde am Mittwoch in meinen Erwartungen nicht getäuscht; dafür hattest Du, mein Heinrich, reichlich gesorgt. Ja, große, sehr große Freude hast Du mir wieder bereitet, und dafür meinen warmen Dank! Ein ungeheures Leben ist in Deinem letzten Briefe; aber auch so recht geeignet, mir von Deinen jetzigen Schöpfungen gar nicht wenig zu versprechen. Und es wird meinem Dichter wohl nicht bange dabei? — ich sehe wenigstens in Gedanken, wie Du eben mit leuchtenden Blicken noch einmal die ganze letzte Reihe durchstiegest und Dir sagst: „Lottchen wird im Stillen ihren Jubel haben!“ — Ach, daß ich auch nur Eine Seele hier hätte, die meine Freude zu theilen vermöchte! — aber nein, Niemand ist hier, gegen den ich mich auch nur auszusprechen wagte, wenn es mir so recht warm ums Herz ist. Höre, Heinrich, es ist etwas ganz Eigenes auf die Länge der Zeit, wenn man sich selbst so ganz verläugnen, so ganz aufgeben muß an Menschen, von denen man weder gekannt noch verstanden wird. Ich würde dieß nie so drückend fühlen können, so lange mir Freiheit gegeben ist allein zu sein wenn ich will; da finde ich Ersatz, und habe ihn schon in frühen Jahren gefunden für die Stunden, in denen ich mich selbst ganz in den Hintergrund stellen muß, um denen erfreulich und angenehm zu sein, für die ich Liebe und Pflichten habe. Diese Freiheit fehlt mir eigentlich jetzt ganz; ich sehe, meine Schwester hat es gerne, wenn ich immerwährend um sie bin, keinen Augenblick ohne Noth sie verlasse; und könnte ich nun, da ich sie doch so liebe und achte und sie wirklich in einem schwächlichen Zustand jetzt ist, wohl dagegen sein? — So lebe ich denn nun hin; oder nennt man das nicht leben? Genug, ich bin nicht traurig; nur ein Druck, den ich zwar nicht ewig tragen könnte, lastet auf mir, der aber auf eine kurze Zeit vielleicht sein Gutes hat, wie manches Andere das ich schon tragen mußte. Das Vorhergehende erleichtert im-

mer das Zukünftige. Das hast Du, mein Theuerster, wohl auch in vergangenen Monaten empfunden. Darum nur immer freudig und muthig vorwärts! So lange ich Dich habe, so lange Du mich liebst, soll nichts mich gänzlich niederbeugen können, mag auch künftig kommen was da will. Das verspreche ich Dir, Klagen sollst Du nicht viel hören. Des ist aber auch ein Himmel diese Liebe! Wie schön liegt jetzt das Leben vor mir! ich fühle eine Aufgabe, die ewig neuen Reiz für mich haben wird, nach der ich mich schon frühe, beinah zu frühe gesehnt! Ich bin mir jetzt eigentlich erst recht klar geworden, wovon ich in meinem vierzehnten und funfzehnten Jahre schon oft in meiner Einsamkeit träumte; ich wollte eine Aufgabe im Leben lösen, und zwar keine geringe; sonst — das ist wahr — wollte ich lieber sterben, und konnte mich dann selbst glühend darnach sehnen, aber auch nur dann. Ja, von großer hoher Liebe habe ich doch wohl schon damals geträumt; darum dieser zu frühe Ernst; denn wenn ich um mich her sah, konnte ich ja nicht an die Möglichkeit dieser Erfüllung glauben, und dennoch trug ich diesen Gedanken oft mit mir herum; ach, es war wohl ein Ahnen kommender Seligkeit! — Und was liegt nun Alles dazwischen! Gott, Du hast Alles wohl gemacht, Alles war gewiß zu meinem Nuß und Frommen, darum Preis und Dank ewig ihm! — Heinrich, mein bester Heinrich, gewiß, Du sollst glücklich werden! — Gute Nacht, gute Nacht! — —

Mittwoch den 18ten. Ich habe doch einen Gruß gerade heute von Dir bekommen; und das würde mir schon genug sein, wenn ich mich nicht beunruhigte, daß Du vielleicht meinen Brief vom vorigen Mittwoch noch nicht erhalten, da mir die Ilgey nebst Deinem Gruß nur von dem Empfang des kleinen Zettelchens sagen ließ, und ich weiß, wie es unordentlich auf der Naumburger Post zugeht. Hoffentlich hast Du ihn nun erhalten und verzeihst mir wohl, daß ich Dich so lange wieder habe warten lassen. Siehst Du nun aber wohl den Grund ein? Das Schreiben wird mir zwar in jeder Lage schwer, aber es giebt doch noch Unterschiede. Einst wirst Du doch wohl

ganz vergessen — nicht wahr, das darf ich hoffen? — wie unverzeihlich im Brieffschreiben jetzt manchmal an Dir gehandelt habe.

Heute ist es nun also vier Jahre: „Schwesterchen, wenn uns der Himmel für einander geschaffen hat“ — weißt Du es noch weiter? — Mir ist es, als hörte ich Dich noch. Eins weißt Du aber noch nicht! Dem Dir, heut Morgen erfahre ich von Doris, daß heute meines Vaters Geburtstag ist. Noch immer kann ich's nicht ganz glauben, ehe ich die Mutter gesprochen; und dennoch scheint sie so ganz gewiß zu sein, erzählte mir noch daß, als ich klein gewesen sei, wäre sein Geburtstag immer mit dem meinigen gefeiert, er hätte nie seinen Geburtstag recht bestimmt gesagt, bis sie zuletzt doch errathen hätten, daß es der 1ste Juli sey. Ist das nicht wunderbar? Ich habe nun heute so viel an ihn denken müssen; ach, könnte er doch einmal nur herabschauen und sehen, was dieser Tag mir für Glück gebracht hat! Hätte er das früher ahnden können, er hätte nie um mich gesorgt.

Für heute sage ich Dir nun einen innigen guten Morgen; ich bin stille froh und kann wenig sagen, obgleich das Herz recht voll ist; wir sind uns aber gewiß Beide recht nah. Heut über ein Jahr!! — — —

Nachschrift. Doris grüßt Dich. Auch hat Mütterchen noch bei ihrer Abreise vorigen Freitag mir einen Gruß an ihren lieben Stieglitz aufgetragen. Eine von den beiden Devrients denkt diesen Sommer nach Berlin zu reisen; wenn ich genau erfahre, wann, und wo sie sich dort aufhalten, dann suchst Du sie wohl auf — nicht wahr, das thust Du mir wohl zu Liebe? — Ist es die älteste, Clara, dann denk', es wär' ein gutes, liebes Mädchen, die mich lieb hat, und die ich auch recht schätze; wir kennen uns von klein auf; ist es aber Therese, die jüngere, dann siehe zu, ob Du nicht mit ihr in ein Gespräch allein kommen kannst; ich möchte gar so gern, daß Du den Wert dieses Mädchens ganz kennen lerntest; es giebt nehmlich auf der Welt nicht viel solcher Theresen; ich verehere sie wirklich; aber sie ist auch eigentlich ein

von den tiefern Naturen, die man erst länger kennen muß, um einzusehen, was sie eigentlich sind.

An denselben.

Leipzig, den 20. November 1828.

Zum 22. Februar.

Guten Morgen, mein Heinrich!

Laß mich Dich erst anders wieder sehen, ehe Du Viel von mir verlangst; ich fürchte, meine unbegrenzte Liebe könnte Dich diesmal schmerzlich verwunden. Es ist hart, sehr hart, zu sehen, daß der, den man über Alles gern glücklich wissen möchte, sein eigener Feind ist, sich beständig selbst quält, damit der Traum von ewiger Jugend ja noch bei Zeiten vernichtet wird. Wehe Dir und mir, daß Du Dich zum Dichter berufen glaubtest, wenn Du in der Anwendung aller Deiner Kräfte nicht schon Befriedigung findest! — in Freudigkeit mußt Du schaffen; und was dawider, das ist vom Uebel. Stellst Du Dir aber eine Aufgabe über Deine Kräfte, so erscheint mir dieß sündlich, denn nach Vollendung derselben wird der Geist wahrscheinlich krank zusammensinken und der Körper dazu. Lebwohl!

Deine Charlotte.

An denselben.

Leipzig, den 27. Februar 1828. Mittwochs.

Heute komme ich nun wieder ganz genesen zu meinem treuen Arzt, der eben so schnell heilen als verwunden kann. Wie gern möchte ich glauben, ich

hätte diesmal Dein Vertrauen nicht verdient wie ich sollte, wie freudig mir gestehen, ich hätte die Sache nicht ruhig, nicht vom rechten Standpunkt an sehen; aber ich kenne meinen Heinrich den Dichter gar zu gut, weiß, wie endlich oft er sich schon zur Lust hindurchgewunden, habe aber die Grenze dieses Kampfes kennen gelernt. O so lange Du nur kämpfst, lange ich ächte Kraft und Widerstand sehe, so lange werde ich frohe schauerin seyn; aber, Heinrich, Einen Punkt den fürchte ich; und kam es nicht diesmal nicht so weit, so hast Du mir doch früher schon einigemal Urtheil gegeben ihn zu fürchten. Weißt Du wie er heißt? — Doch nein, ich will Dir nicht verrathen! Das sind auch längst verklungene Erinnerungen, die vielleicht im Leben nicht wieder erneuen; nicht wahr, Du mein starker Held?

Wie ich nun Deinen frischen, erneuten Geistesflug so freudig fördert, kannst Du wohl denken; da tritt denn nun auch jeder andere Wunsch leicht bei Seite, um so mehr der Gedanke an ein so baldiges Wiedersehen, da dieser eigentlich erst recht lebhaft erzeugt worden in den trüben Ahnungen und Besorgnissen um Dich.

Wie danke ich Dir so innig, mein Bester, für das schöne liebe Geschenk, womit Du mich erfreut. Es hat doch noch ein ganz besonders merkwürdiges Interesse, das zu lesen, was Du erst eben mit Liebe durchdrungen, ja es ist gleichsam ein kleiner Ersatz für die Wonne des Zusammenlebens, wenn man sie entbehren muß. Ich konnte es nicht unterlassen, zuerst gleich das aufzuschlagen, was Du besonders herausgehoben; nun gehe ich aber hübsch ruhig der Reihe nach. —

Der vierte Theil der „beiden Vasen“ ist noch nicht eingebunden; darauf warte ich nun schon sehnlich mehrere Tage, denn es amüsirt mich wirklich königlich, trotz seiner langweiligen Wiederholungen. Mich soll dabei verlocken, auf welche Weise Du in Deinem China so etwas zu nutzen weißt.

Gestern Abend war ich zum Thee bei Adolph Wagners, wo ich sechs Stunden verlebt. Beide, vorzüglich aber er grüßt Dich herzlich. Es n

Dir wohl wie mir eine Freude sein zu hören, daß Goethe ihm nach Herausgabe eines Werks (von dem Du wohl weißt^{*)}), das Wagner ihm gewidmet hatte, einen Brief geschickt in Begleitung eines Bechers, der auch dem die höchste Belohnung sein müßte, der schon an vielfache Anerkennung von Außen her gewöhnt — wieviel mehr aber einem Manne, der so ganz in der Stille lebt und nur wenig hervorgetreten. Ich muß sagen, ich war recht überrascht als er mir den Brief mittheilte; so gerne ich ihn für Dich abgeschrieben, so wollt' ich dem trefflichen Wagner doch auch gern die Freude lassen, ihn Dir einmal selbst zu zeigen. Mit seiner Antwort, die wirklich wunderschön war, hat er auch herausrücken müssen auf mein Bitten, die Du dann auch sehen wirst. Ich habe versprechen müssen, bald wieder zu kommen, was ich denn auch halten will, denn es gefällt mir äußerst wohl dort und ich weiß, es ist Dir ja auch lieb. Demoiselle Träger war auch da, die Du ja wohl von den Bällen kennst, und ihre Tante, die Madame Lacarriere; beide sprachen mich sehr an, und wir waren auf unserm langen Heimweg — sie wohnen auch in unsrer Straße — recht vergnügt. Es wird Dich auch wohl freuen wenn ich Dir sage, daß ich Madame Kunze, Deine Landsmännin, schon kennen gelernt habe; ich gehe jetzt nehmlich auf Polenzens Zureden in die Akademie, welche bis zur Messe dauert (bis dahin siehst Du mich wohl nicht?); da war sie denn neulich um zuzuhören — ihr Töchterchen sang auch mit — und kam, ehe ich sie noch gesehn, so freundlich auf mich zu, setzte sich neben mich, und wir waren im Augenblick wie längst bekannt. Da sie mich nun bat beim Weggehn, sie doch einmal zu besuchen, und ich gesehn, was es für eine liebe Frau ist, so werde ich wohl um so freudiger Deinen Wunsch erfüllen können. — In der Akademie gefällt es mir übrigens ganz ausnehmend; es ist ein recht angenehmer Ton dort, und das allgemeine Interesse an der

^{*)} Es ist der Parnasso Italiano, den Ab. Wagner mit einer Zueignung an Goethe in italienischen Terzinen begleitete. —

Sache scheint durch Polenz' Leitung sehr gewonnen zu haben, nach dem wenigstens, wie sich die frühern Mitglieder darüber äußern. Hast Du schon etwas von unserm neuen Tenoristen gehört, einem Dilettanten? Der arme steht jetzt recht im Rückstand; dem wünsche ich nichts mehr als recht bald eine Pfarre, damit er nicht schmerzlich überall den Nebenbuhler bei der schrecklichen Abnahme seiner Stimme empfinden muß. Dieser neue Tenorist heißt Mantius; ohngefähr so zierlich schwächlich ist er gebaut wie * *; man begreift kaum wo diese starke durchgreifende Stimme herkommt. — * grüßt Dich recht herzlich. Du fragst, was man ihm wohl zum Componiren geben könnte? Da wenn der bei soviel Gemüth und soviel Liebe zur Sache nur etwas mehr Fleiß gehabt hätte und noch zeigte, nur etwas wenigstens beständiger wäre, da wäre schon etwas zu hoffen; so aber lebt er immer nur in Ideen, die niemals zur Ausführung kommen. Ich glaube, hätte der mehr studirt, der hätte wirklich etwas leisten können; dazu mag aber wohl die Lust gefehlt haben. Merkwürdiges Vergnügen hatte ich neulich über ihn; er liebt nehmlich die Dem. *, die Concertsängerin, kann aber seinem Wesen nach sich wahrscheinlich nicht entschließen ihr eine Erklärung zu machen, aber auch wie ein Kind es wieder gar nicht lassen, in Gesellschaft sich das merken zu lassen, daß er sie liebt. Nun war die Rede von der Arie: „Wie nahe mir der Schlummer“, wobei Jemand die Stelle heftig angreifen wollte: „Himmel, nimm des Dankes Zähre“ — sie wäre nehmlich als Dank zu Gott gar zu irdisch jubelnd, drauf wurde er nun ganz feuerroth und sagte, indem er mich ansah: „Nicht wahr, wir fühlen, daß man in einem solchen Augenblick so zum Himmel jubeln würde und nicht anders?“ — Darauf wurde er nun entsetzlich ausgelacht, wie Du leicht denken kannst. —

Für heute lebe nun wohl, mein Freund, damit Du nicht zu lange auf Antwort warten mögest. Grüße alle Befreundete innig von mir.

Lebe wohl und sei recht heiter! Deine

Charlotte.

Wir waren diese Zeit über öfters im Schauspiel. In Deinem Geburtstag sah ich mit Doris den Egmont — nicht eben befriedigend. Auch erinnerte mich Clärchen zu sehr an die köstliche Lindner mit ihrer tiefen Natürlichkeit und Innigkeit, als daß die dießmalige Darstellerin mich hätte befriedigen können. Aber eine recht vollendete Darstellung habe ich doch noch von der Birch-Pfeiffer gesehn, als Gräfin Držina. Ich war von der Frau ihrem Spiel so ergriffen, daß ich sie flehentlich hätte bitten können um ihrer selbst willen, nie wieder als Jungfrau von Orleans aufzutreten, oder auch sonst in solchen ganz jugendlichen Rollen.

An denselben.

Leipzig, den 15. März 1828. Sonnabend Nachmittag.

Mein Heinrich!

Könnte doch mit diesem innigen Gruß, wie er sich eben so mächtig zu Dir hindrängt, auch die ganze Seele überströmen, sich einmal aus ihrem Kerker herausreißen, der sie nur um so mehr gefangen hält, je heißer die Sehnsucht ist, ihr Innerstes gegen Dich so recht zu ergießen! — Wie oft bringe ich Dir meinen stillen Dank, Du Geliebter, dafür, daß Dein Seelenleben stets so offen vor mir ausgebreitet liegt, während ich mir sagen muß, daß Du zuweilen keine Abndung hast von dem, was mich so tief bewegte, und wie sich in einem kurzen Zeitraume so sonderbare Gedanken und Empfindungen durchkreuzten, die für Gegenwart und Zukunft nicht ohne Einfluß sind. Künftig aber, denke ich, wird sich das so nach und nach in Deiner Nähe Alles lösen, mein geliebtester Freund, vor dem ich kein Geheimniß kenne. Ja, Heinrich! so recht innige Freunde werden wir wohl stets sehn; es ist jetzt unsre Uebereinstimmung zuweilen ganz wunderbar, selbst bis auf Kleinigkeiten. So mußte

ich neulich beim Empfang Deines letzten lieben Briefes wirklich lächeln über die ganz gleiche Art, mit der wir uns zuweilen der Außenwelt hingeben. Ich dachte dabei an Thekla's Worte in Wallenstein:

„Dem Spiel des Lebens sieht man heiter zu,
Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt.“ —

So wirst Du mir auch wohl erlauben, daß ich jetzt wie künftig Dich eben so gern einmal spielend sehe als thätigen Geistes, ja, mich jedesmal freue über die Erholung, und wenn es auch nur die des Körpers wäre. D, es ist eine Wonne, wenn man sich einmal so ganz durch und durch erkennt! Wie müßtest Du es anfangen, was könntest Du beginnen, woraus ich nicht Dein eigentliches Selbst hervorleuchten sähe? Heinrich, ja, wir sind vereint für Hier und alle Ewigkeit! Zuweilen kann ich mir wünschen, ich wäre nicht Deine Freundin, sondern Dein Freund (dann brauchtest Du Dich nicht mit Schülern und todten Büchern abzuquälen), wenn ich mir nicht doch dann sagte, daß ich als Deine Freundin, Deine Gattin, Dein Lottchen, noch weit mehr nur für Dich leben kann. Daß Du übrigens die Bibliothek der Schule vorgezogen, ist mir nicht unlieb, da ich immer vermuthet, es würde Dir auf die Länge doch letztere zuwider werden; es wunderte mich schon damals, als man Dir von einer Anstellung an der Bibliothek von Dstern an sagte, daß Du nicht Dein eignes Wohl dabei mehr im Auge hattest, und der Meinung, daß Du für die Schule brauchbarer seiest, nachgabst.

Sind wir nur erst vereint und Du bist an der Bibliothek fest angestellt, dann wollen wir schon sehen, daß es Dir nicht allzu lästig wird; schlägt das Feierstündchen, dann komm' ich Dir entgegen, und wir gehen dann hinaus frischen frohen Geistes, und kehren noch fröhlicher in unsern häuslichen Himmel zurück —

„Ew'ger Frühling unsre Liebe,
Ew'ge Blüthe unsre Treu!“

nicht wahr, mein Heinrich?! — Und dazu noch die Erfüllung Deines andern Wortes:

„Schöpferdrang ihr starker Freier,
Jugendgluth des Marks Erneuer!“ —

Und hiermit nun zu Deiner erfreulichen Sendung, die mir Kind am Montag Morgen (nachdem ich in die Stadt gegangen; wofür ich ihn aber ein andermal bitten lassen, wie er auch gewünscht) gebracht hatte. Ich bin wirklich recht überrascht durch dieses vielfältige Leben. Du hast Recht, das ist es! Und weißt Du denn, daß Du in manchen Gedichten gar nicht läugnen kannst, daß Du früher große Anlage zu einem Räuberhauptmann gehabt haben mußt?

„Es möcht' ihr äugelnd Blinken
Blut trinken!“

Ist das nicht furchtbar schön? Dabei seh' ich meinen schwarzen wilden Dolchschwinger funkelnden Auges vor mir! Bist aber doch sanft, wenn ich Dich liebend anblicke — nicht wahr? — Ja, ja, ich hab's erfahren, Du kannst mir's nicht abläugnen, Wilder, Unbändiger, Gebändigter! —

Ich lese jetzt täglich immer so einzelne Gedichte heraus; ich habe bemerkt, man darf sie durchaus nicht eins nach dem andern im Fluge, wie ich zum ersten Male that, durchlaufen, wenn man den Werth des Einzelnen recht erkennen will. Daß Du aber das erreicht, was Du gewollt, das weißt Du diesmal wohl am besten selbst, da es so ganz außer Dir liegt; und so dürfte es wohl trotz der intervallirenden leeren Blätter als vollendet angesehen werden. Was die Karte von Asien betrifft, so möchte ich doch lieber damit warten, bis Du, Geliebter, mir das selbst zeigen kannst; ich spare bis dahin noch so manche Frage für Dich auf, gerade dieß Völkerleben betreffend; das gehen wir dann wohl Alles noch einmal zusammen durch. — So gern ich Dir noch Manches sagte, muß ich doch jetzt schließen, wenn mein Brief abgehen soll. Ida's Gesundheit bessert sich jetzt zur allgemeinen Freude im Hause, muß aber noch ein ganzes Jahr auf alle Art und Weise geschont werden. Morgen wird in der Pauliner Kirche der Ostermorgen aufgeführt, wo ich eine Arie und ein Terzett übernommen, trotz der Mad. W. ihrer Sorge um mich. Den Mon-

tag Abend wird im Musikverein *Cosi fan tutte* aufgeführt, wo ich die schönsten Duetten, ein Quintett und eine Arie singe, in der Hoffnung, daß sich meine Angst vielleicht noch mit der Zeit verlieren könnte. Ich sprach neulich noch mit Madame Kunze darüber, der es auch immer so gegangen ist, wie sie mir sagte; die meinte, es rühre von den Nerven her, deshalb könne Mancher es niemals ganz bezwingen bei dem besten Willen. — Sag' mir doch in Deinem nächsten Briefe etwas über C., sie sprach mit so großer Liebe von Dir und sagte, auch ihr Mann hätte Dich so lieb gewonnen, daß sie beiden den Wunsch hätten, ich möchte sie zuweilen besuchen, und sie würden nächstens so frei sein, mich einmal einzuladen. — Ob das wohl wahr ist? sie meinte, sie hätte noch kein Paar kennen gelernt, wovon sie sich sagen könnte, daß sie so für einander paßten als wir Beiden. — O, wir Glücklichen!

Grüße auch alle Freunde von Deiner Dir ewig nahen

Charlotte Stie...? ... Willhöfft

III.

Und nun sitzt die junge Dichtersfrau in der traulich eingerichteten Stube und legt das Haupt sinnend in den Arm. Sie verbringt die Tage in großer Einsamkeit, denn den Mann entfernen bald die Schulstunden, bald die Bibliotheksgeschäfte aus dem Hause, und so ist sie allein und ihren immerbewegten Gedanken überlassen. Wann Heinrich heimkommt, hat sie geweint, und er, von der übergroßen Tagesarbeit erschöpft niedersinkend, vermag sie nicht zu erheitern, oder hat selbst höchstens den Trost, daß sie still bei ihm sitzt, während er noch mit den Aufsätzen seiner Tertianer einen Kampf auf Leben und Tod besteht. So glichen die Flitterwochen manchen bangen Maimonaten, wie sie in Deutschland an der Regel sind, mit kaltgehenden Frühlingswinden, tagelangen Regenschauern und einem heimlichen Seufzen der Knospen auf den durchschütterten Beeten. Dazu fehlt noch Manches an dem Behagen und Haben der äußern Einrichtung, und das erste Feuer, das an dem Heerd der jungen Häuslichkeit entglommen und mit Sauchzen von dem vereinten Paar begrüßt war, bestrahlte keine reichlichen Feiertagsgerichte. Aber wie dies Alles bald in immer günstigere und hellere Verhältnisse sich feststellte, so gewannen sie auch schon damals, bei manchem Nachtfrost, der die Blüthe ihrer Liebe traf, unter sich oft die glücklichsten Stunden. Dann konnten sie, in die Seeligkeit ihres Beisammenseins verloren, wie die Kinder mit einander spie-

len und plaudern, und ergößten sich, gleich zwei durch die übereinstimmendste Sinnesart vereinten Geschwistern, mit der harmlosesten Laune, so daß sie über ihrem Glück und ihrer Unbefangtheit alle übrige Welt draußen vergaßen.

Aber die unablässigen Aufreibungen, denen sich Heinrich Stieglitz bei jenen seiner Natur widersprechenden Aemtern aussetzen mußte, brachten auch von Zeit zu Zeit wieder verfinsterte und störende Perioden herbei. Sein Nervenleben, zu momentanen Verstimmungen geneigt, überreizte sich an Arbeiten, die ihm den Raum für sein eigenes Schaffen benahmen, und in solchen Widersprüchen des Innern und Aeußern trübt sich oft noch das Auge für das allernächste Glück und Besizthum, welches das Schicksal wirklich gewährt hat. Die Dämonen werfen ihr schwarzes Netz über die ganze Geistesanschauung, und der an seinen unklaren Zerrwürfnissen sich verzehrende Charakter untergräbt in einem ohnmächtigen Kampf mit sich selbst seine schönsten und edelsten Lebenskräfte. Dann tritt in dem überwältigten Organismus der klare Wille nur noch als kranke Laune, jede Weltanforderung als Verletzung des Selbstgefühls, und sogar die Sympathie der Liebe als eine unwillkürliche Seelenqual auf. Nur wer selbst einmal in die Nachtseite der menschlichen Natur hinabgestiegen, wird solche Zustände genau zu verfolgen und zu deuten wissen, an denen oft gerade die edelsten und begabtesten Geister sich abringen. Dazu kommt noch bei einem Deutschen das seltsame Unglück, das es mit sich bringt, ein Poet zu sein. Jede Glorie gebe ich der Poesie, von der wir alle das liebe tägliche Leben haben, aber wie der Dichter des höchsten Glückes, so ist auch nur der Dichter des höchsten Unglückes fähig. Und gebe ihm Gott nur immer jenes unendliche Unglück, welches schon durch seine Riesengröße an den Himmel schlägt und in Poesie selber sich umsetzt und untertaucht; dies an den Himmel schlagende Unglück, das große Menschen macht, aber meistens nur in der alleräußersten und allergewagtesten Katastrophe über ein dazu ausersehenes Haupt hereinbricht! Aber an wie vielem selbstgeschaffenen und unbegründeten Jammer haben sich nicht auch von jeher

jeher die deutschen Poeten abgemattet, durch ihr reizbares und dem scharfen praktischen Leben entfremdetes Gefühl! Wieviel unfruchtbares Donnern und Blitzen, ohne den ächten erklecklichen Schmerz, ohne die erhabene Schönheit saufender Gewitternacht und nachfolgender Mondverklärung!

Heinrich Stieglitz, immer dem Besten und Höchsten mit sichtlicher Anstrengung zustrebend, bildete an seiner frühen Jugendsympathie mit dem Orient allmählig auch die äußern Formen seines Talents nach verschiedener Richtung aus. Dieses erste Werden, trotz allem wirren Blüthengestöber, das bei einem in sich unbefriedigten Naturell damit verbunden zu sein pflegt, unterhielt doch die beständige lebhafteste Gemeinsamkeit zwischen beiden Gatten, und machte, bei fast gänzlicher Entfagung aller andern Beziehungen der Ehe, den eigentlichen Mittelpunkt ihres Umgangs aus. Die holde Dichterhausfrau Charlotte ergriff mit aller Macht ihres bildsamen Geistes diesen poetischen Grund und Boden, auf den sie sich nun lediglich verlegt und angewiesen sah, und lernte ihr eigenstes Lebenselement, dessen sie sich selbst hätte entschieden bemächtigen müssen, daran immer mehr verstehen. Denn sie, die bei ihrer wundersamen Organisation in jedem andern, vielleicht bloß ökonomischen Hausfrauenverhältniß untergegangen wäre, bedurfte nach einer ernststen und unbefriedigten Kindheit, in der sie nicht zu ihrem Genüge gekommen, eines solchen Verhältnisses, wo ihr innerstes und verborgenstes Sein sich Geltung und Herrschaft gewinnen konnte. Sie bedurfte anfänglich einer Stellung zu einem durchaus erst werdenden, der, in der jugendlichen Lust und Weichheit seines eigenen Wachstums, Relativität genug besaß, um sie an Allem, was er that und versuchte, als den integrierenden Theil mitwirken zu lassen. Denn eine Beziehung zu einer bereits in sich festgewordenen und gesättigten Männernatur, wo sich der Mann streng in seine Eigenheit gegen sie abgegränzt hätte, würde ihr damals ebenso wenig eine gemäße gewesen sein, als ein bloß häusliches Glück, und so muß das Verhältniß, in das sie getreten war, als ein im Anfang ihr durchaus entsprechendes betrachtet werden. So wuchs sie selbst, indem ihr

§



Geist das lebendige Prinzip einer solchen Gegenseitigkeit wurde, immer herrlicher heran, aber sie ließ ihre eigensten Gedanken lange nur wie Accorde anklängen, die kein anderes Leben haben wollten, als bloß der Harmonie ihrer Liebe und ihrem Gegenstande sich dienend unterordnen. Manche ihrer schönsten, eigenthümlichen Anschauungen hauchte sie in die Gedichte ihres Gatten hinüber, und war glücklich, die stillwirkende Muse im Hause zu sein, ohne daß ihre Bescheidenheit die Anerkennung davon jemals zugelassen hätte. Zuweilen legte sie auch wohl selbst mit Hand an die Ausführung, besonders in schwierigen Fällen, wo es galt, selbstquälerischen Umarbeitungen mißlungener Stellen durch ihre Dazwischenkunft ein Ende zu setzen. Dann, ganz ihren Eingebungen folgend, bewährte sie auch einmal die Zuversicht, die jeder geistigen Ueberlegenheit eigen ist, indem sie das von ihr Hergestellte als die entscheidende Verbesserung letzter Hand durchaus gelten wissen wollte. Schon im ersten Bande der von Stieglitz herausgegebenen „Bilder des Orients“ ist eine Partie von ihrer Hand („Mairuna“, S. 143—145.), und in den: die Tragik der neuern türkischen Reformenversuche veranschaulichenden Trauerspiel: „Sultan Selim III.“, welches im Winter 1830 entstanden, hat Charlotte eine der schönsten Scenen gedichtet. Nämlich die zweite im dritten Akte zwischen dem Arzt und der Valide Sultana, an welcher der Dichter nach mehreren vergeblichen Versuchen gescheitert war. Als er einmal nach Hause kam, trat ihm Charlotte ganz erschöpft und blaßgeworden entgegen und deutete nur lächelnd auf das Pult, worin sich jene Scene völlig ausgearbeitet vorfand, mit einer festen und gediegenen Formung und einer Kräftigkeit der poetischen Gedanken, an der nichts auszusetzen blieb. Zuweilen schrieb sie auch, von allerliebster Laune angeflogen, kleine neckende Parodieen zu den Gedichten ihres Mannes nieder, worin sie ihn persiflirte oder sonst anzuregen suchte, wie zu Bd. 2. S. 239. der „Bilder des Orients“ das folgende:

„Ein anderer Liebhaber zum Hackebrett.“

Wär' ich doch ein großer Wallfisch,
O Du meines Lebens Lust,
Jeden Tag 'nen Wasserschwall frisch
Brächt' ich, Kühlung Deiner Brust.

Wär ich nur 'ne kleine Rage,
O Du Herzens-Sonnenschein,
Strecktest Du nach mir die Tase,
Blinzt' ich mit den Neugelein.

Ja, zugleich wär' Wär und Wasse,
Katz und Maus ich, Seel' und Leib,
Wünschtest Du mich so zum Spasse,
So zum süßen Zeitvertreib.

Und ihre eigenen Gedanken und Phantasiebilder warf sie oft auf abgerissene Zettel hin, die sie, wie zum Fenster hereingeflogene Tauben, in der Stube verstreute, und zur Ausführung in ihrem Sinne empfahl.

Für ihre geistige Entwicklung, die vornehmlich seit dem Jahre 1831 eine so überraschende Höhe erstieg, trug ihr Aufenthalt in Berlin, dort entstandener Umgang, und die vielfältigeren Berührungen, die sich anknüpften, nicht wenig bei. Bei gleich großer Liebe zur Zurückgezogenheit, hatten doch auch wieder Beide jetzt nicht weniger Hang zu einem ausgebreitetern geselligen Verkehr, und Stieglitz, der eine ungewöhnliche Anzahl von Bekanntschaften besaß, führte die anfangs Widerstrebende immer mehr in mannigfaltigere Weltverbindungen über. Darunter befand sich mancher ausgezeichnete Mann, in Literatur, einer Kunst oder Wissenschaft berühmt, der sich dem jungen Ehepaar angenähert und durch der lieblichen Frau seltene Erscheinung angezogen fühlte. Es bildete sich, mit manchem Wechsel in den Gruppierungen der Ber-

hältniſſe, allmählig ein erfreulicher Freundeskreis, der an Charlottens anmuthigem Walten und ihrem hoctönenden Geſang, womit ſie oft dieſe Zirkel verſchönte, lebenslängliche und tiefhaftende Erinnerungen empfangen hat. Man konnte ſie, trotz ihres ſehr angegriffenen Geſundheitszuſtandes in den erſten Ehejahren, faſt immer ſtillglücklich und beglückensluſtig antreffen, wenn ſie nur den Gatten befriedigt, von kranker Reizbarkeit des Körpers und der Gemüthsſtimmungen befreit ſah. Aber die allerheftigſten Krisen hatte ſchon damals der Freund mit ſeinem aufgeregten Nervenleben zu beſtehn. Er verfiel in die beſorglichſten Zuſtände, mit denen Charlotte immer die verſchiedenſten Weiſen der Behandlung in Liebe und Strenge verſuchte, meiſtentheils mit einer großen wirksamen geiſtigen Gewalt über ihn, wenn auch oft in dunkeln Stimmungen gerade die Nähe der tiefften Liebe am eifrigſten verkannt und verrückt wird. Sie aber blieb unermüdlich in ihrer Liebe und dachte manchmal hin und her, wie mit einem durchgreifenden Heilmittel die drohenden Geiſter dieſer innerlich getrübteten Zuſtände ſich verſcheuchen ließen. Schon in jener Zeit verſank der Freund einmal auf einem Spaziergang ganz in ſich, und merkte nicht mehr auf die neben ihm gehende Gefährtin. Sie ſtahl ſich von ſeiner Seite weg, und ging allein von dannen, um ihn dadurch, daß er ſie plötzlich vermiffe, wieder zum Erwachen und zu ſich ſelber zu bringen, ſelbſt unwillkürlich immer mit dem Gedanken umgehend, daß Trennung nicht bloße Trennung ſei, ſondern auf ewige Nähe ziele. —

Beiden war es gleich eigenthümlich, beſtändig mit Lebensplanen ſich zu beſchäftigen. Dazu kommt der Menſch ſo leicht, den ſeine regsamen Anlagen des ſchönſten Erdenglüces werth machen und der ſich doch irgendwie an eine drückende Scholle, die ihn gebannt hält, mag ſie nun in ihm oder außer ihm liegen, gefeſſelt findet. Bald ſoll es die, bald jene Richtung ſein, die einzuſchlagen werden muß, um die flüchtige Geſtalt des Glüces unter uns anſäßig und dauernd zu machen. Bald möchten wir nach dem Norden, bald nach dem Süden ziehn, um hier die Klarheit, dort die Wärme dem Daſein zu

gewinnen, um hier feste Verstandesgränzen um das Leben zu ziehn, dort in glühender Blüthenlust es untertauchen zu lassen. Welches ist die rechte Zone für das menschliche Glück, und welche Himmelsgegend ist es eigentlich, nach der die Weilenzeiger unserer Wünsche, die Reiselust unserer Hoffnungen, das Heimweh unserer Zugvogeltriebe hinweisen? Ueberall Heimath, überall Heimathlosigkeit, und daher die unaufhörliche Geschäftigkeit der Gemüther, Anstalten, Pläne, Einrichtungen zu treffen und mit den Institutionen des Lebens hin und her zu schalten und zu walten. Für Stieglitz, den auf der einen Seite so manche Verhältnisse drückten, auf der andern so manche lockten, war die Versuchung nahe, immer an Umzug und Abänderung zu denken, um endlich die alleinseeligmachende Lebensnorm, mit der seine Einbildungskraft sich stets beschäftigte, zu fixiren. Da machte es sich denn Charlotte, die hold dareinlächelte, zur Aufgabe, alle die ungestümen Lebenswünsche zu regeln, zu leiten, zu mildern, ja bestimmten Inhalt ihnen zu geben, denn sie war frühzeitig weise geworden an den schweren Herzsclägen ihrer Jugend, und stand ihm mit einer überlegenen Reflexion zur Seite. Dann schrieb sie ihm das, was sie in ihn hineinzureden hatte, oft auf Zettel nieder und legte sie ihm in sein Pult, wo er sie beim Nachhausekommen wie zufällig finden mußte. So, als es sich um eine vielfach bedachte Uebersiedelung nach Petersburg handelte, die besonders durch die Aussicht auf das Zusammenleben mit den dortigen Verwandten angeregt wurde, die folgenden Zeilen:

Den 21. Januar 1833.

Mein Theuerster!

Nach einigen Jahren hast Du Orient und vielleicht zwei Tragödien gedichtet.

Soviel Natur als hier, ist im Norden auch. Freunde schreiben Briefe nach Nord und Süd. Reisen machen kann man überall, wenn man nur Geld dazu hat. Sobald der Orient beendet, studirst Du Literatur ganz allmählig, machst Dich alsdann näher vertraut mit Literaturgeschichten, die es jetzt in Hülle und Fülle giebt, so daß es leicht ist nach einiger Zeit über Literatur lesen zu können. Wir suchen eine Anstellung im Norden; dort wird gut bezahlt. Die innern Rosen- und Myrtenhaine blühen frisch in unsrer Liebe. Die Anstellung muß so sein, daß wir in den Ferien eine Reise machen, groß oder klein, nach Deutschland oder nach Italien. Künftig, wenn Du im Norden, behandelst Du deutsche Stoffe in der Sehnsucht nach Deutschland. Die deutsche Geliebte sieht sie auch im Norden glühend mit Dir durch. Du machst alsdann den Deutschen oft Liebeserklärungen, weil sie die ferne Geliebte sind. Und so lebst Du frischer in Deutschlands Herzen fort — Du bleibst ein deutscher Dichter. Ziehst auch Deutsche nach Dir — wer weiß, wie es nach zehn Jahren? — am Ende ein Deutscher Freundeskreis um uns! — In Petersburg braucht es nicht zu seyn, sondern in jeder tüchtigen nordischen Universitätsstadt. Täglich eine Stunde müßtest Du lesen — mehr nicht. Was sperren wir uns? Laß im Frühjahr in Petersburg uns Probe machen! Der Brief vom Onkel hat dieß Alles in mir angeregt. Welch eine Welt, dort Deutsche Literatur zu lesen, den Gott in der Blüthenwelt zu zeigen — köstliche Aufgabe! Missionair des menschlichen Geistes zu werden, und daneben selbst einen Blüthengarten zu schaffen! — Mich faßt die Aufgabe in Dich hinein ganz merkwürdig. Du würdest ganz eigenthümlich wirken.

Dieß würde eine Stellung zugleich zur Welt, wie sie für einen solchen Menschen ziemt. Zur langsamen Vorbereitung kommt Dir sogar die Bibliothek zu Gute. Willst Du? — Ja! — —

Gieb Deinen Segen, guter Gott, und gieb ihm Deinen Blüthengeist auch in Deinem Norden! Wie sollte man sich nicht trennen kön-

nen? Ueberall ist Er der Quell des Lebens und des Geistes, der unsterbliche Geber hier und in alle Ewigkeit! —

* * *

Ein anderes Mal, wo eine aus geringfügigen und nichtzuachtenden Ursachen entstandene Verstimmung, ja Schwermuth einen trüben Tag erzeugte, schrieb sie ihm folgendes mahnende Blättchen:

* * *

Recept für Uns.

So lange wir aber leben, also uns lieben, laß uns gegenseitig soviel wie irgend möglich heitere Blumen (lebensfrische heißt das) warten für einander, das geringe Unkräutchen (ein bloßer Schnupfen, eine zerbrochene Lampe) das sich einschleicht, mit thätiger Hand vertilgen, aber es um Gottes Willen für keine Trauerweide ansehen; sonst bleibt uns am Ende kein heiliger Baum mehr für das Grab des geliebtesten Todten — und dieß wird sicher ein furchtbarer Verlust.

Laß uns gegenseitig erfreuen, stärken, halten, erheben, handeln, und somit froh seyn — hörst Du?! — Laß uns denken, wenn wir säen allerlei Saamen, daß die Früchte zu rechter Zeit schon reifen werden; der Boden, der lang liegen kann, bringt es doppelt ein.

Lebe ist der Athem, der ihn nährt,
Vertrauen ist die Sonne, die's bewährt,
Und wo sich dieß vereint gefunden,
Muß auch die rechte Frucht gefunden. —

Du glaubst sie ruht, weil sie nicht schwillt? —
Ins Innre schau! Dein Seelenbild!

Deine Charlotte.

* * *

Und da hier einmal ihre eigenen Worte und Aeußerungen zur Schilderung des beiderseitigen Zusammenlebens gebraucht werden, so sind noch einige merkwürdige Zeilen von ihrer Hand herzusetzen. Nach einem zwistigen Gespräch über einen Bekannten, über den Beide verschiedener Meinung waren, und der Stieglitz vorzugsweise begünstigte, während Jener in unverhölener Redseligkeit oft Ansichten über das weibliche Geschlecht äußerte, die eine edle Frau weder dulden noch in ihrem eigenen Hause anhören durfte, legte sie, da ihr Gatte diesen Freund nicht aufgeben mochte, zur Ausgleichung des entstandenen Conflicts dies Blatt in sein Pult:

An Heinrich Stieglitz.

Den 3. Februar 1833. Sonnabend Abend

Die unendliche Liebe zu Gott beruht im Christenthum auf der Milde der Vergebung; mit Einem Male verstehe ich die Liebe Gottes, wenn ich mich freier Brust mich ihm gegenüberstelle; da sieh' mich wie ich bin mit allen meinen Falten, meinen menschlichen Schwächen! — Dir ist nichts verborgen, und dennoch schüchtest Du mit Deinem Zorn mich nicht ein; ich fühle Deine Milde, und um dieser Milde willen liebe ich Dich, und sie stärkt mich nicht allein, sondern diese Liebe wird eine thätige.

„Irdische Liebe“, sprach Jesus, „ist nur Funken jener Liebe, die die Gottheit hegt, für den Sünder selbst, dem tief gesunken noch ein menschliches Herz im Busen schlägt!“ —

Die Juden fürchteten Gott knechtisch; ihr Gott war der zürnende, und deshalb waren sie ihm nicht treu. Strenge flößt keine Liebe ein, weder in den Charakter, noch zum Object. Wer nicht kleine Fehler oder Schwächen verzeihen kann, kaum anhören, erbittert. Wir sind verwöhnte Kinder der un-

end

endlichen Liebe, an Wahrheit gewöhnt; aber nur in stummer Sprache soll es heilig bleiben, und so wird das Wort die Schuld.

Ist es denn so unverzeihlich, wenn die Frau, die keine Kinder zu erziehen, also gar keine Thaten aufzuweisen hat, die irgend für sie zeugen, nicht gerne in die Reihe der Weiscläferinnen gezählt sein will? Daher vielleicht die Empfindlichkeit und die Befangenheit gegen alle, die nicht das Individuum und sein Verhältniß, sondern nur das Geschlecht erkennen. — Wo ist die Schuld? — Ich sage nicht „ich will es nicht ertragen,“ sondern: „ich bin befangen.“ Wahrheit! — Glaubst Du aber, ich täusche mich, so fühle das Herz, wenn ein solcher in die Thüre tritt; wie die Fühlhörner der Schnecke, so zieht sich Alles in sich selbst zurück. —

In diesem Abschnitt soll bloß noch die kurze Chronologie ihres Lebens bis zum Frühjahr 1834 angedeutet werden, um als Anhaltspunct für die nachherigen reicheren und zusammenhängenden Mittheilungen aus ihren Papieren und Briefen zu dienen. Im Herbst 1830 eine Reise nach Leipzig zum Besuch ihrer dortigen Verwandten, wo Charlotte die Leipziger September-Revolution miterlebte. Das Jahr 1831 hindurch ein stillgefelliges, der Lectüre, der Musik und dem Freundesumgang gewidmetes Leben, wo sie unendlich viel in sich aufnahm, und in vergönnter Ruhe, bei ziemlich glücklicher Gesundheitsstimmung ihres Gatten, eine merkwürdige Höhe ihrer innern Entwicklung erlangte. Im Jahre 1832 eine Seebadreise nach Doberan, gemeinschaftlich mit ihren Schwestern, zur Herstellung ihrer leidenden Gesundheit, die bald in der Brust, bald im Magen angegriffen zu sein schien, ohne daß man über den Sitz des Uebels recht klar werden konnte. Im Jahre 1833 die Reise nach Petersburg und von dort nach Moskau, mit den mannigfachsten neuen Anregungen und Bereicherungen ihrer Anschauung, die eine so großartige Empfänglichkeit besaß. Da verlebte sie, zugleich in einem ausgezeichneten und immerdar reichbewegten Familienkreise, wo das Dasein sich mit festen

Gestalten der Liebe und Verehrung umgränzt und die Tage einen immer klangvollen Wellenschlag haben, eine ungemein glückliche und fröhliche Zeit, den frischen Jugendmuth ihrer schönen Natur ganz herauskehrend. Darauf nach der Heimkehr der Winter 1833 — 1834, der eine der erfreulichsten Perioden ihres Zusammenlebens wurde, wo Beide, von der großen Sommerreise und dem Antheil an erweiterten Verhältnissen erfrischt und gestärkt, mit Behagen wieder in ihr anspruchloseres Stillleben eingingen, wo Stieglitz, männlich kräftiger Gesundheit sich erfreuend, auch an seinen nun unverdrossen verrichteten Amtsgeschäften keine innere Störung empfand, mithin vor allen für die gern sich beglückende Charlotte eine alte Ursach zu großen Sorgen geschwunden schien. Sie ließ uns in diesen leider so schnell vorübergerauschten Monaten schöner als je ihre wunderbare Gesangstimme erschallen, und während Stieglitz, in dieser ganzen Zeit ungetrübt und schaffenslustig, mit eigenen Arbeiten beschäftigt war, las sie viel, und hatte selbst herrliche Gedanken, war mittheilsam und ergoß lebhaft ihren Geist im Gespräch mit einem vertrauten Freunde. Dieser klare und ruhige Himmel erhielt sich bis in das Frühjahr 1834 hinein, wo sich plötzlich unglückschwängere Wetter am Horizont zusammenzogen und über den Häuptern der Beiden verderbender denn je sich zu entladen drohten. —

Im folgenden Abschnitt unternehmen wir es, von der holden, waltenden, denkenden, singenden, sorgenden Dichterfrau ein Portrait zu zeichnen, wie es den aufgeblühtesten und entwickeltsten Moment ihres innern und äußern Lebens darstellt. Vorher mögen hier noch von ihr selbst zwei ihrer sinnigen Gedichte folgen, die sie, eine seltene Gelegenheitsdichterin der Liebe, ihrem Manne sang, um ihn mit dem einen zu mahnen, an die immer verschobene Ausführung seiner nordischen Reisebeschreibung endlich Hand anzulegen, mit dem andern, ihm zu seinem Geburtstage einen lieblichen Scherz zu sagen, der wegen einer gerade vorhandenen Ebbe in der Dekonomie des Haushaltes lustig trösten sollte.

An meinen Dichter.

(Mit sechs Schreibfedern zum Weihnachttheiligabend.)

Diese Federn für die „Reise“
Nütze bald mit kühnem Sinn;
Fragst zu lang Du: „welche Weise?“
Wächst das Moos wohl drüber hin.

Gieß ein Füllhorn aus mit Früchten,
Blüth' und Früchte gib zugleich;
Weisheit sei in Deinem Dichten,
Wiß und Jugend mach' es reich.

Menschen laß uns drinnen finden,
Menschen die gelebt, gedacht,
Laß von Lieb' Dich warm entzünden
Und von Jorns Gewitternacht.

Greif in Deines Busens Tiefen —
Hast Erfahrung nicht genug?
Allen Stimmen, die noch schliefen,
Gönne jetzt den kühnen Flug!

Was am Stoffe muß zerschellen,
Hat hier Freiheit, hat hier Raum —
Reise, Freiheit sind Gesellen,
Freiheit ist im Wein der Schaum!

Laß es sprudeln, laß es setzen,
Gieb uns einen guten Wein,
Und ich will Dir mit Ergehen
Auch ein treuer Streiter (Streicher) sein.

Charlotte Stieglitz,
geborne Willhöfft.
den 24. December 1833.

Gruß zum 22. Februar 1834.

An meinen Heinrich Stieglitz.

Komm' ich auch mit leeren Händen,
Käm' ich auch mit vollen gern,
Wird's der Gott Dir reichlich spenden,
Nenn' es Deinen guten Stern.

Dichter kennen andre Gaben,
Tänzelnd Spiel sie achten's nicht,
Von dem Gotte woll'n sie's haben,
Götterkraft und Götterlicht.

Windet heut ihm zarte Kränze,
Weilchen und Gedenkemein,
Morgen im erneuten Lenze
Nennst die Blüthenwelt er sein.

Labet liebend frohe Gäste,
Gebet was das Herz erfreut,
Einer nur — der Wirth vom Feste
Ist wo anders, ist zerstreut.

Und es sollte drob mich quälen,
Leere Hand und leeres Haus?
Kommen nur die rechten Seelen,
Leben wir in Saus und Braus!

Gute Geister, ungeladen
Giebt der Dichter euch Quartier,
Und die Gattin spricht: „Eur Gnaden,
„Laßt's euch lang gefallen hier.

„Macht euch breit und macht euch dicke,
„Lagert euch in bunten Reihn,
„Mit euch leben wir im Glücke,
„Mit euch fehlt's uns nicht an Wein!“

Und es sollte drob mich quälen
Leere Hand und leeres Haus?
Kommen nur die rechten Seelen,
Leben wir in Saus und Braus!

IV.

Die alten Deutschen sahen in ihren Frauen etwas Uebernatürliches, das mit den Göttern zusammenhing. Deshalb schrieben sie ihnen Weissagungs- gabe zu und verehrten sie als die heiligsten Gestalten des Lebens. Das Weibliche tritt auch am eigensten als das Genienartige im Dasein auf und ihre Engel und Schutzgeister haben sich alle Völker vorherrschend weiblich ge- dacht und gebildet. Das Geheimnißvolle in der weiblichen Natur weist mi- der zauberhaften Mystik ihrer Organisation auf besondere und tiefliegende Ideen der Schöpfung zurück, und in diesen holden Räthseln der Liebe ha- sich das Sympathetische in allem Weltzusammenhange ausgedrückt. Das Sympathetische, welches die Kräfte lockt und bindet, die stille Musik im In- nersten der Weltseele, die Sterne, Sonnen, Körper, Geister in diesem ewig wandelnden Rhythmus und in dieser unverlierbaren Gegenseitigkeit sich bewegen macht, ist das Weibliche des Universums. Dies ist das ewig Weib- liche, von dem Goethe sagt, daß es himmelan ziehe. Daher nichts Tieferes, Leiseres, Unerforschlicheres, als eines Weibes Herz. Unbeweglich greift es in jede wunderbare Ferne des Daseins hinüber, und hört mit feinen Nerven das Verborgenste, was es giebt, in sich heraus. Von jedem Klang berührt und erschüttert, wie eine Geisterharfe gebaut, zittern auf ihm die geheimsten Sai- ten der Natur und des Lebens oft in prophetischen Schwingungen nach

Des Weibes Herz ist ein offener Liebestempel, in dem die edelsten und höchsten menschlichen Gefühle beten gehn, und wo die Natur für so viele streitende Elemente der Zwietracht ein großes Versöhnungsfest ausgefunden hat. Das Weibliche ist die in die Gestalt getretene Fülle der Liebe, die in der ganzen Welt sucht, an wen sie sich beglückend schmiege, um der süßen Nothwendigkeit der allgemeinen Harmonie willen. Es ist das Anschmiegende, und darum die Weichheit in den duftiggebildeten Formen, fließend und wallend wie Lockenhaar der Grazien, das Epheuartige am Leben. Es ist das Dienende, und darum die süße Magdsnatur im Weibe, die ächt christlich ihrem Herrn die Füße wäscht, mit liebebeuchten Blicken, der unendlichsten Hingebung fähig, keinen Lohn verlangend für treugeleistete Dienste. Es ist das Mütterliche, das gütige Wesen der allwaltenden Mutter Natur, und darum der sorgliche Haushaltungstrieb des Weibes, darum in ihm die physische Stätte des fortlebenden Geschlechts. Es ist das Beglückende und darum sein Prinzip die Schönheit, sein Wesen die Heiterkeit der Gestalt, sein Reiz die Poesie des Bildes. Das Männliche, welches das streng auf den Begriff der Dinge Gewiesene und im Kampf um das Begriffliche der Existenz sich Abbringende ist, stellt die Schwere dar, wo das Weibliche das Licht; den Ernst und die Kraft, wo das Weibliche nur den Sieg der Milde; das eckigausgelaufene Extrem, wo das Weibliche die Wellenlinie der Ruhe; das gewaltsam Schaffende, wo das Weibliche das still Zusammensügende und Einigende. Und so ergänzt sich das ächt Männliche immerdar an dem ächt Weiblichen, und sänftigt und schmückt sich an ihm, wie der strenge Begriff sich sänftigt und schmückt an der schönen Bildlichkeit der Erscheinung. Mit all den unbeschreiblich zarten Schmerzen, die in eines Weibes Brust verborgen liegen, (denn keinem Herzen werden tiefere Dolchwunden im Leben geschlagen, als dem weiblichen in seinen wunderbar gefühlvollen Organen,) mit all seiner in sich dichtenden und sinnenden Schmerzenslust ist das Weibliche doch das höchst Seelige, das, im Innersten voll von Melodie, des schönsten Gelingens der Eintracht zwi-

schen Innen und Außen sich zu erfreuen vermag. Das Weibliche ist etw
 Allgemeines an allem Leben, die leiseste Psyche des Daseins, und daher
 feine Zusammenhang der weiblichen Natur mit den allgemeinen Organisa
 nen, Einwirkungen und Weltkräften, daher die geheimnißreiche Anziehun
 kraft, die es, als der eigentliche Pol des Geschlechts, so magisch ausübt,
 könne Jedes nur erst in und mit ihm, dem ächt Weiblichen, seinen Frie
 finden, und ein Allgemeines, das es mit Jenem gemeinsam hat und d
 auch wieder nicht, als etwas Dauerndes befestigen. So deuten die M
 diese Idee eines allgemein Weiblichen in der menschlichen Natur merkwür
 an, indem sie durch ihre Benennung der Augäpfel ausdrücken, daß Jed
 ein junges Mädchen im Auge sitze! Junge Mädchen (pupillae, sog
 nannten die Alten die Augäpfel, worauf einmal Winkelmann aufmerk
 gemacht, und das menschliche Auge, dieses strahlende Hellsdunkel des gehe
 sten Seelengrundes, kann man es treffender und bezeichnender nennen,
 indem man ihm die Weiblichkeit beilegt, die Weiblichkeit, die am eigen
 aus jenem geheimen leisen Seelengrund alles Lebens, wie eine Anadyom
 aus der Tiefe, heraussteigt, die, wie sie das aufgeschlagene Auge der irdis
 Schönheit, so auch die Schönheit im menschlichen Auge ist?

Und Charlotte? Ich glaube, ich habe sie nun bereits geschilt
 Denn jedes Edelste, Höchste und Lieblichste weiblichen Geschlechts stellte sie
 sich in anmuthig stiller Gestalt dar, und man lernte es eben von ihr emp
 den und begreifen. Jene Seelenherrlichkeit des menschlichen Auges,
 ächt weibliche Psyche, erschien niemals wunderkräftiger abgespiegelt als in
 ihrigen. Sie hatte überirdisch schöne Augen, die, groß und braun und g
 zend, der krystillklarste Ausdruck eines immerbewegten Geisteslebens wa
 Bald in Forschung und tiefes Nachsinnen versenkt, bald von trunkener S
 sie der überwallenden Gefühle schwimmend, bald von der harmlosesten Sch
 heit lachend erfüllt, sahen diese strahlenden Augen Jeden, zu dem sie
 aufschlugen, mit einer holden bittenden Freundlichkeit an. Sie hätten

ihren leuchtenden Sternen gern Liebe in die ganze Welt gehaucht, und nur selten wurden sie ernstdunkel oder zürnend, wo entschieden ausgesprochene Antipathieen ihnen im Wege lagen. Aber ihr Zorn hatte etwas merkwürdig Großes und Schönes, wie er in Frauenaugen selten sich dazu erhebt, und sie besaß zuweilen, plötzlich auffschauend oder von einem dringlichen Moment erregt, eine funkelnde Tapferkeit des Blickes, die sie der heldenmüthigsten Entschlossenheit und Ausföhrung fähig zeigte. Doch die tiefste Milde bei aller Festigkeit war der eigentlickste Grundzug ihres Charakters, und diese Milde war der lächelnd entgegenkommende Gros, dem Jeder in ihrem offenblickenden Auge begegnen konnte. Ihr Auge glich oft der Sonne, die über Gerechte und Ungerechte scheint, denn in kein Geschöpf war jemals ein so großer Schatz und Ueberdrang der innersten Liebe gelegt, und diese Liebe trat ihr in die Augen, und beschien von da aus mit seelenvoller Theilnahme und Wohlwollen auch den Unbedeutendsten. Obwohl nur sehr Wenige ihr Vertrauen besaßen, das ihr scharfer Verstand freigebig zu verschenken hinderte, so zeigte sie doch immer das ihr ganzes Leben hindurch liebesehnende Herz auch da, wo ihm nicht genug gethan werden konnte, eben in diesen merkwürdigen huldspendenden Augenstrahlen. Es war die Hobeit der Liebe selbst, die in weiblicher Schönheit in die irdische Erscheinung getreten, um beglückend, verführend, vermittelnd, segnend zu walten in einer Welt voll Egoismus, Kälte, Eigennuß und niedrigen Antrieben.

Dazu das lieblich gebildete Gesicht mit seinem scharfen, geistvollen Ausdruck, ein starkes Profil von ebenso viel kecker Zeichnung als edler Innuth. Hier war ein stilles Blumenbeet von Ernst, Schmerz und Freude in einer seeligen Mischung, und in die rührende und gewichtige Bedeutsamkeit dieser Züge flocht sich ein kindlicher Liebreiz, dem man nicht ohne Andacht ergeben sein konnte. Da erhob sich die von den braunen Locken spielend begränzte Stirn in gedankenvoller Wölbung, und wenn nicht so klein und schmal, wie der medizinischen Venus Idealform es kunstgerecht heischte, dennoch bei allem

Nachdenken, das auf dieser Stirn ruhte, mit schöner Mädchenhaftigkeit geziert, und die Sinnblüthe lieber Bescheidenheit verrathend. Nun tritt die feine längliche, keckgehobene Nase mit einem leise geschwungenen Adlertypus hervor und giebt dem ganzen Gesicht eine kräftigende Haltung, die unbeugsamen Lebensmuth und Strebenslust der herrlichsten Seele an den Tag legt. Dann die stolzen Rubine der Lippen, die, schwellend und gesangvoll um eine glänzende Perlenreihe der Zähne geschmiegt, einen leise verschmähenden Zug nicht verleugnen, welcher der Ausdruck ist eines unendlich keuschen und reinen Edelsinns, unbeschreiblich verletzbar durch jede unlautere Härte der Welt. Ueberall sonst die reinste Schönheitslinie, holdes Oval der Wangen mit sanften Grübchen, das frischeste und gesättigtste Incarnat, und eine stets blühende, rosaroth gefärbte Gesichtsfarbe, die ihr oft auch dann blieb, wann sie einmal leidend und angegriffen, wo sich, wie auch in besonders aufgeregten geistigen Stimmungen, jenes hocherglühende, wunderbare Schönaussehn bei ihr einstellte, welches ihr einen banger Anstrich von fernentrückter Verklärung und Verschmelzung gab. Das braune, in früherer Jugend dem Dunkelblonden angenäherte Haar war ihr, wie sie es trug, ein besonders lieblicher Schmuck des ausdrucksvollen Kopfes, und die den feinen Hals berührenden Locken hinter dem Ohr hatten sich noch aus der kindlichen Weise der ersten Mädchenjahre in dieser unschuldsvollen Form erhalten. So sah man sie, meistens das Haupt ein wenig auf die linke Seite gebeugt mit einer milden Senkung, worin sich ihr Hang zum Sinnen und innern Vertiefen kundgab, aber auch ihr theilnahmvolles und hingeebenes Betrachten, das sie jedem Gegenstand mit liebevoller Auffassung widmete. Dieses leise eigenthümliche Seelenleben selbst in ihrer Haltung ging durch des Körpers ganze, in sehr zierlichen und lebensvollen Formen ausgebildete Gestalt. Sie war von mittlerer Größe, und schritt mit leichter sylphenhafter Bewegung auf dem kleinen Fuß einher, das heiterste Ebenmaaß der Glieder vorstellend, die gleich dem Elfenbein fein und weiß an ihr ershimmerten. Und über diese ganze, zarte Erscheinung lag das

jungfräulich Duftige ausgesponnen, das ihr, die noch immer etwas Mädchenhaftes an sich hatte, beständig verblieb und ihr den sanftverschlossenen Reiz stiller Verschämtheit anhauchte. Dazu kam zugleich etwas Treuherziges, Wieder sinniges, Wackeres in ihrer Natur, das sich bei jeder Gelegenheit kundgab, besonders wenn sie Dem, der etwas recht nach ihrem Sinne gesagt oder gethan, schnell ihre kleine, außerordentlich lieblich geformte Hand hinreichte und ihm die feine schüttelte. Diese kleine schneeweiße Hand legte sie oft sinnend an die Schläfe, oder griff damit nach ihrem Herzen, wann sie, was nicht selten war, Herzklopfen hatte. Ihr Sprechen war meistens leise, und der Ton zu geistig, um recht körperhaft zu werden, während ihr Gesang eine ungewöhnliche Stärke hören ließ, in der Alles, was nur von ihrer Seele Klang werden konnte, sich in jauchzenden Accorden befreite.

Soviel köstliches Leben mußte von Allen, die ihr nahe standen, wie ein Himmelsseegen hingenommen werden, denn was wirkt veredelnder, als die Nähe einer so durch und durch schönen Natur, die uns in Streben und Denken sich anschließt? Und Charlotte verstand sich auf den recht ächten, menschlichen Umgang wie auf eine schöne Kunst, die sie mit sinnigem Bewußtsein, daß aus jedem wahren Verhältniß ein bestimmter geistiger Inhalt sich ausdrücken müsse, beglückend ausübte. Sie war streng in der Freundschaft, denn sie machte große Anforderungen an den innern Gehalt derselben, und verabscheute jenes substanzlose Nebeneinanderhinschlendern, wodurch täglicher Umgang der Menschen so oft nur das bequeme Negligékleid ihrer Langweiligkeit und Leereheit wird. Aber sie selbst genügte diesen Anforderungen am meisten, indem sie mit der ihr eigenen Offenheit durch das Beste, was in ihr vorging, das Gespräch belebte, jedes neu Aufgenommene und Angeeignete freudig zum Austausch brachte, und mit einer gewissen Eifersucht, welche gerade die reinste Liebe war, auch bis auf das Kleinste die Mittheilungslust rege erhalten wissen wollte. Bei diesem Ernst und Eifer, mit dem sie die Verhältnisse nahm, war doch kein Herz zugleich für Freude und Scherz des Umgangs empfäng-

licher. Die herrlichste Laune mit ihrem ganzen bunten Schmetterlingsgefolge von Einfällen und Wigen kehrte bei ihr ein, wann sie der Harmonie ihres eignen Wesens überlassen blieb, und obwohl sie nie laut lachte, konnte doch der kindlichste Muthwille aus ihr hervorbrechen, der sie neckend, hüpfend, tänzelnd und durchaus lebensübermüthig erscheinen ließ. Dann schlugen die Pulse dieser seelenhaften Gestalt raschere Takte an, und Grazien und Genien umgaukelten das strahlende Haupt, das seine sorgenvollsten Gedanken immer so gern vergaß.

Es lag eine unendliche Güte in ihrem Charakter, die sich besonders im Umgang mit ihr tausendfältig erfahren ließ, und es kostete ihr Ueberwindung diese selbst da, wo sie etwas Unlauteres oder anmaßend Nichtiges fand, zu verläugnen. Aber sie war zugleich in ihren Nerven so seltsam erregbar, daß sie im eigentlichsten Sinne körperlich unwohl werden konnte, wenn sie von einem durchaus langweiligen Menschen mit der gewöhnlichen, gesellschaftlichen Unterhaltung belästigt wurde, und doch lag es ihr wieder am Herzen, jeden Anstoß, den sie dem Einen oder dem Andern etwa auf diese Weise gegeben, so gleich möglichst gut zu machen. Dies Letztere war in ihr überhaupt ein natürlicher Gemüthszug, wie sie denn öfter zu sagen pflegte, daß sie mit Niemanden sich besser stehe, als bei dem sie etwas gutzumachen habe. Sie haßte indeß allen Dandysmus, alle Backenbarts-Roketterie und überhaupt die eleganten Gesichter und Figuren, mit deren krausgeschnittenen Modedeformen sie sich niemals in Sympathie zu setzen wußte. Im Anfang, als junge verschüchterte Frau, blieb sie bei Besuchen einiger Personen, deren Physiognomie ihr durchaus ein feindseliges Element war, lieber in der kalten ungeheizten Nebenstube wie ein stilles Kind sitzen, oder machte sich länger als gewöhnlich in der Küche zu schaffen. Aber ihre ungemeine Wißbegierde und Bildungstrieb führten sie mehr der Unterhaltung mit Männern zu, wo sie gern an inhaltsvollen Gesprächen Theil nahm, als daß sie im Kreise weiblicher Bekanntschaften, wie lieb ihr auch manche derselben waren, sich eifrig und vielfältig

ergangen hätte. Zu schärfster Menschenkenntniß hatte ihr feinsühlender Sinn und Takt sich schon früh ausgebildet, und sie besaß jenes weibliche Ahnungsvermögen für das Geheimste, das in einer Persönlichkeit vorgehen oder verborgen liegen mochte, in einem so hohen Grade, daß ihr in ihrem stillen Betrachten Keiner entging, mit dem sie zu thun hatte. Wieviel Duldsamkeit und Milde ihr auch immer selbst gegen grobe Schwächen der sie umgebenden Charaktere eigen, wenn nur nicht ganz eine geistige und innerliche Basis fehlte, so war sie doch mit Recht schonungslos gegen manche Naturen, die ihre Halbheit, Mittelmäßigkeit oder sittliche Verzerrung allzu laut und zuversichtlich geltend machten. Dann trat jene feste Entschiedenheit und Festigkeit ihres Wesens hervor, die in diesem weiblichen Herzen auf eine außerordentliche Thatkraft deuteten, und mit männlicher Sicherheit und Scharfblick handelnd, wo es galt abzuwehren, gegenüberzutreten, den entscheidenden Schritt in ungewissen Verhältnissen zu thun, war sie für den Gatten, der entweder in naiver Hingegenheit oder in leidenden Zuständen manchen Conflicten mit seinen äußeren Umgebungen unterlag, der wahrhaft vermittelnde Genius zwischen ihm und der Welt, und sein kräftig leitender Engel. Diese tiefinnere Stärke bei so zartgewebter Schönheit übte eine unwiderstehliche Macht aus, und doch, wie oft große Helden mit irgend einem kleinen Aberglauben zusammenhängen, war Lottchen, alle ihre Tapferkeit abwerfend, zu Zeiten wieder die liebliche furchtsame Mädchenhaftigkeit selbst, die plötzlich erbleichen konnte, wenn wir an manchem Winterabend, auf dem schauerlichen Schiffbuerdamm, zusammen am Tische saßen und es sich auf Einmal anhörte, als ginge im Nebenzimmer Einer mit Gespensterschritten auf und ab, oder die laut aufschrie, wenn ihr auf einer Landpartie ein summender, frühlingslustiger Käfer in den Nacken flog.

Sie liebte gleich der Nachtigall die geräuschlose Stille. Die seltene und wunderbare Keuschheit ihres Wesens, die selbst gegen den ins Schlafkammerlein hereindringenden Mondstrahl sich hätte verhüllen mögen, gab ihr

auch im geselligen Verkehr nach außen das leise Leben der Sinnpflanze, vor jeder starken Berührung erschrickt. Mit den lauten Freuden und Vergnügungen in den gesellschaftlichen Kreisen wurde sie nie recht einig. Tanzen mochte sie in den letzten Jahren gar nicht mehr, obwohl sie besonders gublickte und die frohe Anmuth menschlicher Bewegungen im Umschwung der drehenden Paare lächelnd bewunderte. In Gesellschaft, wenn Freien die jungen Damen spielten, Federball arrangirten oder zu andern Lustbarkeiten sich vereinigten, nahm sie nicht Theil und hielt sich zu den alten Damen, obwohl sie, wie sie mir einmal scherzhaft klagte, doch bei ihnen noch nicht zu den Ehrwürdigen gehörte. Aber wie gewisse Blumen leisen Weihe der Nacht bedürfen, um sich dreist zu entfalten und die Kelche aufzuschlagen gegen Lust und Sterne hin, so war nur das Heimliche, Geistlich-andächtig Stille ihr eigenstes Lebenselement, auf dem sie mit Sicherheit in froher Bewegung wie ein geheiligter Schwan dahinschwamm. Dabei gab sie, wenn man will, doch auf die äußere Erscheinung etwas. Sie zog sich, trotz all ihrer Einfachheit und Ungesuchttheit, jederzeit sehr geschmackvoll an, und nur wie es edler Seelen Art ist, und nie sah man sie auch im Hause anders als in anmuthigster und wohlstehender Kleidung. Und mit Recht, denn das köstliche Gold des menschlichen Körpers faßt man nicht in unedles und glanzloses Blei, sondern lieber in einen Festkranz von Perlen, und die Form nicht minder schöner Verherrlichung werth, die einen solchen Inhalt, eine so edle Seele zu führen gewürdigt ist.

Nur war es oft, als wollten sich diese Form und dieser Inhalt, diese Seele und dieser Körper durch eine zu frühzeitige, geistige Ausschmelzung voneinander lösen. Dies kam immer wieder, und es schien dann, daß der notwendige Flügelschlag des rastlosen Herzens zu sehnsuchtsstark und eigenmächtig zu walten beginne. Es waren, wie in gewissen Jahreszeiten den Kranke unbewußter Wandertrieb dahinreißt, in solchen Momenten Ablösungen der starkerregten Psyche, die in Auge, Stimme, Gang und dem erhöhten Leben

des ganzen Nervenlebens sich verrichten. Sie pflegte dies oft selbst ihre Champagnerstimmung zu nennen, wo sie mit ätherischen Augen, leuchtendem Gesicht und klopfendem Busen dasaß, lebhafter und gehobener als je sprach und aufsaßte, selbst ihr fremder liegende Gegenstände rasch und schlagend combinirte, durch anregende und unerwartete Gedanken überraschte, aber nachher bei nachlassender Empfindung in Mattigkeit und Erschöpfung verfiel. An ein pralles kräftiges Diesseits des Hinlebens gewiesen, müssen wir allerdings eher geneigt sein, in solchen magnetischen Stimmungen der Seele, in die das Jenseits wie mahnend herüberscheint, einen krankhaften Reiz als etwas Gesundes und Göttliches zu suchen. Wer, wie ich, ziemlich eiserne Nerven hat, wird sich nicht leicht in solche jenseitsenteilende Zustände versetzen können, dennoch aber jenen Annäherungen einer fremden andern Welt, die bei aller diesseitigen Umgränzung und Concentration herüberschattirt und uns oft leise das Haar streift, ihr Recht als einem wirklich auch hier und um uns Waltenden nicht ablängen dürfen. Und bei manchen allzu fein und leise gewebten Naturen bildet eben das gereizte Nervenleben jene lustig schauerliche Brücke, die sich in eine fernundfremdliegende Ahnungswelt hinüberschlägt, eine Welt, deren Verwirklichung der Tod, deren Annäherung die Krankheit ist, und die dem gesunden, ächt menschlichen Organismus, der ein irdischer und als solcher ein durchaus diesseitiger, schlecht hin unerreichbar steht und von ihm abgewiesen werden muß. Demu besser ist es, gleich die Vernichtung wählen, als an eine Amphibienartigkeit der Existenz sich hingeben, in welcher der Geist eigentlich nirgends zu Hause ist, wo jedes tüchtige Schaffen und Vollbringen sich lähmt und wo der unerbittliche Verstand sich doch immer angestiftet fühlt, dem trunkenen Schauen seine etwaigen Besizthümer als Illusionen zu seciren. Die kosmische Mitempfindsamkeit, in welcher am meisten die weibliche Natur ihrem physischen Grundwesen nach steht, bringt jedoch auch fast nur bei dieser den Somnambulismus hervor, jenes dunkle, schauerhafte Begatten zweier Welten im Schooß eines Individuums, das für uns weder Werth noch Gewinn haben kann und

darf. Aber Charlotte blieb weit entfernt davon, von diesen Erscheinungen und Stimmungen, obwohl sie zur völligen Umschreibung ihres Wesens nicht angedeutet bleiben konnten, bewältigt zu werden. Jenes waren nur Momente in denen ihre Psyche in heimlichen Blüthenschauern sich schüttelte, und ein fröhliches kräftiges Walten im Kreise ihrer Pflicht, ein Bewegen mitten im eigentlichen Inhalt des Lebens darin, war ihr immer die hauptsächlichste Aufgabe des Daseins, zu der sie mit seltener Festigkeit des Willens und Charakters sich schickte. Nur ihr Gesang, den sie bei einem wirklich großen Musiktales immer meisterlicher erklingen ließ, hauchte oft in mächtiger Weise jenes transcendente ihres Wesens aus, das einmal in dessen Grundrichtung verborgen lag. Mit einer starken, kräftigen Bruststimme begabt, tönte sie ein unermessliches Seelenleben darin in die Lüfte, aber während es glockenhell und flatternder Lerchenjubel sich aufschwang, während es romantisch wie frische Waldquellen rauschte, während blauer Himmel und goldene Sonne in die ziehenden Wellen der Töne sich spiegelten, während durch holde und sicheres Kunst alles Bogen und Ueberfließen in ein reizendes Maas geleitet wurde, Klang zugleich, je tiefer sie sich selbst hineinsang, ein geisterhaftes Flügelheben in die Ferne mit hervor, eine sichtliche Strömung der ganzen Seele setzte sich in Bewegung, eine gedankenvolle Wehmuth mischte sich darein, und vor ihr leuchtenden Blicken lag etwas Zukünftiges aufgeschlagen, das der Gegenwart drangvoll und unaufhaltsam enteilte. Man war erst entzückt, dann bannend und mußte erschrocken nach ihr hinsehn, um sich noch von ihrer lieblichen Musik zu überzeugen.

Ungeachtet mancher Kunsttalente, war sie doch eigentlich mehr philosophisch-reflectirende, als eine künstlerische Natur. Sie hatte eine feine und glänzende Phantasie, die sich oft durch die originellste Verbildlichung ihrer Anschauungen verrieth, aber sie war nie darin befriedigt, bloß an dem Reiz der Gestalten im Leben oder in der Kunst sich festzuhängen. Sie war ein Wesen, das schon früh, und oft sich selbst unbewußt, dem Allge-
 1

nen zustrebte, und so mußte sich ihr überall noch etwas daranknüpfen, das ihrem innersten Leben zum Weiterspinnen und Beleuchten diene, wenn ihr Genüge geschehen sollte. Deshalb streckte sie oft die Hand nach der Philosophie aus und schickte sich mehrmals allen Ernstes dazu an, mit jenen philosophischen Systemen selbst, deren räthselvolle Sternbilder Deutschland seit Kant durchlaufen, sich vertraut zu machen. Aber hierin konnte ihr kein Freund entgegenkommen, da schon die gepanzerte Form jener Systeme Mittel der Verständigung voraussetzt, die in dem Umfang weiblicher Erziehung nicht berücksichtigt und geboten liegen. Doch es war ihr immer, als fehle noch etwas zu ihrer eigensten Ergänzung, das sie mit rastlosem Streben irgendwo suchen müsse, und dies erhielt ihr Geistesleben, dem nie genug gethan wurde und das nie genug in seiner Selbstständigkeit genährt wurde, in unendlicher Erregbarkeit. Aber die einzig gemäße Philosophie der Frauen, das ist die Poesie. Die Poesie, welche im heitern Einklang bleibt mit den unmittelbaren Gestalten des Lebens, und am Bilde, an der Erscheinung sich sonnt, in welcher die schonungslose Strenge des Begriffs von bunter Knospe umfassen gehalten wird. Und der Poesie bemächtigte sich denn auch Charlotte mit einer wahren Leidenschaft der Seele, sie nicht nur in sich gewähren lassend, sondern auch selbst von Seiten der Forschung. Sie suchte sich zusammenhängend in den Besitz einer vollständigen Kenntniß der ganzen Geschichte der Poesie zu setzen, und wenn man ihr die Entwickelungsepochen der Literatur bis in die feinem Details auseinanderlegte, hatte sie große Freude und Einsicht daran. Ihre Lust selbst an gelehrten Untersuchungen, mit denen sie ihrem Wissensdurst gern ein wenig schmeichelte, verführte sie jedoch oft noch zu einem Abstecher auf fremdartigere Gebiete hinüber. Mit dem eigenthümlichen weiblichen Spürblick, der auch aus Materien, die ihm eigentlich fern stehen und er nicht ganz übersieht, mit feinen Fühlhörnern und scharfschmeckenden Bienenlippen sich etwas herauszugewinnen und einzusaugen weiß, las sie zuweilen sogar in medizinischen oder naturwissenschaftlichen oder kritisch gelehrten Bü-

chern, und es war gar anmuthig, sie nachher darüber reden zu hören. Und dabei war sie zugleich die eifrigste und musterhafteste Hausfrau, die sich nur erst nach Beforgung der Wirthschaftsrepublik das Recht zugestand, der Gelehrtenrepublik anzugehören, und sie betrieb alle dahin einschlagenden Verrichtungen wie spielend mit besonderer Geschicklichkeit, auch hier nicht ohne Zugrundlegung wohlausstudirter Theorie, da sie auf ihre genaue Kenntniß des Kochbuchs in ihrer scherzhaften Weise nicht minder stolz that, und mit Recht, als auf die Lessings oder aller deutschen Klassiker zusammengenommen.

Bei diesem ächt weiblichen Bewegen und Walten war es seltsam, wenn zuweilen der Wunsch in ihr aufsteigen konnte: sie möchte wohl ein Mann geworden sein! Dies entsprang theils aus ihrer Wissenslust und allseitigen Regsamkeit, in der sie gern zu jedem ächten Besigthum des Lebens ihre Schritte getragen hätte, theils aus jener in ihr drängenden Freiheit der Gesinnung, die sich vor allem über die sociale Begränztheit und Bornirtheit des weiblichen Berufs hinausheben möchte zu einem kräftigeren und gedeihlichen Ergreifen des Daseins. Diese Stimmung, von der wohl jede bedeutende Frau, eben weil sie bedeutend, einmal beschlichen wird, gehört in die vielverfchlungene Kette der Emancipationsfragen, mit deren schwer zu lösenden Räthseln sich die Gegenwart nach allen Seiten hin beschäftigt, und die gerade die edelsten Gemüther in Bewegung setzen, nach der rechten Zauberphrase zur Beschwörung aller der widerstreitenden Elementargeister unseres modernen Lebens zu suchen. Und ein Geschlecht, dessen Geschichte jahrhundertelange Mißhandlungen und Mißkennungen aufzuweisen, von dem man längere Zeit nicht gewußt, ob man es wirklich solle zu den Menschen rechnen, und dem noch heutzutage einige Völker den Besitz einer Seele läugnen, ein Geschlecht, in dessen Busen der Schöpfer das Herrlichste gelegt und das durch die Barbarei und den Wahnwiz der Zeiten immer nur als physisches Mittel mitfortgeschleppt ist, — wie sollte es nicht bei der geringen Selbständigkeit, die ihm zum Grund und Boden seiner eigensten Ent-

wicklung gegönnt wird, leicht in Conflict mit seinen engen hausbürgerlichen Verhältnissen gerathen, wie sollte es nicht, je regsamer es das schöne Gewächs seiner Seele ausdehnen möchte, in Gefahr kommen, den Topf, in den es gepflanzt ist, zu sprengen! „Denn was kann eine Frau thun?“ rief Charlotte selbst einmal aus; „sie kann höchstens vor Kränkung sterben!“ Und was der St. Simonismus, dieser Wunderdoctor der kranken Weltinstitutionen, hier angeboten hat, um der socialen Verhältnisse Emancipation zu vollbringen, möchte am allerwenigsten von den Frauen selbst annehmbar gefunden sein.

Solche Umwandelungen setzte sich jedoch Charlotte bald wieder, mit weiblichem Sinn und Takt, in die Harmonie der einmal bestehenden Verhältnisse um. Bei allem Schmerz der Zeit, den sie tief in sich durchfühlte, kam immer wieder etwas Freudiges in ihrem Wesen herauf, das sich gern zufrieden und gefangen gab an Vorhandenes und Nothwendiges oder an goldenes Hoffen und frommes Wünschen. Eine starke Quelle des Trostes nach Innen und Außen war ihr auch der Geist des Christenthums, der, gegen ernsthafte Verirrungen früherer Jahre, bald auch in seiner heitermenschlichen Offenbarung in ihr erschien, und, wie dies sein vornehmlichstes Wesen ist, als eigentlichsste Kraft der Individualität, als den Lebensmuth und die Thatkraft bewegende Gesinnung, sich immermehr in ihr geltend machte. Aber auch damit war sie still im Herrn, und ließ es, so zu sagen, nicht vor den Leuten blicken, denn sie haßte jedes Frommthun gegenüber der Welt, und hütete auch ihr Beten wie eine keusche Blüthe des allerinnersten Lebens. So wurde Alles mild, linde und ging in geistige Melodie auf, wenn ihr auch die unbefriedigte Kraft, deren sie nie selbständig sich bemächtigen wollte, zuweilen jenes Wehthun im ganzen Menschen erzeugte, wie es in der Ungeduld des Frühlings durch das Herz des Baumes seufzt. Aber ihr hätte dabei der gänzliche Mangel an Egoismus fast zum Vorwurf gemacht werden können, da ein Aufgeben und Zurücksetzen ihrer eigenen herrlichen Begabung daraus wurde und sie diese immer nur als das Zweite und Dienende in der Gegenseitigkeit ih-

res Verhältnisses zu achten fortfuhr. Diese Selbstverläugnung, die rührend, aber beinahe schmerzlich schien, war ein rosiges Kind ihrer unendlichen Liebeshingebung, die keine Gränzen kannte, am allerwenigsten die ihres eignen Ich. Sie dachte immer zuletzt an sich selbst, und dies wurde ihr leicht, weil sie sich hatte in geistiger Gewißheit, während der vordringliche Egoismus, der auf seiner höchsten Spitze die eigentliche Gemeinheit im Menschen ist, sein Selbst deshalb am gefräßigsten geltend macht, weil die innere Bedeutsamkeit desselben noch so wenig festgestellt ist. Jedoch erschien diese Selbstentäußerung, welche das Verhältniß begünstigte, in ihr oft auch schon wie ein Darüberstehn über dem Leben und dessen Ringen, Eifern, Trachten und Bewerben; und während im vertrautern Umgange mit ihr Alles lieblich, freudvoll und erbaulich sich ausnahm, während ihr Herz voll ächter Menschenliebe keinen Bettlerknaben durch Wort und Gabe uncrückt ließ, konnte es nicht selten bange machen, in ihr, bei den jugendlichsten Jahren, diese unendliche Reise oder Ueberreise der Weltanschauung zu gewahren, durch die sie fast auf einem gesonderten und ferngetretenen Höhepunct aller Lebensbetrachtung sich wiegte. Dabei die schönste Frische und Röthe der Jugend, und alle Natur des Weibes in Blüthe stehend, nur des geschickten Gärtners bedürfend. In den spätern Jahren selten ein ganz melancholischer Zug unter dem wunderbar belebten Auge, dessen Irisstern einen unsterblichen Geist von sich strahlte. — —

Hier folgen, bis zu einem gewissen Zeitraum, Charlottens Tagebuchsbemerkungen, Briefe und manche andere Aeußerungen, die aus ihrem Munde niedergeschrieben und festgehalten sind, so wie die unmittelbare Lebensanregung sie gegeben. Sie war nicht und wollte nicht sein Schriftstellerin, und die große Unlust, die sie am Aufzeichnen ihrer Gedanken hatte, wodurch so Vieles unaufgeschrieben blieb, hätte das Talent für Darstellung, das ihr dennoch wirklich eigen war, fast in Zweifel setzen können. Aber wie eine ächt Lebende, war es nur der Moment, um den es ihr zu thun, in dem sie sich aussprechen, an dem sie sich befriedigen und verständigen wollte. In diesem Moment drängte sich dann mit einer mächtigen Kürze ihre ganze Anschauung und ihr eigenstes Wesen zusammen, und sie gab Alles hin, ohne irgend einen Effect damit zu wollen. Sie sprach, weil der Geist sie trieb, sowie die Blumenglocke, die der Sonnenstrahl geküßt hat, hell aufbricht mit emporgeschlagenen Augen. Und weil man denken kann, ohne zu schreiben, schrieb sie nicht, außer was an Freunde durch das unmittelbare Wort nicht gelangen konnte. Mit ihrem Tagebuch, das sie führte, ging es nie recht fort. Ihr Gatte hat viele ihrer Aeußerungen im täglichen Umgang bewahrt und aufgeschrieben.

Tagebuchsblätter.

Niedergeschriebenes und Mündliches.

Das Salz ist in der Kochkunst, was in der Malerei der Firniß. Es gibt keinen neuen Geschmack, aber es hebt den Totaleindruck des Geschmacks misches auf die rechte Weise hervor, und giebt ihm erst die rechte Verschönerung und Haltung.

Den 2. November 1830, in der Na

Wenn ich eine Thürmerfrau wär', das wär' doch eigen. So in einer schlaflosen Nacht, wo der Sturm braust, nun mit Einemmale wollen können: es soll nicht mehr Nacht sein — und die Zeit umstellen und den Tag anschlagen lassen über den Häuptern der Menschen! — Die Zeit umstellen zu können — es will mir gar nicht aus dem Sinn. —

Den 14. November 1830, Sonntags fr

Sie äußerte sich über ihren Gesang, dem zu entsagen ihr ein damals häufig wiederkehrender Husten zur Bedingung machte:

Vor acht Jahren hätte man mich nur gleich in das Grab legen können, wenn man mir dem Gesange zu entsagen vorgeschrieben hätte. Dieses war das Eine In

resse, welches meine Seele einnahm, die Macht, welche alles Andere durchdrang, in der mein Glaube sich erhob, die Ahnung und die Sehnsucht künftiger Liebe sich befriedigt fühlte. Seitdem, wieviel andre Interessen! Deine Liebe, dein Schaffen, dem ich so ganz hingeeben lebe, deine Heiterkeit, von der ich Lebensnahrung empfangen und an der ich hange — und doch, ganz leicht wird mir das Entsagen dennoch nicht, und das Klavierspiel wird mir dies Hervorheben meines innersten Seins in Tönen nie ersetzen. — —

St. entgegnete ihr, daß er ihren Gesang gar nicht ganz aufgeben, daß er vielmehr das gegenwärtige Pausiren nur für ein augenblicklich Opfer ansehe, das sie ihrer Gesundheit bringe.

Ach, sprach Lottchen, was es früher war, wird es doch niemals wieder; dazu mußten alle diese Freuden und Schmerzen, Glaube, Liebe, Sehnen, wunderbares Ahnen und selige Erfüllung, all dieß Schwanken und Wogen und Gestalten der Empfindung ineinanderschlagen, das die Seele der TonSchwingung wurde. Ihr Dichter seid glücklich, Ihr erhaltet euer innerstes Seelenleben in dauernden Gestalten; und doch, entbehrt' ich denn etwas im Besitze deiner Liebe und im Quellen deines Schaffens? —

Am ersten December 1830.

Ich möchte Mozarts Don Juan dem Köllner Dom vergleichen; so groß und einzig, und dennoch nicht im Bau vollendet! —

In das Stammbuch einer Freundin.

Es giebt Menschen, zu deren inniger Erkenntniß wenige Stunden u
gewähren, was sonst jahrelanger Umgang nur vermag; ihre Natur ist e
so klar erschlossen als wunderbar verborgen, eben so durchsichtig als tief,
wärmend und belebend mit unwiderstehlicher Gewalt. Sie sind die schön
Räthsel der Schöpfung, denen der Schlüssel zu dem reichsten Inhalt in d
unmittelbaren Erscheinen gegeben ist. —

Was Sie, Treffliche, mir in den wenigen Tagen des Beisammense
geworden, das kann weder Zeit noch Ferne vergessen machen. Sie ziehn
jene Stadt, in der das Herz ohnedieß schon längst mit seinen besten Gef
len heimisch geworden, und von der es sich noch mehr als von den schön
Regionen des Südens angezogen fühlt. Dort werden wir Sie, Treffli
gewiß auch einmal wiedersehen, und der Gedanke an all die köstlichen S
den, die ein längeres Beisammensein mit Ihnen in dem Kreise jener ei
hochgeschätzten Menschen uns gewähren wird, kann mir schon jetzt das S
vor Freude beben machen.

Sei des Himmels Segen stets mit Ihnen! Die Gewährung e
Bitte, die ich lieber schweigend hege als ausspreche, haben Sie ja schon
Theil erfüllt mit der Erlaubniß, daß mein Name in der Reihe derer ste
darf, deren Andenken Sie gern durch einen Blick sich vergegenwärtigen wol

Ein Stamblatt soll im möglichst engen Raume das gegense
Verhältniß zweier Menschen ganz aussprechen.

Es ist ein Brief ohne Datum, dessen Inhalt für alle Zeiten gelten

Glühende Treue kennen Wenige! Bei den Meisten erscheint sie
wie ein immer von Neuem aufgewärmtes Gericht; es wird zuletzt ungeschmack

Den 19. Juni 1831.

Wie viele unsrer heiligsten Empfindungen müssen tief vergraben werden, ehe wir ausgelernt haben die kühle Lehre: mit Menschen umgehn! — Liebe und Freundschaft vergiften mit Klugheit, heißt es mit andern Worten; und dennoch muß dieses Gift jenes heilsame Mittel werden, das vor der Verzehrung von Motten und Würmern bewahrt! —

* * *

Den 21. Juni 1831.

Der Wechsel des Lebens scheidet leicht an der Wechselseitigkeit zweier Menschen, die sich lieben und Einen Weg wollen. Rechts und links ein Ruder, so bleibt man sicher und frisch auf guter Bahn. Zwei also sind nothwendig zu einem wirklichen Leben.

* * *

Den 24. Juni 1831.

Wie ein Kunstwerk müssen auch die Lehrenden sein, von denen ich lernen kann und mag. Die alten Matronen wollen belehren. Ich bemerke Absicht und werde verstimmt.

* * *

Ende Juni 1831.

Unter welkenden Blüthen erquickt mich immer der Anblick der lieben Kindlein; sie bleiben ewige Blüthe und sollen es bleiben; und werden wir denn je im Leben fertig? —

* * *

Den 6. August 1831.

Die gleichmäßig heitersten Menschen sind meistens diejenigen, welche Ursache hätten die unglücklichsten zu sein. Sie haben entweder den größten

R

Schmerz hinter sich und sind somit gepanzert gegen jeden neuen, oder sie stehen im Kampf mit einem immer wiederkehrenden und machen sich immer zum frohen Sieger.

Den 12. October 1831.

Nachdem schon seit vierzehn Tagen der gewaltsame Tod Lessmanns uns vielfach beschäftigt und ergriffen, sehe ich heute mit dem größten Erstaunen diese letzten Worte vom 6. August in meinem Tagebuch, die so ganz auf seine innerste Natur, wie sich immer deutlicher zeigt, anzuwenden sind. —

Den 12. October 1831.

Ich kann mir nichts Lächerlicheres denken, als wenn man das eintretende Schweigen in einer eleganten ästhetischen Gesellschaft (— Athembolen nach dem schwer zu haltenden Mezza voce innerer Leidenschaften — dem Durchfliegen eines Engels zuschreibt. Die guten Geister sind selten Gäste, und hier erschienen sie dreimal?? — Dreimal krächzte der Hahn und dreimal verläugnete Petrus seinen Herrn, dachte ich unwillkürlich gestern Abend bei ähnlichem Falle.

Den 24. November 1831.

Die vernarbten Wunden der Seele schmücken und bereichern sie, wie oft Narben ein Gesicht.

Je geräuschvoller das Leben der Menschen, desto mehr fällt uns die Stille des Todes, ihres Todes auf. Ihre Leiche wird uns leicht unheimlich dagegen stille, tiefe Naturen uns im Tode, beredt erscheinen, denn ihre Seele kündigt laut von ihnen.

Den 15. November 1831.

Zadig von Voltaire. Es könnte auch „Kampf und Ausdauer“ überschrieben sein. Zuweilen ist es ganz märchenhaft wie tausend und eine Nacht erzählt. Die gegenseitig werdende Liebe des Zadig und der Königin Astarte ist mit zartem Pinsel gezeichnet; so die Rettung Beider durch das lebendige Bild des kleinen Stummen. Im Anfang die feinen Bemerkungen über das Erkennen des Zadig, Hund und Pferd an den Spuren der Thiere, von welcher Gattung sie waren, daß das Hündchen hinkend ic. — das zerrissene Gedicht, das in der Hälfte ein gehässiger Sinn, und wieder vereinigt ein Lobgedicht auf den König war. Gute Sprüche des Eremiten zu Ende! —

Den 26. November 1831.

Nach Lesung von Jean Paul's Titan. Alle Weibestunden der ersten Jugendjahre werden in ihm wiedergeboren, alles Eingeschlummerte mächtig aufgerüttelt, alles scheinbar Versiegte zu springendem Duell herausgezogen aus dem tiefen Born der unerschöpflichen Seele! Das nenne ich in der Werkstätte des werdenden innern Menschen gelauscht haben! Das mächtige Pulsen des aufkeimenden Gefühlslebens, das wachsende Bewußtsein ein Geschöpf des Himmels zu sein, der Blick und die Seele nur mit Inbrunst nach Oben gerichtet, und der Fuß auf der Erde! — Erstes Jugendwehe, aber nur eingebildetes, die Zeit der Schwärmerei, dieses Schweben zwischen Himmel und Erde bezeichnend, noch keine ausgleichende Harmonie. Dieses Suchen nun, diese Bedürftigkeit bei allem aufquellenden Reichthum in und außer uns, kein Verstehen seiner selbst, weil noch kein Verständniß Anderer gewesen. — Finden der zweiten Seele, Freund, Geliebte. Verstehen seiner selbst am Andern, Erkennen des Wollens, Unranken an ein Anderes, und somit festes Band an die Erde. Nun tritt der wahre Schmerz, der des Verlierens ein, eng verbunden mit Besitz; der Kampf mit der nunmehr liebgewordenen Erde

beginnt, der Sieg krönt ihn, und somit Reifen der Seele. Albano's Seele steigt stufenweise vor unsern Augen auf. Der Dichter sieht jene zehn Jahre darüber, welche der Albano an einem reichen Morgen, wo Alles außen und innen auf ihn einströmt, wünscht älter zu sein, um es zu bewältigen. Er steht mit dem vollen Bewußtsein zwar darüber, aber die glühende Masse nichts weniger als verköhlt (— seine Brust wurde kein Kühllofen, in welchem die Zeit den Inhalt steift —) gießt er mit springenden Lichtern, schäumendem Lichtblut, und allen Schattirungen eines brennenden Herzens, eine vollquellende blühende Seele in uns aus. Wo ist das Zuviel? Solche reiche Jugendseelen giebt es, aber das Wort fehlt ihnen; Er hat ihnen die Sprache gegeben, hat dieses Chaos gelichtet. Albano's Inneres hat volle Wahrheit; wer kann aber dafür streiten? Gelebt muß es sein, gefühlt muß man es haben! —

Den 25. November 1832. Sonntag Abends.

Mit Deinem Schmerz wie mit Deinem Gebet geh' in Dein Kämmerlein! Allda wird er geheiligt. —

Den 25. November 1832. Sonntag Abends.

Es giebt Naturen die so Herbes erduldet, daß ihr Lebensantheil nur noch ein Schillern, kein wahrhaft selbständiger Glanz mehr ist. So schillern ja auch Zeuge, deren Grundfarbe doch eigentlich schwarz ist.

Den 16. Mai 1833. Donnerstags.

Gemüth, den Geist überwiegend, scheint mir die Grundwurzel aller wahren Melancholie zu sein. Man könnte dieß bei vielen edlen unbefriedigten Gemüthern schlagend darthun. Nur der Einklang von Gemüth und Geist

gebietet die rüstig wirkende Kraft. Meist ist an solchen Menschen, bei denen das Gemüth den Geist überwiegt, viel mehr Gutes, als wo das Gegentheil statt findet; aber dennoch ruft es leicht eine unglückliche Zwitterhaftigkeit hervor. Im Kloster würden sie vielleicht recht glücklich sein; aber zur Welt hat das Gemüth nicht die richtige, das Gleichgewicht des Lebens und der wirkenden Kräfte bedingende Stellung. —

Zu einem Freund gesagt.

Den 12. November 1833.

— O Eitelkeit, schreckliche Eitelkeit der Menschen und unseres Freundes! Man sage Jedem, er gleiche einem Engel mit goldlockigem Haar, so wird er sicher wegen des Engels eine dicke — ich wollte sagen fein gesponnene Bescheidenheit auftragen, aber — die, die goldlockigen Haare streifen sie nicht aus Nöthliche? ist rothes Haar nicht häßlich? Warum also goldlockiges Haar? —

Ist unser Aller Körper nicht das wunderbar organisirte Gefäß eines noch wunderbareren Inhalts? Ja, ich möchte wünschen, es wäre dieß Gefäß weniger zart und edel, weniger ein Kunstwerk der verschwenderisch schaffenden Natur; meinerwegen möchte es lieber mit mehr Recht einem ehernen Kessel, einer Pfanne verglichen werden, in der das herrliche Element, eben das Köstliche, im Glühofen des Lebens desto sicherer sich läutere.

Da fällt mir ein, daß ich zuweilen die Redensart gehört habe: „er kommt leicht aus dem Häuschen“ — ja wohl, man sagt Wohnung der Seele, also gewiß auch Häuschen. Genug, mit Ihrem Häuschen, das Sie zuweilen an allen vier Ecken anstecken möchten, weil es Ihnen zu enge, machen Sie nur lebenslänglichen Contract; man weiß nicht im Voraus, wie ein scheinbar kleines Haus oft in Miethen steigt. Und wie kurz ist am Ende auch der längste Miethcontract! —

Zu einem Freund gesagt, nach etwas ernster Wendung eines Wortwechsels.

Ein Duell wäre freilich noch kürzer gewesen als das kürzeste Gedächtniß, und wahrhaftig! mit Einem Male verstand ich die ganze volle Bedeutung desselben, denn ich habe es gleichsam innerlich gekostet und durchlebt. Schade, daß es so oft mißbraucht wird! es liegt etwas Höchstes darin. Wir armen Frauen, wir thatlosen ohnmächtigen Geschöpfe können nichts thun und wäre es für ein heiligstes Recht! Sterben könnten wir vor Kränkung und hätten keine andere Sühne gehabt, als die einer ohnmächtigen Thräne, die auf unsre eigne Wange zurückfällt.

1832 im Herbst.

Polenlieder von M. Weit. Die Poesie überschaut, hierin die Geschichte ähnlich, von einem höhern Standpunkte aus das Ganze und verrichtet hier gleichsam eine den Manen der Gefallenen (das Wort hier im weitesten Sinn genommen) dargebrachte Libation. Als solche wird sie selbst dem Feinde nicht feindlich erscheinen; denn einen tapfern Unterliegenden ehrt ja selbst der Sieger — wenn anders er ein Sieger rechter Art ist — kein Barbar, kein Kannibale — und des Sieges werth. Gern begleitet man den Sänger auf das stille Schlachtfeld, wo er, die Wunden der gefallnen Helden mit einer Handvoll Staubes bedeckend, das fromme Geschäft übernimmt, die Lasterer — hier als Krähen und Dohlen personificirt — von den Todten abzuwehren. So wird das Ganze wirklich zum Todtenopfer. —

Fragment. Auf der Ostsee geschrieben.

„Deean, Du Ungeheuer!“

(Mezia im Dberon.)

Wer zuerst den Einfall gehabt Kinder zu wiegen, müßte gehängt werden.

den. Arme Würmer! man schaukelt euch wenn ihr schreit; man schaukelt euch noch drüber, und ihr schlast endlich unter hartem Kopfsweh taumelnd ein.

Seit gestern Morgen schaukelt mich das Meer, auf das ich mich so sehr gefreut, das grausame, das mich nun auch zum Rinde macht, willenlos, unfähig. Doch der Name Stieglitz wirkt kräftigend zwischen Lübeck und Petersburg. Mein Freund und Mitvogel kann mir keine Erleichterung gewähren, denn er liegt selbst in einem andern Winkel am Boden — aber Engländer, Deutsche und Franzosen haben sich bald zerrissen, ihm Matrasen, Mäntel, Fußsäcke herbeigeschleppt, und mir breiten Engländer, Deutsche, Schweden und Franzosen Windkissen und Decken en toutes formes unter mein müdes Haupt, und bieten mir an mich zu pflegen und zu laben mit Allem, was nur irgend denkbar ist. Doch abgesehen von allen diesen Wohlthaten, es ist ein schrecklicher Zustand, diese Seekrankheit; eine Gleichgültigkeit, die zum Erschrecken ist, gegen Wohlthaten und Menschen. Doch kommen einige lichte Intervalle, wenn der Magen so leer ist, daß, gäbe es nicht Gegenstände interessant für Beobachtung, man phantasiren könnte. Doch wie gesagt, es giebt Stoff, und zwar höchst interessanten. Ich liege also am Boden auf meiner Matrasen; Alles glaubt ich schlafe, und dennoch schaue ich hell durch meinen grünen Schleier hindurch. Eine englische Dame, wahrscheinlich Comtesse, wahrscheinlicher Wittwe, denn sie ist völlig äußerlich in Trauer; ein Hund ihre Liebe — — —

Den 21. Juni 1833. Freitags, in Zarstojer Seló. Vor Dannekers Christus.

Ist nicht in der Kunstanschauung die reinste Andacht? — Nicht in die Kirche wünscht' ich diese Statue. Ich kann mir denken, kann es nachfühlen, wie warm ohne krankhaftes Erglühen die Griechen diese Werke liebten. Man sieht recht, wie der Künstler selbst erfüllt war. Und entsteht irgend etwas Heiliges — und heilig ist jedes in sich vollendete Gebilde! — ohne diese

Andacht der Empfängniß? ohne dieses innere Durchglühn bis zu dem letzten Strich der Ausführung? ohne dieß Hingeben des ganzen Menschen und die Einswerden mit dem Gegenstande? ein Verschmelzen und Ueberschaun und Lenken zugleich! — So weihet der Künstler seine eigne Brust zum Heiligthum, zur Werkstätte des ewigen Geistes; und das ist lebendige Offenbarung!”

Sonntags den 30. Juni 1833. in Petersburg. — Zu ihrem Gatten gesagt. —

Das ist Deine Aufgabe nicht! Du fühlst das selbst. In das Aufse-
lege das innere belebende und erwärmende Feuer sich hinein, in den Stof-
und wirke und walte da, und schaffe und belebe. Das Wühlen in sich se-
ber, das sich Aufdecken des Vorgangs in der Werkstätte, ist doch nur die
alte Geisteskrankheit, die ein Leben lang sich winden und zermühlen könnte
ohne zur lebendigen Gestalt zu kommen. Das Feuer sei das Durchdringende
und Löthende! —

Donnerstags am 4. Juli 1833. Morgens, in Finnland, vor dem Wassersturz des Jm-
tra. — Zu Heinrich Stieglitz gesagt.

Heinrich, komm, halt Dich zu mir! Ich glaub', ich bin heut nicht
ohne gute Einfälle, die Du brauchen kannst, wenn Dir's einmal einfällt
diese Götterstunden darzustellen. —

Ist das Ganze nicht wie ein großer Gedanke, der sich in diese Felsen
einsamkeit verloren?

Wogende Gefühle und Donnerstürme, ein Gewitter, das wären an-
gemessene Accompagnements zu diesem Wogensturz; aber denk' Dir mal das
Lied vom kleinen Weilchen hieher — wie winzig! und an sich doch so schön!
So verlangt die wogende Zeit gewaltige Lieder. Du wirst sie geben! —

Hier bei der Concentration der Felsmassen wie befriedigend die G-
gend! Dagegen gestern die eintönig sich wiederholenden, auseinanderliegenden

ordentlich ermüdend. Die Natur hegt sich manchmal ermüdend ab, wie Menschen mit Einzelworten.

Es liegt so hoch im Norden; doch dieser warme Pulsschlag gefriert nie.

Ist's nicht, als ob da unten die bis dahin eingeengten, nun befreiten Wasser ordentlich aufathmen und noch einmal, aber leichter, emporspringen beim Herausstanzen? —

Berlin, den 22. October 1833. — Nach einem großen Damen-Caffee. —

Die deutschen Frauen sollten eigentlich noch einmal emancipirt werden; es sollte ihnen Einer zeigen was sie sind; bricht ein Schmerz über sie herein, dann zeigen sie sich so bedeutend, so achtungswürdig, und im gewöhnlichen Leben machen sie sich öfters selbst so unbedeutend, hängen an den flachsten Interessen. Das hab' ich gestern wieder recht mit tiefem Schmerz und Schaam empfunden. —

Den 22. October 1833, Sonntag Morgens.

Eigentlich ist das Verhältniß Wilhelms zu der Gräfin und der Baronesse (im Wilhelm Meister) ein ganz ähnliches mit Tasso's zur Prinzessin und Eleonore; nur unter ganz andern Verhältnissen, und edler, vornehmer, idealer hier.

Den 22. October 1833, Sonntag Nachmittags, bei Begegnung der Frau v. °.

Die ° gehört zu den Figuren, die Goethe nicht verschmäht haben würde darzustellen.

Den 27. October 1833, Sonntag Nachmittags.

Daß geistvolle Menschen so schwer zu heilen sind von einem trotz aller sonstigen Klarheit abnorm wirren Zustand, in dem sie sich gefallen, weil sie

ein schönbezeichnend Wort dafür haben. Sie spucken interessante Lava aus und spiegeln sich darin.

Den 28. October 1833, Montag Abends, am Fenster stehend und zum Himmel aufblickend.

Unsre Stimmung ist jetzt eigentlich ganz Mondschein Stimmung, nicht sonnenbeleuchtet, aber still in sich; ohne Strahlen, und doch hell; warm, und doch ohne die gewohnte Lebenswärme. — Der Mond ist ein Kahlkopf, ist die Sonne im Alter mit abgeschorenem Haupthaar. —

Zu H. St. gesagt.

Wie oft hab' ich mich gefreut an Dir in bedeutenden Lebensmomenten, wo ein gewichtiger Schmerz über Dich gekommen, habe mich ordentlich erhoben und erbaut an Deinem Muth, Deiner Fassung, Deiner Kraft. Noch im letzten Frühling bei der Nachricht von Deines guten Vaters Tode; früher in dem schweren Cholera-Winter, wo Du immer resolut, immer Kopf oben, immer Herz stark, immer besonnen warst; ein andermal im ersten Jahre unserer Vereinigung bei trübster Constellation. Und jetzt bei diesen kleinen Nadelstichen, die das Leben doch natürlich mit sich bringt, wie geräthst Du außer Dir! — Ich habe Dich vielfach in dieser Hinsicht beobachtet, und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß, wer's recht gut mit Dir meint, der müßte ordentlich drauf ausgehn, Dir rechten tiefen Schmerz zu bereiten! Nichts thut Dir wohler. Nichts fördert Dich mehr in Dir selber. —

Den 9. November 1833, Sonnabend Morgens, von einem Menschen, der die innere Poesie verloren.

Der Schwan ist ihm entronnen, die Ente watschelt ihm nach. —

Den 14. November 1833, Donnerstag Abends, im Concert der Gebrüder Müller aus Braunschweig.

Der eine (Carl) spielt wie auf unsichtbaren Saiten; kommt er mit seinem Bruder (Georg) zusammen, so wird's ein Strich als wie mit einer guten Reissfeder, nebeneinandergehend und doch eins; alle vier zusammen, wenn sie so beim Schluß gemeinsam austönen, mahnen mich an den kühn ausspritzenden Pinselstrich eines bedeutenden Malers, der mit Einem Mal uns eine Gruppe verlebendigt.

Beim Herausgeh'n aus dem Concertsaal sagt C. Müller zu uns, freundlich dankend für den Antheil: Das Maurer'sche Concert ist äußerst schön, doch eigentlich zu fein, zu zart für's Publicum.

Lottchen: Und das sagen Sie uns? —



Mittwoch, den 20. November 1833.

Es giebt Leute, die immer durch Brillen, d. h. durch anderer Leute Augen sehn.

Den 25. November 1833, Montag Abends.

Nichts ist verderblicher, unnützer, Zeit- und Kraftvernichtender, als unthätig Bedauern der Vergangenheit. Der einzige Entschluß, das Gefühl des Bessermachens, füllt einen ganzen Riß der Zeit aus, daß er niemals da gewesen. —

Den 2. December 1833, Montage. Zu H. St. gesagt, als er eine Fischersage behandeln wollte.

Du mußt das Ganze weit weniger, wie Du jetzt gethan, als Dein gebildet Eigenthum, Du mußt es mehr noch als im Volke lebend fassen, als Volksfrage, geschmückt und vereinfacht zugleich mit all der Phantasie des Volks;

die Sage ist das Phantastische im Volk; gieb nur das ewige Geheimniß der Volksfage mit den vollsten und reinsten Farben, und es wird gewiß ein gutes Gedicht. —

Den 9. December 1833, Montag Abends. Ueber

Dadurch, daß er im Leben nicht den Standpunkt gefunden, der seinen schönen Kräften angemessen war, ist ein eignes Wesen voller Tackern zum Vorschein gekommen. Ganz organisirt zum Repräsentanten ächter Größe, einerseits auch mit dem Streben nach Charakterhöheit, und dann auf der andern Seite wieder diese Köchinnengesinnungen und unvereinbaren Kleinlichkeiten alle — ein seltsames Gemisch von Roth und Größe. — — Ich möchte wissen, inwiefern er ein künstlicher Charakter ist.

Den 11. December 1833, Mittwoch Mittag

Die Zeit ist so bedeutend in ihren Strömungen, daß nur der gute Schwimmer sich in ihrer Fluth erhalten kann, keiner der sonst bei ruhigen Spiegel wohl auch sich gewiegt und geschaukelt hätte. Daher kann jetzt nur der weltumfassende Dichter auftauchen und sich erhalten, keines von den freundlichen Talenten, wie sie wohl in frühern, friedlichen, weniger von Ideen und Meinungen durchflutheten Perioden sind gelobt und bewundert worden. —

Den 11. December 1833, Mittwoch Abends

Du kommst mir vor jetzt, Heinrich, wie in dem Bilde Schinkels, da Titanische und Elementarische Deiner ursprünglich wilden Natur immer mehr abstreifend und klarer werdend, so daß nun auch die lichten Mächte immer mehr Spielraum gewinnen, ordnend, waltend, erfüllend; Genien streun Bl

men, das Menschliche tritt mehr und mehr hervor, und die dunkeln Mächte weichen in die Nacht zurück. Das ist der rechte Weg! Verfolge den! Du wirst die Früchte sehn. —

Den 12. Dec. 1833, Donnerstag Abends, nach der Rückkehr aus einer Gesellschaft.

Wie tolerant ist Gott! Läßt sich anbeten auf die Weise und die und die, läßt sich lästern mannigfalt durch Anbetung wie durch Verschmähung, und schickt keinen Blitz herunter, wie er's doch vermöchte. Und liegt nicht Alles darin, gewähren zu lassen, ruhig den Gedanken werden lassen, sich selbst reinigend von Schlacken? — Preßzwang! Gedankenzwang! Nur noch ein Schritt ist da bis zur Hemmung jeder Aeußerung des Gesprächs, im Umgang selbst, und Alles ist gelähmt und gehindert, und das Leben wird zum Sumpf, stagnirt. Pfui über die Wichte! Bleibe du dir treu, mein Heinrich, ohne Menschenfurcht wie ohne Haß!

Den 13. Dec. 1833, Freitags früh.

(Beim Erwachen): Es giebt Naturen, die uns in der Ferne näher treten, andre die uns in der Nähe näher sind. Jenes sind gewiß die tiefern Charaktere voll Liebe und Treue, dieses oft die interessanteren; bei Wenigen verschmilzt sich beides zu unauslösbarem Einklang, ununterscheidbar —

Den 19. Dec. 1833, Abends spät.

Jetzt weiß ich, was mich oft in der Nabel stört. Große Wahrheiten sollen eben frei und rein für sich dastehn und hinaustreten. Wenn ich aber bei bedeutenden Wahrheiten immer erst in dem Dunkel der Persönlichkeit herumtappen soll, in unklarem verworrenen Stil, im Wühlen in sich selbst, da stört mich's. Daher, wo sie sich allein giebt, interessirt sie mich

unbedingt, wo sie aber in ihrem dunkelwühlenden chaosartigen Wesen sich wieder an etwas Andres macht, da kommt ein Chaos in das Andre und macht wirr. Es löst sich nichts ganz von ihr los; aber deshalb gerade so interessant. Es ist aber etwas in ihr, worüber ich noch nicht klar bin, und während ich mich immer wieder von Neuem erbaue, widert mich doch immer wieder von Neuem etwas an. Was sie von der Staël sagt (die doch etwas außer sich hinstellt, von sich abgelöst hat, was in ihr gelebt), daß sie wie ein Sturmwind incommodire, paßt oft gerade auf sie selbst. Tiefes klar dargestellt, ist das Höchste; und das hat Tieck so; er ist zugleich Dichter und Philosoph *).

Montag den 23. December 1833, Abends

Onkel Louis wird ungefähr dieselben Naturen zu Feinden haben in seiner Weise, die Goethe verkennen. Solche Naturen auf einer bedeutenden Höhe in ihrer Sphäre werden leicht verkannt von Allen, die nicht Individualitäten anerkennen und das Wesen herausfinden, abgesehn von den kleiner leicht verwirrenden Persönlichkeiten. Eben das Unbekümmerte, gerade Durchgehende an ihnen, das scheinbar Rücksichtslose macht die Menge irr. —

Den 25. December 1833, Abends nach zehn

Es giebt Menschen, die können nur trösten durch Wort, Zuspruch, Mitgefühl, weise und gut; andre, thätigerer Natur, greifen lebendig ein, wirken rasch und gern, die Hand bietend zur Rettung. — Beide Arten sind zu achten, jede in ihrer Weise; aber die Vollendung hat, wer Beides eint.

*) Obwohl Charlotte diese Meinung über Rahel später fast gänzlich änderte, haben wir sie doch unverändert hier gegeben, um der fortlaufenden Entwicklungsgeschichte ihrer Ansichten nichts zu nehmen.

so wie der Dichter der größte ist, der in seinen Gebilden Reflexion und Gestaltung zur durchdringenden Vollendung eint. —

Den 5. Januar 1834. Sonntag Abends.

Tiefe ist meistens Ablösen von sich selbst, Zerfließen mit dem Allgemeinen, Freisein vom Egoismus. Der Dichter löst sich im Stoffe auf, oft so klar wie der Zucker im Wasser, bis es wieder durchsichtig wird wie Krystall. —

Die meisten Menschen, sobald sie etwas sind, sind sie gerade wenig; gleich mischt sich die Scheit hinein, gleich tritt die kleine Persönlichkeit mit all ihren Eitelkeiten auf, die nichts will als sich, nichts hört als sich, nichts liebt als sich; und das spielt sein Köllchen, und man ist entzückt und beklatscht dieses Köllchen, und das heißt gesellschaftliches Talent, oder mit andern Worten, er spielt die Rolle seines Persönchens immer gut, mit unermüdeter Liebe.

Ich opponire leicht mich einem Buche, das mir zu sehr angepriesen worden, eben so wie einem Menschen, der sich uns aufdrängt. Die Liebe reift langsamer, fast widerstrebend; sie will gleichsam ringend gegen alles Vorurtheil selbst prüfen, selbst erkennen, selbst sich zu eigen machen, selbst es verdienen und es dann erst sein eigen nennen und besitzen. So geht es oft mit der für uns von Anderen gewählten Liebe.

Den 3. Januar 1834, Freitag Abends, nach einem großen Damen-Caffee.

Wie oft feir' ich N a h e l s Andenken in solch einer Gesellschaft! Wie oft denk' ich im Stillen: Möchtest Du sie an solch einem Orte einmal getrof-

fen haben, wie würdest Du Dich mit ihr verstanden, mit ihr befreundet haben! —

Den 11. Januar 1834, Sonnabends früh

Weißt Du, warum die Mädchen früher welt- und lebensklug werden als die Knaben? — Wenn der arme Junge längst schon über seinen Bücher schweigen muß, dann lehnt das Mädchen sich faulenzend zum Fenster hinaus und guckt im dolce far niente sich das Leben und die Welt an.

Den 11. Januar 1833, Sonnabends früh

Keuschheit ist nicht ängstliches Abhalten jeder schlüpfrigen oder gar derben Aeußerung, wie wir's zum Beispiel bei der * * finden. Keuschheit ist jene unbewusste Reinheit, die sich mitten in dem sinnlichsten Rausche frei fühlen und nach jedem Taumel neu geheiligt auferstehen würde, die das Recht mit dem rechten Namen nennt, eben weil sie's drauf wagen darf. Jeder Art überpackt sich nur mit Rosen eine Pfütze.

Es giebt eine geistige Unkeuschheit, ein Lüderlichleben ohne Berührung und Wort; und das Verschlingen des Verschiedenartigsten in dem Gebiet des Geistigen ohne Treubleiben bei Einem, ohne In sich aufzunehmen, ist nicht Besseres.

Naturkraft ist an sich keusch; und die kräftigste Gesundheit ist die jungfräuliche Amazonenkraft. —

Den 11. Januar 1834, Sonnabend Nachmittag

Treue würde eigentlich viel mehr im Leben sein, wenn weniger Menschen da wären. So aber zerstreut sich Alles hin und her, hierhin und dort hin

hin, und Wenige nur sind, die dadurch nicht die Treue für das Individuum verlieren. Glückliche, wo zwei einander ganz verstehen! —

Den 13. Januar 1834, Montag Morgens beim Rouleau-Aufziehen.

Nur die Rouleaus auf! Die Spärlichkeit des Lichtes ekelt mich. Der Tag wie er freigebig ist! in alle Winkel leuchtet er.

Den 13. Januar 1834, Montag Morgens.

Wie man zu Zeiten elastisch ist im Geiste, losspringend, gelöst! Ein andermal, knarrt's nicht wie ein alter Reisewagen im tiefen Sande? Man müßte sich Sporn geben können.

Den 13. Januar 1833, Montag Morgens.

Wollen ist der Sonnenpunkt.

Den 14. Januar 1834, Dienstag Abends.

In der tiefsten Perspective meiner Seele sitzt ein kleiner Schalk mit einem Lämpchen, der durch Ernst und Scherz hindurch, bisweilen mir selber unvermuthet, sein Lichtchen heller anbläst. Darum kennen Manche mich gar nicht oder beurtheilen mich falsch. Aber was thut's? —

Den 25. Januar 1834, Sonnabends früh.

Heiter, nichts von Steifheit, gemüthlich, geistig erschlossen, und doch den schönen wahren Anstand nie hintangesezt, ohne Gemachtes, das ist mein gesellschaftliches Ideal.

Den 4. Februar 1834, Dienstags früh

Von manchem Menschen könnte man sagen: Ach, das ist ja ein rechter hohler Zahn! — Und solch ein Mensch kaut das Leben auch mit — aber es verarbeitet's nicht.

* * *

Den 4. Februar 1834, Dienstag Abends

Der Schluß von Goethe's Iphigenia, dieß sentimentale Lebewohl wie ein Windhauch in einer Blume, etwa in einer schönen Nelke, ist keineswegs antik, ist nüchtern, Goethe's und seiner Iphigenia nicht würdig. Und doch schließt auch der Tasso, nur auf andre Weise, ungenügend.

* * *

Zwischen dem 4. Februar und 10. März 1834

Der Mensch auf niedrer Stufe kann nur gemeinen Dank geben. Er stellt ihn nicht dar in der Wirkung. So entstehen Floskeln.

* * *

Nach einer sehr gehaltenen Soirée.

Wenn wir einmal mit Jenen in den Himmel kommen, so denk' ich uns auf Wiesen unter grünen Bäumen neben Flüssen und auf Hügeln, während jene in brillant erleuchteten Salons gehalten werden. —

* * *

Mancher Mensch wird dem Andern der bindende Reif; läßt jener ab, so klappert dieser auseinander wie ein lose gewordnes Faß. Wie viele klappen durch das ganze Leben als lose Fässer ohne Reif mit ungebundnen Seelenbrettern! —

* * *

Ein Freund fragt Lottchen bei Begegnung auf dem Spaziergange: Wie gefällt Ihnen die Fortsetzung des Faust?

Wie ein Werk des alten Goethe, nicht aber des alten Goethe.

Gott! wo man Gemüth findet, da ist gleich Austausch, da nicht Gemüth gleich dem Gemüth einander zu. —

Den 9. März 1834, Sonntags, in einer Gesellschaft.

Ein maulender Mensch kann in einer ganzen Stube Schatten verbreiten, wenigstens in dem Umkreis, worin er sich befindet; man mag nicht hinschauen aus der Heiterkeit und Klarheit in seine Nebelatmosphäre.

Sonntag, den 16. März 1834.

Börne wirkt unterminirend wie ein Maulwurf unter der Erde. Er wühlt Würmer auf. Oder besser: Börne gleicht darin dem Gewitter, das, an sich nicht fruchtbringend, durch Aufrütteln das Erdreich vorbereitet zur Aufnahme fruchtbringenden Regens. So setzt er nichts, er zer setzt nur, aber er rüttelt mächtig auf und wirkt so gewaltig. Da kommt's nun oft selbst bis zur gemeinen Klätscherei. Im Kunstwerk stellt sich's hin, wie Christus sein Gleichniß, still und unbefangen: Da setzt euch die Sache einmal an; sie liegt vor euch, einfach, ruhig. — Börne ähnelt unter den Schriftstellern als solcher (parallelisirt, analysirt) dem französischen Volk unter den Völkern. Er ist das Ugens, das Triebrad, das in Bewegung setzt; und kann man mit ihm und seinem Jacobinismus auch nicht sympathisiren, so darf man, abgesehen von etwa verletzender Persönlichkeit, doch solcher Naturen wohlthätig anregenden Einfluß auf das Allgemeine nicht verkennen.

Den 21. März 1834, Freitag.

Manche Menschen sind ewig nicht fähig etwas total gut zu machen; sie setzen immer nur 'neu Flicker auf den Schmutz. —

* * *

Den 21. März 1834, Freitag Abende.

Meisterschaft kommt freilich nicht in den Schub gelaufen. —

* * *

Den 28. März 1834, Nachmittags, bei Lesung Fichte's.

Kann ich Dir Deine Abneigung gegen die Schulphilosophie im Allgemeinen verdenken? Ist in den meisten Philosophien die Elasticität des Geistes, dies Göttliche, nicht in zerbrechliche Formen, und noch dazu ohne Henkel, gesteißt? — Auf den ersten zehn Seiten der Bestimmung des Gelehrten ist Fichte geradezu nur ein trockener Schulmeister des Geistes. —

* * *

Den 7. April 1834, Montags früh.

Alles Geheimnißvolle, Geisterhafte in der Musik sollte mit einem leisen Chor beginnen; man glaubt hier der Bewegung im Ganzen weit mehr als dem Erzittern im Einzelnen. —

* * *

Den 13. April 1834.

Ueber einen sehr talentvollen, aber stets glatten und freundlichen, selbst auf Kosten des Charakteristischen elegant ausführenden Künstler, der auf der Straße mit süßflüchelnder Gefälligkeit zu grüßen pflegt.

Sieht man nicht gleich an seinem Grusse, daß er keinen Schatten in sich hat? Drum malt er auch ohne alle Tinten.

* * *

Den 16. April 1834, Mittwoch.

Als ich heut in der Deutschen Geschichte las, glaubt' ich mit Einem Male Dir einen bedeutenden tragischen Stoff in Heinrich dem vierten gefunden zu haben; dann sah ich aber bald, daß in dem auseinanderschleifenden Fortgang und den vielfachen Wiederholungen Alles mehr episch sei. Heinrich hat übrigens das Schicksal gehabt viel Geschichte zu veranlassen; welche Begebenheiten in Einer Reihe! — In seiner Natur ist sicherlich etwas Großes verdreht und in seinen Wirkungen untergraben worden.

Den 16. April 1834, Mittwochs. Nach der Lectüre eines beliebten Buches.

Und dennoch ist er eine Krokodillnatur, schillernd wie ein Chamäleon, bald so bald so, sich selbst nicht treu. Immer nur darauf bedacht es Allen recht zu machen, beutet er auf alle Weise sich selber aus, und wird sich bald ausgekramt haben. Aber geht man weiter bei ihm, so findet sich durchgehends eine frische Lebensansicht, und, bei aller sonstigen Aehnlichkeit, doch wohl im Grunde mehr wahres Gemüth als bei Heine. —

Den 17. April 1834, Donnerstags früh.

Ist die vielfach gesteigerte Unruh in den bessern Köpfen nicht das Aufbäumen gegen die überhandnehmenden industriellen Interessen? —

Den 9. Mai 1834, Freitag Abends, nach einem Spaziergang.

Alles, Baum, Blume, Pflanze, die ganze Natur ist still zufrieden in sich selbst, will nichts sein als sie selbst, die Rose keine Lilie, die Lilie keine Rose, das Wiesenblümchen keine Treibhauspflanze; der Baum schüttelt Blät-

ter und Blüthen nach seiner Art; nur allein der Mensch ist unzufrieden, woanders sein, und ist doch, was er ist und sein kann, nur in sich. —

Den 9. Mai 1834, Freitag Abends.

Daß wir fortleben, glaub' ich, weiß ich — Wie wir fortleben? Glaubt man auf wunderbar geistige Weise. Und ich seh' so viele Wunder hier, da ich noch größere dort glaube. —

Den 9. Juni 1834, Montags.

Ist's nicht bei fast allen Charakteren Racine's und Corneille's, daß sie sprächen sie auswendig Gelerntes? — Ja, sie sprechen wie ein Buch! und das ist eben die Unnatur.

Den 11. Juni 1834, Mittwochs früh.

Darin geht's uns wohl einem wie dem andern. Kränkend und belästigend wirkt auf mich nur Flachheit. Diese stößt mich ab. Der Widerspruch und das Anderssein bedeutender Naturen zieht mich an und fesselt mich nur um so mehr und dauernder! Aber gegen entschiedne Flachheit braucht man sich doch weiter nicht zu ereifern. Es hilft zu nichts; sie ist eben nichtig in sich; man meide sie! —

Den 19. Juni 1834, Donnerstags Abends.

Ein Monarch, wie Friedrich der Große, kommt mir vor wie eine recht strenge Herrschaft, die in Allem ihr Gefinde kurz hält; nur zum Kirchengehen giebt sie ihm vollkommne und absolute Freiheit. Im Uebrigen hat es zu schweigen, zu dulden, zu gehorchen.

Den 28. Juni 1834, Sonnabends.

Die Langeweile ist das lange Schleppkleid gemachten Hochmuths, sein schwerster Fluch, der unablässbare.

Den 3. Juli 1834, Donnerstags früh.

Eine Blume mit Saftstamm und vollern Kräften bedarf des Begießens mehr und reichlicher als jene dünneren und trockneren Gewächse. So bin ich leicht berührbar gegen Alles, was plötzlich über mich kommt. Meine Gesundheit ist, nicht so leicht etwas über mich kommen zu lassen, mit Bewußtsein abzuhalten; was ich aber nicht abhalten kann, das Plötzliche, oder gar die Langeweile, zehrt an mir und wirft mich nieder.

Den 5. Juli 1834, Sonnabend Nachmittags.

Der stillere, mehr geistig sich vertiefende, weniger um Dessenlichkeit sich bekümmernde, dem Bestehenden treu anhängende Deutsche, gleicht mehr einer schönen edlen Frau, die ihre Wirthschafterin das Haus allein verwalten läßt, während sie ruhig der Erweiterung und Bereicherung des Innern lebt und Alles pflegt was da hinein schlägt; der Franzose gleicht mehr der Frau, die selbst um Alles in dem Haushalt sich bekümmert, mitwirthschaftet, selbst Verwalterin ist, auf daß ja nichts vernachlässigt werde. Nie wird's ihm ergehen wie dem Deutschen, daß er durch die Politik aus seinen Träumen herausgerissen wird, eben weil er immer au courant bleibt, practisch wie gesellig. Und die Verwalterin hat auf diese Weise die schöne, mehr dem Geistigen lebende Herrin unterm Pantoffel; sie hat Haare auf den Zähnen, weiß zu sprechen, hat sich umgethan in Rechnungs- und in Kochbüchern; sie hat immer Sonnabend, immer Abrechnungs- und Scheuerfest, fröhnt darin ihrer Lust, und rüttelt so sehr auf, daß selbst die Herrin einmal

auflodert; doch es bekommt ihr nicht, es ist nicht ihr Naturell; sie muß selbst erst dazu aufgerüttelt werden und fällt wieder zurück in ihr schönes Sinnen und Träumen.

Den 7. Juli 1834, Montage.

Gönnt doch den Tenoristen, diesen zarten Nachtigallieblingen der Natur, ihren kurzen Blüthenfrühling!

Den 7. Juli 1834, Montage.

Wie solch eine wackre Familie sich abmühen kann und aufgehn in der Pflege eines alten Manns zur mühseligen Fristung noch einiger Lebensjahre. Es hat solch ein Anblick etwas gar Erquickliches, Patriarchalisches, zugleich aber doch auch gar Beengendes und Dürftiges. —

Den 8. Juli 1834, Dienstage.

'Ne unglückliche Liebe zu 'nem Lieutenant gehört doch zu dem Kläglichsten und Jammervollsten unter den Jammerschicksalen in der Passivität der Erdentöchter.

Den 9. Juli 1834, Mittwochs.

Charlotte will durchaus lieber natürlichen Mineralbrunnen trinken als künstlichen. Sie meint, sie halte es mehr mit Gott als mit Struve.

Den 9. Juli 1834, Mittwochs.

Gewährenlassen ist das Große. Gott läßt den einen spielen, den andern an

andern jubeln, mit seinem Schönsten und Herrlichsten. Soll das nicht auch der Künstler? —

Den 9. Juli 1834, Mittwoch Nachmittags.

Goethe's Vornehmigkeit in seiner spätern Prosa ist gewiß nicht die ächte Ruhe des Begabten, nicht die geniale, leuchtende, erwärmende; sie sieht immer aus, als hab' ein Bürgermeister frische Wäsche angezogen und schreite mit Manschetten und Stab einher. —

Den 9. Juli 1834, Mittwoch Abends spät.

Wie eine alte Jungfer leicht etwas gegen junge Mädchen hat, so ein Zurückbleibender, in sich selbst und seinem Streben sich Aufgebender gegen vorwärtsringende Mitstrebende.

Den 10. Juli 1834.

Einheit Deutschlands von Th. Mundt, in politischer und ideeller Entwicklung. — (Leipzig, bei Brockhaus).

In der ersten Hälfte spricht sich der Verfasser vorzüglich gegen ein gar nicht mehr in der Zeit liegendes Hervorrufen einer Nationaleinheit der Deutschen, nemlich einer politischen, aus und thut dar wie nach dem Freiheitskriege das Streben nach dem Nationalverbande aus einer wirklich deutschen Gesinnung entsprang, die gleichsam an die Geschichtsentwicklung des Mittelalters sich anranke, die, am Franzosenhaß sich entzündend, einen romantisirenden Nationalstolz erzeugte. — „Der deutsche Demagogismus war wenigstens Deutsch, der deutsche Liberalismus hat angefangen französisch zu werden, und sein Trachten nach einer politischen Einigung des Vaterlandes ent-

springt eigentlich aus ganz undeutschen Motiven.“ — Er weist nach, daß Trennung in Deutschland ein ganz heimischer Zustand sei, ein von jeher gepflegte, daß ihre provinzielle Gesinnung auf ihrer Hinneigung zum Familienleben beruhe, ein idyllischer Zustand, der zu manchen Zeiten sogar sich krankhaft geäußert habe. In ihren geistigen Richtungen besitzen sie Universalitäten, in ihren politischen und gesellschaftlichen Lebenseinrichtungen liebten sie es stets sich gemüthlich im Besondern anzusiedeln, in liebgewonnenen Einzelheiten und Particularitäten sich auszubilden. Ihre Individualisirung macht sie zugleich vielseitig. Bei den Franzosen stellt sich dieß umgekehrt. Der Franzose zeigt sich in seinen geistigen Hervorbringungen nationell bedingt und befangen, in seinem politischen und gesellschaftlichen Sein hingegen universal. Der Verfasser sagt ferner: „eine constitutionelle Staatsentwicklung ist es gerade, welche eine politische Gesamteinigung unsres Vaterlandes am entschiedensten entgegenwirkt; denn sobald eine Constitution vorhanden, die eben die individuelle und durchaus locale Auseinanderlegung eines jeden Staatskörpers ist, wird nur jeder umso mehr in seine Individualität versenkt und wird immer selbständiger, und wir sehen einen sächsischen, einen bayerischen, einen badenschen, überhaupt einen Patriotismus der Stämme.“ Er sagt: Während Deutschland aber gerade durch die einseitige Städtebildung das Deutschland ist, welches auf den verschiedensten Punkten mit den verschiedensten Bewegungen über ein Höchstes der Cultur in der mannigfachsten Besonderheit erstrebend, den unerschöpflichen Reichthum an intellectueller Entwicklung darstellt, so lasse sich bezweifeln, ob es durch ein Zusammenfassen seines Lebens in einer deutschen Centralhauptstadt jene Mannigfaltigkeit der Culturentwicklung fortsetzen könnte. Großes Gewicht legt der Verfasser im Folgenden auf Preußen; es wird wirkl. durch die ursprüngliche Macht seiner Staatsidee. Zugleich ist es der protestantischste Staat, der Staat der religiösen Union. S. 60. — Das Uebergreifen zur Republik — scheint mir jedoch eben so ein künstliches Aufbauen als er es vom Hambacher Fest rügt, das die politische Einheit Deutschlands

erkünsteln wollte. Wir glauben an keine Republik. Es schimmert im Ganzen doch oft der ironische Geist der Zeit, der Herr Zodiacus, (s. Mundt's Lebenswirren) der Geist des Widerspruchs, durch diese widerspruchsvolle Zeit, in der Alles im Werden ist, durch. Das Paradies der Geschichte als Republik steht fast feindlich dem gegenüber, was der Verfasser gerade von der Entwicklung der Individualitäten der Einzelglieder Deutschlands sagt.

Hierüber, über Constitution und Republik der Deutschen, bin ich noch nicht im Reinen!

Den 11. Juli 1834.

Mirabeau und Sophie von D. L. B. Wolff.

Interessant und eigenthümlich die Einleitung; jedoch die zweite Hälfte des ersten Bandes etwas zu gedehnt, ein zu behagliches, zu langes Verweilen bei dem Ausmalen und wieder und wieder Genießen sinnlich vereinter Stunden, fast auf französische Weise. Wie tief poetisch ist es dagegen im zweiten Bande in der Erinnerung! — Der zweite Band hebt wieder lebendig und interessant an; das eheliche Leben der Beiden in Amsterdam, sein literarisches Wirken höchst charakteristisch und liebenswürdig dargestellt. Die ersten Briefe von Mirabeau entzückend wahr; nachher ermüdend durch Wiederholungen, unerquicklich das Vermächtniß an alle einzelne Verwandten in der Voraussetzung seines nahen Todes. Der Charakter des Mirabeau tritt jedoch aus allem Früheren lebendig genug hervor. Der immerwährend hervorbrechende Egoismus in seiner Liebe selbst, dieß Gebieterische wo er wünscht, dieß Stürmende wo er steht, dieß Zürnen schon wo er zweifelt, giebt uns ein hinlänglich Bild eines solchen, für die Liebe immer gefährlichen Menschen.

Wenn übrigens Mirabeau wirklich Aehnliches vor seinem Tode abgeschickt, so hätte der Dichter dieß wohl ignoriren dürfen. Der Schluß thut

einem überhaupt nicht wohl, und inwiefern der Stoff daran schuld, weiß ich nicht zu ermitteln.

Den 11. Juli 1834.

Erwin von Steinbach, Novelle von Braun.

Nicht ausgelesen. Ein gut gemeintes, frommes, bleiches, mittelaltres Nachwerk eines Schulmannes. Ist schülerhaft ungeschickt zusammengeleimt, keine Motivirung. Ich habe für alle Mittelmäßigkeit eigentlich kein Urtheil mehr, sondern nur Verachtung.

Den 11. Juli 1834, Freitags früh.

Barbiere Dich nur endlich einmal wieder, Heinrich! Nähre nur Deine Stimmung nicht noch durch solche Neuseuerlichkeiten! Solche scheinbare Kleinigkeiten werden zu feindlichen Dämonen, setzt man ihnen nicht entschiedne Willenskraft entgegen!

Den 11. Juli 1834, Freitag Mittags.

H. Et. klagend —: O über das tausendfach gestaltete und nuancirte Atrium mortis aller Lebenden! — Nur die Todten sind gesund; kein Lebender, sobald er tiefer denkt und fühlt; und sah' er noch so kräftig aus und blühend, und hätt' er noch so kernhafte und überschwellende Stunden, vom Geist getragen, diesem göttlichen Gifte!

Charlotte: Ja, aber solche Stunden sind auch nicht das wahre Leben, so herrlich sie auch sind; das wahre Leben ist die sich fassende, sich in sich selbst beruhigende Kraft. Du bist noch immer, wenn Du nicht an den vollen Brüsten höchsten geistigen Wohlsieins liegst, dem Leben gegenüber gar zu leicht ein unartig verzogen Kind.

Sonnabends, den 12. Juli 1834.

Sei ruhig! Jeder Strebende hat seine Zeiten, wo er in die Wüste geht und sammelt, und sich selbst in sich vertieft. Aber er kann und darf nicht immer in der Wüste bleiben. Auch Du wirst wieder aufstauen und leicht und frei über den Lebenswogen spielen; und wenn Du's nur mit Ruhe erwartest, energischer als je.

* * *

Vom 13. zum 14. Juli 1834, in der Gewitternacht.

Das Andenken an liebe Todte ist ordentlich ein Freimaurerorden, ein geheimer Geisterbund.

S. St. —: Ich vergesse keinen meiner Todten. Eher wär' ich versucht, manchen Lebenden zu vergessen.

* * *

Donnerstags, den 18. Juli 1834.

Was im Oberparlamente des Menschen der Geist, das muß bei schwer Verdauenden im Unterparlamente der Wein sein, damit kein störender Conflict der für das Gesamtwohl thätigen Kräfte entstehe.

* * *

Mittwoch, den 24. Juli 1834. Ueber einen Bequemen.

Sein Geist ist immer in Schlafrock und Pantoffeln.

* * *

Mittwoch, den 24. Juli 1834.

Wie der Baum durch Hin- und Herrütteln, durch Sturm vom zu hastigen Emporschießen abgehalten und zum festern Wurzeltreiben gezwungen wird, so der Mensch im Sturm des Schicksals geworfelt, gewinnt Wurzeln in seinem Charakter. Ein Stubengewächs schießt schwank in die Höh' ohne Verdichtung.

* * *

Den 25. Juli 1834, Donnerstags früh.

Wenn wir Gott als den größten Künstler verehren, (s. „Lebenswirren“) so ist er eben der heitre Gott, der seelenheitre, der durch alles scheinbare Dunkel leicht hindurchgehende. —

Den 26. Juli 1834. Im Garten, beim Anblick spielender Kinder.

Unter Kindern, vornehmlich unter kleinen Mädchen, welch ein Himmel oft im Innern voll Wahrheit und Schönheit! — Aber wie vernichten ordentlich geflissentlich daran die Eitelkeiten der gewöhnlichen Erziehung! —

Den 26. Juli 1834, Freitag Nachmittags.

Ein Mensch, der lügt und nicht frei und offen sich herauslebt, ist mir wie eine ungesunde verkrüppelte Pflanze. Hat er dabei Geist, so ist er noch unerquicklicher, gleichwie eine schöne Blume, die monstros. Aber ein schlechter Hintergrund macht den Menschen zum Lügner an sich selbst.

Sonntag, den 3. August 1834.

Fürst Pücklers Briefe eines Verstorbenen schmecken erquickend wie Wein, Wasser und Zucker in der Hitze — ein Buch von glücklichster Physiognomie.

Sonntag, den 3. August 1834.

Mit gewöhnlichen Menschen nutzt sich die Bekanntschaft ab wie eine Schuhsohle, während oft mit ganz unscheinbaren aber tieferen durch eine gewisse Keuschheit des Umgangs der Reiz sich erhält.

Den 6. August 1834, Mittwochs.

Berlin ist eine große Pensionsanstalt. Geheimeräthe, Hof- und Staatsräthe die Bankstelzen. Es wird gelernt, examinirt, räsonnirt, gekrittelt, wieder gelernt, — und das Resultat ist immer ein Examen und gemäßes Testimonium mit etwaiger Prämie oder Auspußer. —

* * *

Den 6. August 1834, Mittwoch Abends.

Man muß mit jedem Freunde brechen, vor dem man nicht mehr das Interesse hat sich zusammenzunehmen. Solche verderben unsern Charakter.

* * *

Den 7. August 1834, Donnerstags.

Ist das richtig, was mir da eben einfällt? — Lach' aber Deinen kleinen Philosophen und Zeltgenossen nicht aus! — Es fiel ihm da eben nur bei Durchmusterung der neuesten Geschichte ein. Ich denke mir, gleichwie nach Bekämpfung der Mächte der französischen Revolution das Bedürfniß nach dem religiösen, Erd' und Himmel verbindenden Glauben gleichsam doppelt nachholend dem rohen Materialismus gegenüber erwacht und sich geltend macht, so müsse nunmehr nach des gewaltigen, tiefsinnigen Hegels Tode, dem doch wohl keiner seiner Schüler sich als ebenbürtigen Nachfolger ausgeben wird, über kurz oder lang nothwendig eine Periode des Gemüths, der Liebe, des Glaubens, und all der schönen unterdrückten, unter der schroffen Allmacht des absoluten Gedankens niedergehaltenen Götter um so mächtiger und gehaltiger wieder eintreten. Ja, solches ist gewißlich wahr! —

* * *

Den 9. August 1834, Sonnabends.

H. St. — : „Nichts Fürchterlicheres als verpuffte Kraft! Soll ich in Sand und Staub die besten Kräfte versiegen lassen? — Wie kurz ist das Leben, und wie viele Zeit ver-

geudet sich allein im Fröhnen niedrigstem Bedürfniß! Nun gar die Kläglichkeit und Schauer gestörter Geistesentwicklung! — es schrumpft immer mehr zusammen. —

Lottchen: Lebenslänge ist nichts, Lebenskraft ist Alles. Und die geht aus dem tiefsten Gefühle der Verschmetzung, aus dem Durchprobe des Herbstes oft am siegendsten hervor. Jetzt krankst Du an Dir selbst; ein großer echter Schmerz würde Dich über Dich selbst stellen.

* . *

Den 10. August 1834, Sonntags.

Mein ganzes Zusammensein mit Menschen ist jetzt ein vierzäumiges immer waltend wie die russischen Kutscher von ihrem Thronsig. Drum auch das Gernalleinsein, wo ich mich kann gehn lassen. Denn wem und wann darf ich mich zeigen wie ich wirklich bin, außer Dir, der Du jede Ritze und Luke meines Seelenlebens verstehst! Werde Du nur erst wieder gesund!

* . *

Den 10. August 1834, Sonntags.

Es giebt eine specifische Verschiedenheit unter den Menschen, nicht bloß graduell.

* . *

Den 10. August 1834, Sonntags.

Ein mittelmäßig Gedicht ist gleich einem fausse couche, dasselbe Aufgebot an Schmerz und Kraft, nur ohne lohnenden Ersatz. —

* . *

Den 10. August 1834, Sonntags.

Ja, wahrhaftig, Berlin ist eine große Pensionsanstalt. Man lern
ma

man kommt vorwärts; aber Alles spulend, ohne Freude, staubig, verflommen.

Den 11. August 1834, Montags früh.

Eigen ist's mit der Liebe und Verinnigung zu angenommenen Kindern. Gewaltiger Schmerz bei der Trennung oder wirklichem oder ideellem Verlust. Gerade durch die Spannung im Gegensatz zu dem natürlichen Verhältniß (der Gewißheit) wird das Gefühl gesteigert. Gespanntere Anziehung der Herzensfäden.

Den 12. August 1834.

So lange die Welt besteht, wird es Naturen geben (und vorzüglich dichterische), die ich bei aller Kraft, die sie auch haben können, um des Uebermaßes von Gefühl willen weibliche nennen möchte, an die man ewig umsonst den gewöhnlichen Maßstab von den Pflichten eines Mannes und was diesem obliegt, anlegen wird. Man vernichtet sie mit solchen Anforderungen, man zerreißt ihre ungetheilte Natur; und nur zum Schein oder mit der ungeheuersten Selbstüberwindung, wobei dann auch ein gutes Theil von Kräften zugesetzt werden muß, erfüllen sie eine Zeitlang dergleichen Anforderungen, wenn solche unvermeidlich sind; und rettet sie kein guter Genius aus solcher Lage, so möcht' ich es für sie bei allem Segen des innern Ueberreichthums dennoch als eine Strafe des Himmels ansehen, der sie eben so und nicht anders geschaffen hat.

Den 12. August 1834.

Ich sage mir manchmal, ich traue mir weit eher zu, eine solche Stelle auf der Bibliothek ruhig und ohne innere Störung versehen zu können, als Hein-

rich in gewissen Zeiten; das macht, ich bin eine geistesgenießende — also eine mehr allgemeine — er aber eine producirende — also durchaus besondere, individuelle Natur. Wie gern hätt' ich ihn oft in seiner eignen Welt an seinem Pultchen den Morgen ungestört verleben lassen, in Studien und Anlagen, von denen ich ihn schmerzvoll und gewaltsam abbrechen sah, und hätte dafür manche Uebellaunigkeit und die gedankenlose Bröckelarbeit übernommen, die mir gewiß dann leichter zu überwinden gewesen wäre als ihm, der sich dann immer in ein Fremdes gerissen fühlt. Und nun gar für ihn!! — Wenn es nur anginge, ich möchte Männerkleider anziehen, es an solchen Tagen wenigstens ihm abzunehmen! —

Den 12. August 1834, Dienstag.

Wenn ich so in Romanen oder Novellen gelesen von spröder Behandlung einer Frau gegen liebende Menschen, da dacht' ich immer: das kann die Bestimmung des Menschen gegen den Menschen nicht sein; es muß noch eine andre Art geben, wo Würde sich mit Milde vereint und dem Rasenden zugleich Trost, Beruhigung und Zurechtweisung giebt, ihm wirklich nützt und ihn bessert, veredelnd umwandelt.

Den 12. August 1834, Dienstag Nachmittags.

Der Dichter ist ein närrischer Kerl, der scheinbar theilnahmlos hindurchgeht durch die Ereignisse. Aber mit Einem Male faßt dieß oder das sein Herz, und wie im Ei dieß Ein Lippelchen das neue Leben macht, so springt aus diesem Antippen das hervor, was nur, wo Gegenstand zur Liebesbraut geworden, sich ergeben kann.

Briefe.

An Natalie Harder in Petersburg.

Berlin, den 27. April 1829.

Gern hätt' ich, meine liebe gute Cousine, schon früher den in Ihrem mir so erfreulichen Briefe ausgesprochenen Wunsch erfüllt, in den „letzten Flitterwochen“ wieder einmal Nachricht von mir zu geben, und hätte hiermit zugleich der Aufforderung des eignen Herzens genügt, wenn ich bis jetzt nicht vergebens auf die „letzten Flitterwochen“ geharrt, um Ihren Wunsch im buchstäblichen Sinne auszuführen. Und ich könnte wohl noch lange harren; denn aufrichtig gestanden, gute Natalie, mir ist es eigentlich noch ganz so wie in den ersten Tagen der Verbindung mit meinem Heinrich, nur daß ich täglich mir von Neuem einbilde, die Liebe nehme immer zu; da ich nun auf diese Weise wohl niemals zum Schreiben an meine liebe Cousine kommen würde, so muß ich schon mir erlauben, vor der gewünschten Zeit mit einem Briefchen mich bei ihr einzufinden. Was mich hierzu noch ganz besonders auffordert, haben Sie wohl schon errathen. Ich möchte nicht gern die letzte sein, die zu der Freude Glück wünscht, welche der Himmel in dem kleinen Mädchen Ihnen bescheert hat. Ja, so recht von Herzen haben wir über diese Nachricht uns gefreut und die

innigsten Wünsche für das Gedeihn der Neugeborenen in Gedanken Ihnen zugesandt. Was Sie zu hören wünschen von der Art unsrer Verbindung und von der ersten Zeit unsres Zusammenlebens, das, theure Cousine, erzählt sich wohl schöner, wenn wir Sie einmal am eignen traulichen Heerde begrüßen; und gern schmeichle ich mir, daß jetzt doch noch ein Grund mehr für Sie ist, das in jeder Beziehung sich immer mehr verschönernde Berlin wieder einmal zu besuchen. Wie mir es hier gefalle? fragen Sie — ich glaube, ohne idyllischer Schwärmerei beschuldigt zu werden, gegen Sie behaupten zu dürfen, daß es mit dem geliebten Gatten auch im kleinsten Orte mir gefallen würde; wie viel mehr hier, wo ich sehe, daß er sich auch geistig so durchaus befriedigt fühlt, und wo ich ihn im Verkehr sehe mit Allem, was sein Streben fördern und erleichtern kann. Sie kennen ja selbst das vielfach Anregende einer großen Stadt; beglückt im nächsten Kreise, und bei allen Aufforderungen nach außen am befriedigtsten in diesem, wissen Sie dennoch sehr wohl was es heißt, umgeben zu sein von so vielen großen Eindrücken, die denn doch niemals ohne Einfluß auf das Innere bleiben; dieß beglückt mich nun, zunächst zwar und vorzüglich in Beziehung auf den Geliebten, und dennoch fühle ich auch selbst in unserm friedlichen Stillleben den wohlthätigen Einfluß dieser schönen, an Beträchtlichem so reichen Stadt.

Allein zuviel habe ich vielleicht schon über mich selbst gesprochen im Vertrauen auf Ihre liebevolle Theilnahme, theure Cousine. Möchte ich recht bald von Ihnen hören, daß Sie mit Ihrem lieben Mann und Ihren geehrten Eltern, denen ich recht herzlich empfohlen sein möchte, sich des Gedeihens Ihres kleinen Lieblings täglich mehr erfreuen. Das wünscht von ganzem Herzen Ihre treue Freundin und Cousine

Charlotte Stieglitz.

An dieselbe.

Winter 1830.

Recht recht innigen Dank, meine liebe Natalie, daß Sie nicht Böses mit Bösem vergolten und mich noch eher, als ich zu hoffen wagte, mit erwünschten Nachrichten erfreut. Ihr Glück über den Besitz eines lieben Kindes hat uns wahrhaft gerührt; ich kann es mir recht lebhaft denken, wie in diesem kleinen Wesen für die ganze Familie wieder ein neues Interesse aufgegangen, das bei der zunehmenden Entwicklung fort und fort wächst. Möchte es sich immer mehr entfalten und gedeihen und unter Ihrer mütterlichen Pflege so recht von Liebe genährt zu Ihrer Freude groß werden. Der treffliche Vater Klein, mit dem wir einige schöne Wochen zusammen gelebt, hat uns schon damals bei seinem kurzen Hiersein viel von Ihnen und Ihrem Kindchen erzählt und uns ein recht lebendiges Bild von Ihrem Glück entworfen. Von uns wird Ihnen der liebe Mann auch manches sagen können; weiß ich doch, Sie nehmen Theil, meine liebe Cousine, an unsrem fortwährenden stillen Glück. Und so sage ich Ihnen denn jetzt ein inniges Lebewohl, bitte Sie Ihrem lieben Mann, Ihrer guten Mutter, und auch denjenigen von Ihrer Familie, die ich durch Beschreibungen lieb gewonnen, mich und meinen Heinrich recht herzlich zu empfehlen.

Mit der innigsten Liebe Ihre

Charlotte Sieglitz.

An dieselbe.

Den 26. Januar 1834.

Gott zum Gruß, meine Herzens-Natasche!

Wie gern besuchte ich Dich selbst und überzeugte mich, daß Du wohl und seelenstark seiest, eine Heldin unter Deinen Kindern — nicht wahr, das

bist Du? — Und es ist wahrhaftig darauf angelegt, daß wir Alle noch recht durchprobten Helden hier werden.

Sa, ja, meine liebe Natasche, man hat was durchzufühlen; bei gänzlich flügelgelähmter Stimmung kommt mir der Mensch zuweilen wie ein riesenmäßiger Reisekoffer vor. Was für Erfahrungen von Schmerz, Freude, Liebe, Gleichgültigkeit, packt er in sich, bis er gefüllt, und nunmehr auch mit dem ewigen Schlüssel verschlossen wird, für die endliche Reise ins Himmlreich, so Gott will! — Ein groß Paquet Räthsel kommt auch hinein; sie sind mit Thränen gedruckt und eingebrannt, sie werden sicher bis zur Lösung sich leserlich halten. In Nicole's Charakter war kein Räthsel. Er war von Natur, was zu erringen ich für die höchste Aufgabe im Menschen halte, durchsichtig, rein von trübendem Egoismus, und auf dem Grunde lagen Perlen. Wie wohlthuend ist die Erinnerung an ihn! —

Einliegendes kleine Buchzeichen, meine Liebe, möge, indem es Dich bei Deiner Lectüre begleitet, auch manchmal auf mich freundlich Dich hinweisen. Hat Miluschka wohl einmal wieder uns erwähnt? Was macht das kleine Pathennönnchen? (nicht Männchen, wie die Frau mich corrigirte). Deinen kleinen Alexander würde ich in diesem Augenblick, wenn es die dicke Mühm erlaubte, fast erdrücken; ich sehe den Jungen mit seinen runden, schwimmenden, blauen Neugelchen ganz lebhaft vor mir, daß ich ihn greifen möchte — und was macht das kleine, wild interessante, von Sorgen nichts wissende fröhliche Bettelmädchen mit seinem weißen Tüchelchen um die Ohren? —

Deinen Harder grüße und danke mir nochmals in Erinnerung an jene ersten Nachrichten, die er uns so bald über Dein Befinden sandte. — Ich wünsche Euch ein inniges Lebewohl, und ich bleibe Deine treue

Charlotte Stieglitz.

An dieselbe.

Berlin, den 13. Juli 1834.

Meine liebe gute Natasche!

Je weniger ich Ahnung hatte von der Verspätung meines Briefes, desto rührender war mir der Empfang Deiner rasch entgegennenden lieben Zeilen. Wie freut es mich, daß es Dir wieder gut geht, und ich denke, dieß wäre recht ein Sommer für's Erholen auf dem Lande! — Uns schien trotz aller Veränderlichkeit des Wetters vorigen Sommer doch die Sonne meist; es war die Sonne der Freude und Gesundheit! Heute ist Sonntag, kein Comptoir, und wunderschönes Wetter! Und auch bei uns ist Sonntag, schönes Wetter, und Heinrich liegt zu Bette! Und dennoch, meine Liebe, ist mir heute ein wenig leichter zu Muth als diese ganze Zeit her, wo ich wohl nicht umsonst eine tiefe Besorgniß um Heinrich haben mußte. Die guten Folgen des vorigen schönen Sommers hatten sich mit Einem Male im Frühling, wie es schien, erschöpft; schon die letzten Tage von Alexanders Hiersein merkte ich die Anstrengung, mit der er sich aufrecht erhielt, um kein Vergnügen zu stören; die Begleitung nach Potsdam frischte ihn wieder ein wenig auf; dann aber trat ein fürchterlicher Zustand, bald von den größten Aufregungen, bald von den schwersten Ermattungen und geistiger Unklarheit ein. Das was der Arzt ihm vorschrieb, dämpfte die Aufregungen und erleichterte einigermassen das Blut; aber eine ängstigende Spannung seines ganzen Wesens ließ doch immer noch nicht nach, verbunden mit einer tiefen Melancholie. Vor einigen Tagen überfiel ihn nun in diesem reizbaren Zustand eine Art gastrische Ruhr, wie es der Arzt nennt, die ihn zwar sehr mitnimmt, jedoch für den Augenblick seinen gespannten Zustand so erleichtert, daß ich wenigstens seit Wochen einmal wieder frei aufathme, und mich doch eben gestimmt fühle, ein paar Zeilen für Dich zur Antwort, Du Liebe, niederzuschreiben. Du hast Recht,

dies Frühjahr brachte uns viel Liebes; und allerdings, Dein Lieschen hat sich erst recht in seiner Nechtheit kennen und lieben lernen. Von Spandau kündigte sie uns noch schriftlich die freudige Nachricht von Alexanders Anfun an, mit dem wir unvergeßliche Stunden gelebt. Darauf kam Dein treuer Doctor Rauch, dem ich — werde nicht roth! — Deine Liebe verrathen dann Madame Klein, und während ihres Hierseins Anningka. Letztere hat ich eigentlich nicht so genießen können wie ich wollte, und zwar wegen Heinrichs Unwohlsein; jedoch sie hat eine so prononcirte Natur wie manch Buch, von dem man schon nach einigen aufgeschlagenen Seiten mit Sicherheit den Charakter des Ganzen beurtheilen kann. Es ist ein wahrhaft antiker Styl, scharf aus kernigem Marmor gehauen! Ihr mußtet als Kinder ein gutes Pärchen abgeben, wahrhaftig! Warum habt Ihr Euch nicht geheiratet? — Uebrigens sehe ich ihr gerne in ihr kluges Auge. — In Madama K., dem wandelnden schönen Planeten, habe ich mich diesmal wieder mehr erwärmt. Ihr Söhnchen war erkrankt, und sie litt einige Tage um ihn und das stand ihr herrlich; sie wurde hingebend, mitempfindend; die poetische schöne Frau stand im Vorgrunde, und die Dame hatte sich in die Perspektive einer tieferen Innerlichkeit zurückgezogen. Möchte sie letzterer lebenslängliche Pension geben! — Ich verstand nun mit Einem Male den Wechsel des Gedrucks, den sie (zwar immer nur bei flüchtigem Zusammensein) von jeher auf mich gemacht; diesmal hatte sie wieder etwas Hinreißendes; Minerva jedoch faßte mich leise beim Schopf, daß ich eiligst meine Herzflügelchen wieder zusammenzuschlug wie ein Taschenmesser.

Alles was Du mir von Deinen Kindern geschrieben, hat sie mir lebhaft vorgestellt; ich sehe die lieben Bälge kriechen, springen, laufen; daß Miluschka mich aber um meiner Locken willen nicht liebt, ist eben so pikant als tragisch. Was soll ich Arme thun? Heinrich liebt diese Locken, Miluschka haßt sie; auch hier wird die Zeit als endliche Ausgleicherin eintreten;

Locken werden bleichen, und Heinrich wird sie sehr gern unter den Schnee einer Haube versteckt sehn.

Nun, meine Liebe, grüße Deinen Harter, grüße den unvergeßlichen Ludwig Stieglitz, dem ich nur in freudigen Stimmungen schreiben mag, und die übrigen Lieben von Deiner von Herzen getreuen

Charlotte Stieglitz.

Hast Du vielleicht erfahren, ob ein Päckchen, das ich im December an Vater und Emilie geschickt, angekommen? Die Verspätung meines Briefes an Dich läßt mich glauben, daß vielleicht einige Briefe an Beide, mit Gelegenheit gesandt, dort nicht angekommen. Mundt hat auch einmal ein Buch an Vater geschickt; ist das vielleicht auch unterwegs geblieben? —

An Herrn P. Klein in St. Petersburg.

Den 17. December 1830.

Mein lieber Herr Klein!

Wie oft haben wir der schönen Zeit gedacht, die wir in frohem Beisammensein mit Ihnen hier verlebt! Der December aber läßt nun gar Tag und Stunden wiederkehren, und vergegenwärtigt uns ganz verjüngt Ihr Hiersein. Bald ist es drüben bei Baudoins ein schöner Abend unter Vaterlands- und Freiheits-Gefängen, bald hier in Stieglitzens Vogelperspective eine freundliche Punschbrauerei, bald drüben im Hôtel ein päpstlich-sultanisches Fest in russischen Gemächern („Der Pabst lebt herrlich in der Welt!“ &c.), bald ein melancholischer Mitternachtspaziergang beim Wächterhorn ohne Haus Schlüssel, wo Ihre Fürsprache den jungen Bagabunden noch ein Obdach im unfreundlichen Engel vermöge eines solide imponirenden Pelzmantel-Ukas erwirkte, bald

P

der wehmüthig heitere Abschiedsmorgen, der zugleich die Bewährung freundlichen Wiedersehens in sich trug. Und diese schöne Abndung scheint nicht täuschen zu wollen; ja, die Erfüllung ist uns jetzt sogar näher gerückt als wir damals noch zu hoffen wagten. Die gütige Einladung unsers trefflichen Oheims erlaubt uns schon nächsten Sommer die ersehnte Reise nach Petersburg zu unternehmen; hoffentlich schließen dann auch die guten Baudoins sich unserer Karavane an. Es ist doch noch etwas ganz anderes, der Ausföhrung eines so innig gehegten Wunsches nun mit Bestimmtheit entgegen zu sehen! —

Große Freude hat mir das Andenken Ihrer lieben Schwiegertochter gemacht. Ich denke, auch ihr werde ich näher kommen als es in den Tagen ihres leider nur zu kurzen Hierseins möglich war. Einstweilen sende ich ihr recht herzlichen Dank, auch in Stiegliz's Namen, der sich aber der tragischen Frage nicht enthalten kann, was die übrigens so freundlichen Pantomimen eigentlich zu bedeuten haben? —

Nun, mein guter lieber Herr Klein, lassen Sie sich ganz so jung wiederfinden als wir Sie hier unter uns besaßen. Die lieben Ihrigen grüßen Sie wohl recht herzlich von uns beiden, und die reizenden Enkelchen küssen Sie von Ihrer innigst ergebenen

Charlotte Stiegliz.

An ihren Bruder (H. Willhöfft) in Leipzig.

Februar 1830.

Mein theurer Bruder!

Sollte man es denken, daß bei so inniger Liebe sechs Monate verfließen konnten, ohne daß man irgend etwas Ausführliches von einander hört

Diesmal, möchte ich behaupten, ist der fürchterliche Winter Schuld, der Dinte und Gedanken gefrieren machte; wahrhaftig, wir haben in Stieglitzens kleinem einfenstrigen Studierstübchen zusammenkriechen müssen wie die Grönländer; drei Monate lang waren in unserm schlossfreiheitlichen Sommer-Palais in unserer drei Treppen hohen Vogelperspective von allen Seiten die Fenster trotz alles Heizens fingerdick gefroren, und bei diesem spärlichen Dämmerlichte gehörte eben nicht viel Phantasie von meiner Seite dazu, den Tag über, wo Stieglitz im amtlichen Dienst war, zu glauben, ich wär' eine gefangene Prinzessin in einem Burgverließ, bis mein Ritter mich zu erlösen von seinem Kreuzzug auf den Bücherleitern heimkehrte. Dann gab es nach ziemlich langem Händefrottiren eine warme Suppe, und man fühlte sich wieder etwas aufgelöst und einigermaßen menschlich. Henriette seufzt und denkt: „ach, ist es mir denn besser gegangen?“ — H. W.: „Ich bitte mir aus, sich nicht in unsre häuslichen Angelegenheiten zu mischen.“ — Dagegen behauptet Charlotte: „Wo vier und zwanzig preussische Postmeilen dazwischen liegen, ist's schon erlaubt einmal in den Kochtopf zu sehen; hui, wie da die rothen Krebspasteten steigen!“ —

Doch nun ehrbar! Wie geht's Euch, meine Lieben? wie habt Ihr die Winterabende im traulichen Stübchen zugebracht? Ist es nicht herrlich, auf das innigste vereint Alles hinzunehmen, was das Leben bringt? Und so freut Ihr Euch gewiß wie wir jetzt zum nahenden Frühling, und findet in dem schönen Sonnenschein schon wirklichen Ersatz für all den Winterfrost.

Von Mütterchen und Hannchen hab' ich kürzlich die erfreulichsten Nachrichten. Was sie mir über Deinen Bericht wegen Conrad geschrieben, hat mich eigen tief betrübt; ich habe Alles, seinen Aufenthalt, seine Krankheit, aus ihrem Bericht nicht recht verstanden, und so würdest Du mich erfreuen, wenn Du mir selbst darüber das Nähere mittheilen wolltest. — Bei Staatsrath Kunths, wo, wie Du wohl weißt, er, der Staatsrath, und der Schwiegersohn, Beide in kurzer Zeit gestorben sind, hörte ich neulich mit großer Freude

erzählen, wie Coquerils doch Marien so sehr lieb hätten; es mußte doch wohl ein Verwandter von dort, der gerade hier war, sich darüber ausgesprochen haben; die Kunth meinte, beinahe sei sie zu beneiden — täglich in der schönsten Equipage fahre sie mit den Kindern aus, gehe des Abends viel ins Theater, da eine ganze Loge abomirt sei, u. s. w. — sie übe aber auch eine ganz besondere Thätigkeit aus; überall sei Mamsell Willhöfft unentbehrlich, überall sei sie zu Hause, mit einer Behendigkeit und Schnelligkeit, die zu bewundern wäre bei einem solchen Hausstand; und dabei die Kinder; Alles ginge wie am Schnürchen.

Wenn Du an Fritz und Marie schreibst, grüße doch recht herzlich von uns Beiden, lieber Bruder; hörst Du? — Die Nachricht über Fritz war mir auch so erfreulich.

Wie geht es den Bekannten? Seht Ihr Euch zuweilen mit diesem und jenem? Wie geht es den guten Enobloch? Wir haben, nachdem die Kälte nachgelassen, immer geglaubt, er würde uns besuchen, weil er vor einiger Zeit schrieb, nur die Kälte habe ihn abgehalten nach Berlin zu kommen. Sag' doch an Enobloch, Stieglitz wäre endlich dahin gekommen, nicht eher seinen Brief zu beantworten, als bis das ganze Manuscript des ersten Theils beiläge, was nun wohl in vierzehn Tagen erfolgen wird. — Alle Freunde sind ihm böse, daß er so lange zögert und sich immer noch nicht genügen kann, während sie es schon längst für vollendet erklärt und schon im Januar hoch erfreut bei Vorlesung desselben waren. In jedem Falle bitte ich im Namen Aller, die es wohl mit Stieglitz meinen, daß doch ja das Buch im Ostermefskatalog angezeigt werde, damit er dann auf keinen Fall mehr zögern kann, weil ich selbst jetzt fühle, es thut ihm einmal Noth aufzutauhen, und doch wohl am Ende nur, weil ich weiß, daß alle die feinen Fäden, die er noch bei letzter Bearbeitung hineinzuspinnen gesonnen war, auch wirklich hineingekommen sind.

Hast Du etwas von Pohlenzens häuslichem Glücke gehört? Wie geht

es Hering, dem treuen Singkameraden? Grüße herzlich, wenn Du sie siehst, auch Sonnenkalbs, u. s. w. — Was mögen wohl meine lieben Devrients machen, Clara und Therese? — Denke Dir, noch habe ich nicht an sie geschrieben. Deshalb schäme ich mich auch zu grüßen. Solltest Du ihnen aber zufällig auf der Straße begegnen, so sage ihnen, seit zwei Jahren wollte ich ihnen täglich schreiben und käme nicht dazu; und nun weiß ich auch beinahe nicht wo ich anfangen soll. Wie geht es der jüngsten Schwester Deiner Henriette, die ich kennen gelernt? — Doch ich quäle Dich immer mehr mit allen Fragen, und Du freust Dich, wenn ich aufhöre.

So lebt Ihr Lieben denn Beide wohl; wir denken oft an Euch und sehnen uns Beide, von Dir, lieber Bruder, etwas Ausführliches zu hören, wie es Euch noch außer dem Wohlfsein geht. Voll von den besten Wünschen Eure

Charlotte Stieglitz.

An denselben.

Im Winter 1831 — 1832.

Mein theurer Bruder!

Unverzeihlich erscheint in diesem Augenblicke mir selbst mein langes Schweigen, indem ich keinen anderen Grund anzugeben weiß als den, daß ich in all dieser Zeit nicht dazu aufgelegt war. Und ist dieß am Ende nicht genug? Ich freute mich so sehr über Deinen lieben ausführlichen Brief vor zwei Monaten, über Hannchens und Bärballs liebevolle Zeilen, — ich wollte gleich alle beantworten, aber, Gott weiß, eine innere und äußere gleich böse Zeit hieb mir mit scharfem Schwert die Flügel ab; ich schwieg, weil ich nicht fröhlich schreiben konnte. Auch die Nachrichten von Fritzens Häuslichkeit und

manches aus Dorissens Brief betrübten mich. Du warst ja auch nicht recht gesund; o ein ganzes Centner Heilpflaster schien mir nicht genug, um uns allen aus der Noth zu helfen.

Jetzt, wo nun ein lange drohendes, schwüles Gewitter sich über uns entladet, erwacht man recht eigentlich aus seiner Trägheit, und nun gilt's Gottvertrauen und guten Muth haben; und damit sind wir Beide, mein Stieglitz so wie ich, gut versorgt. Dazu genießen wir schöne, freie Luft in unsrer Wohnung, tägliches Schrankbad, leben sehr diät, ärgern uns einander nicht, haben auf ein Vierteljahr Lebensmittel angeschafft, außer Fleisch und Brod, um das Mädchen nicht so viel herumzuschicken in die Läden, haben uns außerdem auch versehen mit einfachen aber nothwendigen Mitteln für einen etwaigen eintretenden Fall, als da sind: Kamillen-, Pfeffermünz-, Fliederthee, Senf, Essig, Spiritus, Wärmeflaschen, wollene Decken — dieß alles, um sogleich Schweiß hervorzubringen, denn dann ist der Kranke gerettet. Außerdem räuchern wir mit guten Hoffnungen, sprengen die Stuben mit der Aussicht auf bessere Zeiten ein, und geben uns gegenseitig Pillen guten Trostes zu verschlucken. Da hast Du die Antwort auf Deinen lieben, eben sowohl erfreulichen als beruhigenden gestrigen Brief; denn als ich neulich von dem letzten Spektakel in Leipzig zufällig bei andern Leuten hörte, wurde ich beinahe ganz unwohl; das Blut, in Erinnerung jenes Abends, wo Du Wache standest, machte mir tüchtig zu thun; jedoch man wußte mich süß zu trösten, daß ein Mann, der Frau und Kinder habe, gewiß nicht voreilig handle. Aber siehe da, mein Bruder war dennoch ein siegreicher Held! Aber warte, was hätte daraus werden können? Die armen Füße wird die Frau pflegen, was mag sie und die andern doch für Sorgen gehabt haben!

An ihre Schwester Doris in Leipzig.

Berlin, den 20. Juni 1832.

Vor Allem innigen Gruß und Dank, meine liebe gute Doris, für Deinen wahrhaft reichen Brief, der erfreut, aufgereg, beruhigt, beunruhigt, Alles zu gleicher Zeit, wie es eben zu geschehen pflegt bei eben nicht all zu ruhigen Leuten wie die beiden Stieglitz sind, wenn ihnen irgend Ausichten eröffnet werden, die schön, nützlich, vortrefflich, aber nicht mit der bloßen Kraft des Willens erreichbar sind; dann mag die See bei Doberan stille heißen gegen solche Wogen in zwei Seelen, die zusammenschlagen in Wunsch und Willen — d. h. immer hinauszufiegen in die weite Welt, wenn Wunsch's Flügel hinreichen. In Stieglitz ist übrigens wirklich etwas von einer Vogelnatur; so wie der erste Westwind bläst, regt sich die alte Leidenschaft des Reisens; dann heißt's in tausend Weisen: „Wenn die Bibliothek nicht wäre," u. s. w.

Doch nun zur Antwort. Daß wir auf jeden Fall Dich, oder vielmehr Euch schon diesen Sommer sehn, ist köstlich; denn Hannchen wird doch wahrscheinlich mitkommen, wie es mir scheint. Daß für Euch beide Rath und Platz geschafft wird, selbst wenn Ihr ein oder ein paar Tage hier zugebt, ist wieder natürlich, und dieß Alles mit dem größten Spaß. Die beiden Gäste schlafen in unserm lieblichen, gelben, theatralischen Schlafgemach, Stieglitz schläft in seiner Stube auf dem Sopha, und meine werthe Person schlägt die Thür vom Badeschrank nieder und bereitet sich ein Badebett; denke Dir die Wonne, wo sonst mich kalte Eifestropfen empfangen, erwarten mich — Dunen —? — Federn; genug, ein höchst abenteuerliches Bett. Dein Wagen findet entweder in unserm Hof eine sichere Stelle oder in der Nachbarschaft; da es bei uns ziemlich wie auf dem Lande ist, macht das keine große Schwierigkeit. Ueberhaupt wollen wir die Tage des Zusammenseins recht vergnügt sein; denn dieß ist eben sicher, das Andere sehr abhängig. Mit * * sehn wir uns dann auch, wie Du es wünschest; Nichts soll störend ein-

treten. Ueber den Reiseplan wäre nun aufrichtig also zu sagen: Bei meiner Stieglitz zündete zuerst der Gedanke, daß es gewiß für mich und meinen oft wiederkehrenden Husten sehr heilbringend sein würde mitzubaden, daß aber bei genauer Eintheilung für diesmal doch nicht mehr wie fünfzehn Friedrichsd'or zu erschwingen sein würden, daß aber Baderei, Wohnung und Essen wenn Hannchen nun auch mitgeht, in drei Theile getheilt, für den einen Theil wohl nicht mehr machen kann als fünfzehn Friedrichsd'or. Außerdem würde dann Stieglitz uns gerne hinbringen und dann natürlich für sein eigenes Zurückreisen, also diesen Zeitverlust Deinem guten Wärbalk abnehmen. Ob sich die Verhältnisse so gestalten, daß Stieglitz vielleicht auch, und wenn es nur auf vierzehn Tage wäre, das Seebad mitbraucht, müssen wir noch erwarten. Gewiß wär' es ihm sehr gut, da er von Zeit zu Zeit doch sehr an Nervenreizbarkeit, an heftigen Blutwallungen fast immer leidet. Doch dieß ist nun eben Alles noch ungewiß. Das, worauf wir als Gewißheit eingehn können, ist jenes erstere. Es giebt bei uns schon Liebeszänke, wem es nöthig von uns Beiden ist; aber Stieglitz kann eben nicht lange von der Bibliothek abkommen, sonst müßte er wahrhaftig einmal eine ernstliche Kur brauchen. Er sagt mir aber dagegen: „ich kann alle Tage im Flusse baden, und das ist doch auch schon etwas; Dir aber will ein gewöhnlich Flussbad doch nicht recht bekommen, Du bist immer nachher sehr erkältet und mußt es aufgeben; das Meer dagegen wird mit seinem mächtigen Umfange wärmend und stärkend zugleich auf Dich wirken; werd' also ein Seefisch eine Zeitlang, und kehre dann sehr ein freudig genesenes Kind zu Deinem Freudigen zurück, der schon an Deinem vollkommenen Wohlsein sattsame Stärkung trinkt!“ — und so ähnliche Streitigkeiten. —

Die Geschichte mit den beiden °° hat uns interessirt wie ein Roman, der aber doch sehr tragisch endet. Das Leben spielt doch wunderbar, und der Mensch mit dem Leben; es thut mir doch recht wehe, weil sie wirklich wie Du auch sagst, so viel in sich hat, um deswillen es so jammerschade ist.

Solltest Du unsern Freund, von dem es uns recht freut, daß er Dir gefällt, wiedersehen, so laß es doch mit unterfließen ganz leise, daß dieser Wechsel vorgegangen; ich habe ihm die Frau gar so sehr aus Herzensgrunde gerühmt; er muß mich nicht begreifen können, wenn er sie nun so sieht; oder es macht sich vielleicht besser, wenn Stieglitz einmal an ihn schreibt, denn ich fange an mich dessen zu schämen, was ich gesagt habe; obgleich die Sache bei ihr so ganz natürlich gekommen und sehr zu entschuldigen ist. —

Daß aber Dein guter B. noch immer mit so vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat, thut uns innig leid; sich am Gedeihen seiner Kinder freuen und Deiner Stärkung nach dem Seebade, und übrigens sich einen recht recht dicken Pelz anschaffen, scheint mir für ihn das beste. Uebrigens, meine gute Doris, nach sieben mageren Jahren kommen sieben fette, wie Du weißt; und somit sei Du nur recht heiter und getrost; wird schon Alles gut werden. Daß Ihr Beide Euch hier in Berlin trifft, ist wunderhübsch.

Nun, meine Liebe, ich erhalte wohl bald Nachricht von Dir. Bis Mitte nächster Woche seid Ihr wohl auf jeden Fall hier. Den 14. Juli sind wir auch sicher wieder zurück. — Hannchen grüße und danke innig für ihre liebevollen Zeilen; ich hoffe, Ihr werdet zusammen kommen. Wo wird Mütterchen unterdessen sein? Grüße Alle; Bruder Heinrich könnte auch einmal wieder von sich hören lassen. Grüßt auch unsern Freund Mundt herzlich, und die Wagner, und Alle die sich meiner freundlich erinnern. Die Kinder drücke nach Noten von Deiner treuen

Charlotte.

(Fragment.)

Sommer 1834.

Vor einer Stunde hab' ich Deinen Brief erhalten, meine Liebe, und schon sitze ich und gebe Dir meinen innigen Gegengruß. Was lange dauert, wird gut! Du hast mich wirklich einmal in die Fensterscheiben Eurer häuslichen Freuden und Leiden blicken lassen. Diese Zwillinge streiten sich also auch bei Euch immer noch um die Erstgeburt? — Dieser Dualismus, das ist Leben! — Laß sich diese Weltkinder erst einmal recht vertragen, recht einig und verschmolzen sein, dann haben wir ein Zustemilieu, bei dem wir gedeihen werden. Dahin kommt's aber nicht, das sehn wir voraus; darum laß uns ja bei diesem Unvermeidlichen nicht zu sehr auf den sogenannten Leichtsinn schelten! — Bei den Meisten, das ist wahr, ist es die Inhaltlosigkeit, die sie eben leicht macht; sie tanzen ins Leben hinein, umschlingen sich, machen alle möglichen Touren durch, tanzen mit Jedem, und gehn ermüdet, vielleicht auch nur weil das Licht eben auslöschte, vom Ballsaal, ihrem Lebensweg, zu Hause. Wem aber vom Dünger vergrabener Hoffnungen, eingefargter Leidenschaften Flügel wachsen, den möge man beneidend ansehen, wenn er nun seine Psychesflügelein hebt über den Nachttbau der Erde. — —

An Moritz Veit.

Den 3. Februar 1830.

Mein werther Freund!

Wenn ich schon gestern das stille Verlangen hegte, Ihnen in Erinnerung des vorigen Abends einige Worte zu, zurück, oder hinüber zu rufen,

so wird es heute am frischen Morgen auch ein frischer Drang; und so will ich ihn denn nicht zurückhalten.

Ich hatte vor einiger Zeit einen schweren, sehr schweren Traum; er betraf Sie und uns. „Träume sind Schäume,” wollt' ich so gerne denken; ich wollte herzlich lachen, und mußte herzlich ernst werden. Vielleicht war es unvorsichtig, meine Vision unmittelbar nach dem ersten Eindruck Stieglitz mitzutheilen, der, wie Sie wissen, bei aller Heiterkeit und Freiheit des Geistes nur allzu offen ist für eine ahnungsvolle Auffassung des Lebens und nur zu leicht den kleinsten Anlaß zu einem tragischen Gewebe ausspinnt. Mir selber kam das öftere Unwohlsein eben nicht zu Hülfe, die Sache so zu nehmen wie sie es verdient; mit der Freude Sie zu sehen, trat auch zugleich jene unerquickliche Erinnerung ein und bewegte mich wider Willen so, daß ich zuweilen kaum im Stande war zu sprechen. Da haben sie denn mein ganz aufrichtiges Geständniß. Den vorgestrigen Abend aber sehe ich als die Krise an; es trieb sich Alles so merkwürdig auf die Spitze, und wenn ich mich frage wie und warum es so kam, so hatte wieder der böse Traum sein Spiel; vergeben Sie ihm wenn er zu weit ging; die Spitze aber hat er ohnedieß hoffentlich für alle Ewigkeit verloren. Die Wunden müssen ja auch ausgeblutet haben, wenn sie heilen sollen, und Sie wollen nicht „mit verrosteten Schienen sie wieder aufreiben,” oder vielmehr, ich verspreche künftig hübsch Charpie zu zupsen, wie es ohnedieß der Frau zukommt. —

Wenn ich mich nicht gänzlich irre, war unter Andern auch von einer nicht ganz gewöhnlichen Entree zu Ihrer dermaleinstigen Schwelle die Rede; wahrscheinlich wollte man sich ganz verstohlen hinten herum schleichen und Sie somit in Ihrem Glück überraschen. — Nicht wahr, so war es gemeint? — Aber gewöhnen Sie sich künftig ja nicht in eine halbe Einsiedelei, wie Stieglitzens; man wird, wie Sie sehen, dadurch zum Traumdeuter, Visionair, und was noch Alles! — —

Es soll aber auch bald ein neues Leben beginnen. Wir laden Sie

und das geschwisterliche Brautpaar schon in Gedanken zu einer brillanten Soirée für nächste Woche ein, sobald ich mich nur etwas stärker fühle; und so Gott will, sehen wir uns oft noch im Leben vereint, und finden uns immer ganz so wieder als wir uns verlassen. Mit herzlichem Gruße Ihre

Charlotte Stieglitz.

An Heinrich Stieglitz.

Leipzig, den 14. September 1830, Dienstag.

Nicht auf Flügeln der Morgenröthe komm' ich heute zu Dir, mein Heinrich; die sind gelähmt — warum? ich weiß es kaum. Das Wort „consequent“ muß in mancher Beziehung ein schauervolles Wort sein, denn es tönt mir wahrhaft erstarrend heute immer an das Ohr. Ich sehe zum Fenster hinaus, es regnet schon mehrere Tage fürchterlich, und ich denke: Wenn das Wetter sich consequent durchführen wollte auf diese Weise, man hüllte sich zuletzt am liebsten mit den Raupen und Käfern ein, und schlief einen langen guten Schlaf. Su, su, su, su, su, su. — Seit wann kann mein glühender Stieglitz die wechselnden Empfindungen einer liebenden Seele in der Ferne nicht begreifen? — Ich hatte mich getrennt von Dir, ich hatte Sehnsucht die Meinen einmal wiederzusehen; und nachdem ich sie Alle gesehen und mich mit ihnen gefreut, da kam mir mit Einem Male das Bewußtsein der Trennung von Dir, und ich hätte gleich wieder zu Dir eilen und hätte Dir danken mögen, daß Du mir einmal diese schönen Stunden gegönnt, aber auch zugleich Dich bitten mögen, mich nun auf lange lange Zeit nicht wieder von Dir fortzulassen. So sah es in meinem Herzen aus, als ich Dir den letzten Brief schrieb; kein Muß legte mir einen Dämpfer an,

der Wunsch Dich hier zu sehen war auch von mir ausgegangen; noch konnte ich nicht wissen ob es Dir genehm war, und mit der erwachten Sehnsucht nach Dir fing ich auch an plötzlich die Sache etwas getrübt anzusehen, zweifelte, ob es wirklich Dir und Deinem Freunde auch Freuden einbrächte, ob ich nicht in der glücklichen Stimmung zu aufgereggt geschrieben, und — o Gott, was kann man denn dafür, wenn es im Innern so stüthet? — Dazu hatte die Reise und die vielfach neuen Eindrücke mich ein wenig angegriffen, und so — verzeihe es mir! — war ich vielleicht nicht ganz Herr meiner Gefühle. So wie ich den Brief abgesendet, beschloß ich in mir, nichts eher zu thun, als bis Du geantwortet. Gestern Nachmittag bekam ich nun Deinen lieben langen inhaltvollen Brief, nebst dem unsres Parsen, und sah nun daraus, wie es schon zum festen freudigen Vorsatz geworden, hierher zu kommen, machte mir in dem Augenblick einen stillen Vorwurf abermals über meinen letzten Brief, nahm mir fest vor nun zu bleiben bis Anfang October, meinem Herzen strenge zu gebieten, und wollte gleich antworten; aber ich las an Deinem Briefe bis Abends sieben Uhr, wo die Post längst fort war, und freute mich sehr über Dein merkwürdiges Gedächtniß und die lebendige schöne Darstellung, daß mir unsre schöne Reise mit all ihren Lichtblicken und den schrecklichen Momenten gleichsam wie noch einmal gelebt durch die Seele zog. Dann las ich Deine Verwunderung über den so schnellen Wechsel meines Wunsches, und fühlte mich ein klein wenig verletzt, denn es war ja gar zu sehr aus liebendem Herzen gekommen. — — — — —

O Heinrich, laß uns zuweilen unconsequent sein! hellaufloodernd, himmelhochjauchzend zum Tode betrübt! Nur um Gottes Willen nicht stumpf! Hörst Du, Dichter!? Ach, in diesem Worte liegt ja eben die Bewährung für ewiges frisches Leben der Seele. Glaube aber deshalb nicht, daß wenn Du heute seines Rathes, seines thätigen Beistandes bedarfst, ** nicht gerne bereit wäre; aber — doch Du verstehst mich ja ganz — es thut mir leid noch mehr darüber zu sagen.

Das blaue Häuschen ist auch gebleicht, viel viel Unkraut gewachsen auf den schönen Blumenbeeten, das Pförtchen verwittert, kaum eine Aehnlichkeit mehr mit dem sorgfältig gepflegten kleinen Elysium. Nur der edle Wein macht sich ungepflegt Bahn, und rankt schön empor; ich machte dabei meine eigenen Betrachtungen. — Jetzt bin ich seit einigen Tagen zu Mütterchen und Hannchen gezogen; hier werd' ich wie ein Schooskindchen gepflegt. Heinrichs Wohnung ist allerliebste; aber denke Dir, es fehlt Sonne — „Hut Tom friert!“ denkst Du wohl, und freust Dich unsres heitern Vogelbauers in der Umarmung unsres alten Kellers? — Heut Morgen hatt' ich einen wahrhaft rührenden Anblick. Ich wachte früher als gewöhnlich auf — sie lassen mich ganz gehörig hier ausschlafen — und sah durch die Thüre das fromme Hannchen, wie sie eben der Mutter andächtig ein Kapitel aus der Bibel vorlas, das pflegt sie nehmlich jedesmal nach dem Aufstehn zu thun; ich hörte manches gute Wort, und fand diese alte gute Sitte, mit Beginn des Tages sich zu erbauen, doch gar schön. Die letzte Zeit werde ich bei Doris zubringen, dann habe ich keinen gekränkelt; dort, denke ich, werden wir auch die acht Tage zusammen sein, indem bei Bruder Heinrich dann Sickmann logirt und er für zwei Menschen wohl, nicht aber für drei Platz hat. Doris kommt mir noch bei weitem lebenswürdiger vor als früher; ihre liebste Freundin ist die Brockhaus-Wagner; mit der ist sie viel zusammen, und diese ist ein sehr gescheutes angenehmes Wesen.

Nun, mein Theuerster, leb wohl! Greif Dich nicht zu sehr an, vergiß nicht Dich recht zu pflegen, hübsch früh zu Bette zu gehen und recht froh zu sein. Bald höre ich wohl wieder von Dir?

Deine Charlotte.

Hier sind die Unruhen alle beseitigt; zur Vorsicht stehen nur noch immer die Bürger und Studenten, auch Militair in allen Thoren Wache. Z

Dresden hat aber das Polizei-Gebäude wirklich gebrannt; alle Papiere sind verbrannt; aber auch da ist die Ruhe wieder hergestellt.

A n d e n s e l b e n .

Aus Doberan.

Den 2. September 1832, Sonntag Abends.
Im Försterhause unweit dem Meere.

So habe ich Dir denn wieder einmal für die alten Freuden aus der Ferne zu danken, mit denen Du mich immer, mein Heinrich Stieglitz, so reichlich erquickt nach allen Gegenden hin; so daß die Trennung jetzt, wo sie nur auf Tage sich ausstreckt, einen wunderbar schönen Reiz erhält durch diese Jahrelang gewohnten, nunmehr ganz verjüngten Mittheilungen. Hoffentlich trifft Dich dieser Gruß in unsrer freundlichen Behausung, Du armer, aber doch höchst lustiger Abenteurer! — Auf dem Meere sich geschaukelt haben, ein Ulysses und Telemach, und darauf solche Mecklenburger = Kleinstädter = Burgemeister = und Rathsdicner = Abenteurer zu erleben, durfte in der That nur einem Dichter passiren; er scheitert nicht daran, sondern sitzt, ein ächter Dichtervogel, jetzt im Walde und träumt einen ernstesten, lustigen, lustigen Traum über Alles hinweg, weil er entweder zur Stunde nur lebt oder nur dichtet. Leben nenne ich hier einsaugen im Alles umfassendsten Sinne beim Dichter, mehr oder weniger mit Bewußtsein, Dichten ausströmen mit Bewußtsein, Begeisterung höchstes Bewußtsein, und nimmermehr die Kraft die blindlings schafft. Ergänze dieß Alles, mein Heinrich; Du weißt, sobald ich mir etwas klar machen will, spreche ich zu Dir. —

Wir sind hier, seitdem wir den ganzen Tag am Meere streifen, ganz andere Personen; kaum wissen wir, ob das Försterhaus, dessen Besitzer ma-

gische Künste übt, Schmerzen bespricht, Blut stillt, Krankheiten vergräbt
kein Mond und keine Sonne hinkommt, schon an und für sich zauberisch wir
genug, Doris hat seit der ersten Stunde Aufenthalt im Hause jede Sp
von Zahnschmerzen verloren, und ich bin ganz wie neu geboren; so weich d
Wasser, so wohlthätig wirkend auf Körper und Geist, der Appetit so gu
am großen Meere, ach und die Portionen so groß, daß selbst der hungr
Poet niemals gezwungen wäre, da wo es ihm doch so schwer wurde, d
scheidenheit so ainsi zu üben. Wahrlich, mein Lieber, jetzt würdest Du
Frau und Schwägerinnen vollkommen zufrieden sein; wir gehen meist
lange am Strande, daß wir oft schon unterwegs wie Schaafschleifen; we
Bege machen wir des Nachmittags bis Sonnenuntergang. Da wo Du
legst Dich in die Fluthen stürzt, führt ein wunderschöner Strandweg n
weithin dem Abendhimmel zu. Tausende von kleinen Muscheln mit d
gentropfen gefüllt blinken bei Sonnenschein im glatten Sande wie Sternch
endlich gelangt man zu einer Schwefelquelle, über die sich die schönsten B
then und Sträucher überbiegen, eine Fruchtbarkeit gedrängt an Eine St
wie sie mir kaum vorgekommen. Ich ging vorgestern bei sehr heiterm S
nenuntergange an der Quelle vorbei auf die Höhe in Deinem Geiste, n
grüßte Dich mit tausend frohen Grüßen beim ewig neuen Anblick der Un
lichkeit oben und unten. Endlich konnte Hannchen und ich nicht mehr d
Drange widerstehen, auch einmal frei, wie Du gelehrt, hinein zu stürz
Ach, das nur heißt baden! Es ist ein himmlisches, ein Götterspiel! D
Wasser schien uns so warm, wir konnten nicht wieder hinausfinden; lache
jubelnd tanzten wir, bis ich endlich rief: es muß geschieden sein! und Han
chen bei der Hand nahm und mit ihr hinaus eilte. Die Sonne half tra
nen; es ging Alles und bekam vortrefflich, und ich hätte es Dir immer so g
zugerufen, denn ich war kindisch ausgelassen; während Du wie Saul mit
Philistern vor dem Mecklenburger Thimnath mit der Dummheit kämpfdest, t
ken wir mit den Wellen unser Spiel. Nun, wir wollen es erneuen einst

unsern Strohhütchen? Nicht wahr, dabei bleibt es doch? — Jetzt ist nun die Luft zu stürmisch, und ohne Sonne zu kalt für ein freies Bad; desto stärkender aber auch wieder im Karren; ich glaube jetzt daran, daß diese Septemberbäder die stärkenden sind, und wie ich mich jetzt befinde, wird es von dem unendlichsten Nutzen für mich sein; ich singe immer nachher und bin für die Schwestern ein wahrer Lustigmacher geworden. Verzeihe mir ja alle Trübheit! Ich sehe nunmehr ein, es ist rein körperlich bei mir, wenn es eintritt; alle künstlichen Mittel sind ärmliche Nachhülfe; Heiterkeit kann nur sein, wenn der Körper selbstthätig; Trägheit des Körpers schafft Geistessträgheit nothwendig. Warum mußte es nun aber gerade bei Deinem Hiersein so kommen? Nun, dafür verspreche ich Dir zur Zeit ohne Meer, wo Du es mehr bedarfst, desto heitrere Stunden voll kräftiger Gesundheit. Dich wird es für das Schaffen merkwürdig erstarzt haben; ich verspreche mir viel Freudiges davon. Das Polenbuch, mit welchem ich immer nur langsam vorrücke, da wir bei jetziger Witterung meist gehen müssen, interessirt mich sehr, und ich danke Dir dafür. Bald fange ich das dritte Buch „bis Sobiesky“ an, auf das ich unendlich begierig bin. Charakterlosigkeit habe ich viel gefunden; bis ins Unglaubliche geht es oft; ich hätte Dich oft fragen mögen, ob nur hauptsächlich die Polnische Geschichte diese und jene Momente aufzuweisen habe, weil ich hier nicht so vergleichen kann. Der Trieb wird durch diese Geschichte so erhibt bei mir, in das volle Meer der Geschichte einzutauchen, daß Du Deine Freude haben wirst. Es ist ein ungeheurer Roman, sehe ich jetzt, Thatsache auf Thatsache! Wie kommt's eigentlich nur, daß im Allgemeinen mehr Romane gelesen werden als Geschichte? Ich begreife jetzt wohl Dein Zurückhalten gegen noch so interessante historische Romane; die Sache und die Charaktere werden meist in solchen Romanen behandelt, wie es eben zum Krame paßt.

Arbeite nur nicht gleich zu arg! Sei recht weise, und denke, was zu einer vollendeten Kur gehört; viel Luft — und Baden? — brauche ich Dir nicht ans Herz zu legen, mein allzeit lustdürstender Wellenfreund! — Bei

jetziger Kälte bleibe ja nicht lange im Wasser. Laß Dir zum Abtrocknen ein Betttuch geben; es ist damit eine schöne Sache; man kann sich nicht so leicht erkälten. Das blaue Tüchchen hab' ich vergessen, Deinen Sachen beizupacken; glaube also nicht, es sei verloren gegangen. Gewöhne Hanne, hübsch immer in den Grenzen zu bleiben, damit sie mir nicht unangenehm vorkommt; Du verstehst schon prächtig die Art; es ist nicht gut wenn die Frau nachher so viel zu hemmen hat; die Mädchen werden leicht nach der Freiheit übermüthig, so gut wie wir Menschen alle, jeder in seiner Art. Du wirst auf der Bibliothek auch ziemlich keck, frei, und eigentlich doch liebenswürdig sein, und heiter bei allen Mucken und nachsichtig-milde — denn sie haben ja nicht alle sich Heiterkeit und Frische im Meere geholt.

Die Schwestern lassen Dich herzlich grüßen. Deine Briefe theil' ich ehrlich mit; es war gestern Nachmittag bei Vorlesung Deiner Abenteuer großer Spaß, Du warst mitten unter uns. Die neueste Begebenheit voller Humor und Wit, wie sie just zur Kur zu empfehlen. Die Bücher übrigens, die Du Deinen Schwägerinnen besorgt, sitzen voller Rothgeschichten; Du kennst schon die Manier. „Große Männer haben eben so gut ihre Schwächen“ — das ist der mattherzige Refrain der ganzen Darstellung. — Genug, die Gemeinheit macht sich breit; es ist aber doch eine Unterhaltung und — das große Meer spült Alles wieder ab. Ich mußte Dich aber doch mit den empfohlenen Büchern ein wenig bekannt machen; sie haben mir oft das Aergste daraus mitgetheilt; da hab' ich Dich denn vertheidigt, daß Du sie wirklich gar nicht gekannt und Dich wohl nur durch den interessanten Titel habest bestechen lassen. Ein interessanter Titel — o, der besticht gar Menschen, im Leben wie im Lesen! — Es ist eine Lust, sich davon frei zu fühlen! —

Nun für heute ein inniges Lebewohl von Deiner treuen

Charlotte.

Es ist keine Zeit mehr zum Durchlesen; ach, sei nicht böse mit der Interpunction!

An denselben.

Aus Doberan.

Försterhaus am Meere, den 7. September 1832.

Guten Tag, mein Theuerster!

Wenn jetzt ein Brief von Dir auf dem Wege ist, so freue Dich nur recht in meine Seele; denn nach all den Abenteuern möcht' ich Dich gern nun zu Hause wissen und bekomme auch sicher die erwünschte Kunde Morgen, wo die Post von Berlin hier eintrifft. Ich sende Dir diesen Gruß, damit Du weißt, daß wir Mittwochs von hier über Ludwigslust abreisen, also Freitag Morgen oder Mittag, wenn keine Hemmungen unterwegs kommen, in Berlin eintreffen, Du also mit dem Brief-Absenden Dich darnach richten kannst.

Ich habe heut das einunddreißigste Bad genommen, eine artige Zahl! und da wir all diese Tage furchtbare Wellen gehabt, so wie Du sie leider hier nie gesehn, so denke ich wird es eine vollendete Kur sein. Uebrigens habe ich nun meinen Körper kennen gelernt, gerade an der Wirkung des Bades, und das ist mir unendlich viel werth. Die Brust wird mir ganz gestärkt, die Nerven ebenfalls; der Magen aber, oder vielmehr was darunter ist, wird vielleicht erst später gesund, als Folge, oder ich habe einsehen gelernt, daß ich künftiges Frühjahr, eh wir nach Petersburg gehn, eine kleine Kur brauchen muß, auf welche alsdann zur Stärkung die Neva-Bäder erfolgen. Das meint der alte Vogel auch. Gestern freue ich mich, daß meine Stimme wieder so klar ist nach dem Meerbade; ich singe ungefähr fünf Minuten, und kurz darauf bekomme ich jene alte wehe Empfindung; ich zeige den Andern

die Stelle, und Alle kommen darin überein, daß das der Magen ist und gar nicht die Brust; und auch ich sehe nunmehr ein, daß der kurze Athem beim Bergsteigen, beim Baden, nimmermehr aus der Brust kommt. Der Husten früher kam vielleicht von Angegriffensein durch zu vieles und anhaltendes Singen (vornehmlich bei den Aufführungen in der Kirche und den dazu nöthigen Vorbereitungen) aus der Brust; die letzte Zeit aber hing er wohl schon sehr mit dem Magen zusammen. Dieß scheint durchaus meine schwache Partie zu sein. Nun, mein Theuerster, Du weißt warum ich nachspüre; weil ich von Dir gelernt habe dagegen zu thun, damit ich wieder freie und gleichmäßige Stimmung erlange, und dieß ja hauptsächlich für Dich. — Wir haben köstlichen Sonnenuntergang einigemal gehabt; hast Du nicht recht dabei an uns gedacht? — Grüße Alle, d. h. die Freunde.

Bald wieder bei Dir Deine gestärkte freudige

Charlotte.

An Heinrich Stieglitz in Moskau.

Kamenoiofrow bei St. Petersburg.

Abends den 10. Juli Russischen } 1833.
den 22. (u n s e s) Deutschen Stils }

In meiner jetzt einsamen Stube fühle ich mich so innig aufgefodert, meinem gelobten Heinrich einen guten Abend zuzurufen, daß ich, ohne alles Erwarten von Deiner Seite, frisch zur Feder greife und Dich in Moskau, sage in Moskau! willkommen heiße. Alter Junge, wieviel magst Du auf diesen siebenhundert Werst geschlafen haben, gewiegt von gutem Winde, d. h. von Freund Stokes gefälligen Windkissen, oder Rissen-Winden, um, wie die Siebenschläfer, in einer neuen Welt erstaunt zu erwachen! Wie magst Du

um Dich schauen, Orientale, nach all den Kuppeln grün und gelb! Ich sehe Dich lebhaft schwelgen, und zwar mit einer solchen Freude im Herzen, daß dieß Gefühl mich ganz über unsre Trennung hinwegträgt; und, wahrhaftig in Wirklichkeit! reise ich nicht mit Dir in Gedanken? ja, komme ich nicht selbst schon im Geiste wieder mit Dir erfüllt und erfüllend zurück?! — — Wenn Deine Kaninchen-Freunde nicht mit Dir herumlaufen, so bin ich überzeugt sie lernen Dich nur als Wolf kennen, und Ihr feiert künftig Wolfserinnerungen — verstehst Du wohl, Du Heißhungriger, Unzählbarer? — Laß Dich auch in der Ferne immerhin ein wenig beglücken, und nimm meinen Rath, des Morgens für Taschenrinden zu sorgen, mit in den Orient hinüber, so lange wenigstens als man auf den Wegen keine Dattelbäume findet. —

Hier im Hause ist seit Deiner Abreise eine doppelte Veränderung vorgegangen, indem unsre geliebte Emilie (der Mittelpunkt des Hauses, wenn Ludwig nicht zu Hause ist) das Bettlein hüten muß. Ein tüchtiges Erkältungsfieber scheint es zu sein; und da nun an Ärzten kein Mangel, sorgfältige Pflege aber stets bereit, so denke ich, es soll sich bald wieder machen. Ludwig am Sonntag besorgt um sie zu sehen, war mir höchst rührend; sobald er gestern Abend zu Hause kam, wick er nicht von ihrem Bette. Eine gewaltige Tiefe der Liebe besitzt dieser Mensch! Bei seinen Worten: „Wenn die Emilie krank ist, bin ich ein anderer Mensch“ — (d. h. natürlich in dem Gedanken der Gefahr), dachte ich lebhaft an Deine Worte, und ich fühlte recht, daß Liebe doch eigentlich die Wurzel ist, die uns hier fesselt; man schlägt mit jeder neuen Liebe, wie wir sie nun hier empfinden, gleichsam neue Wurzeln; und bei Dir, weiß ich, werden sie ja sogar fruchtbar. — Ich lese viel in Deinen mir zurückgelassenen Tagebuch-Skizzen, und freue mich sehr daran; höchst interessant war mir die Bemerkung, daß zuerst Dich Alles übernimmt, Du nach und nach mehr sichtest. Zuerst herrscht das Gefühl, nachher mehr Reflexionen; was bei letzteren bleibt, ist das Rechte. Ich werde Ludwig eine Auswahl davon geben; ich habe unendliches Vertrauen zu ihm, und es

macht mir zu großes Vergnügen, wenn er Dich so recht kennen lernt. — Aber was hast Du nur gelauscht, wo ich keine Ahnung davon hatte? Mitunter find' ich Stellen, vor denen steht: „Charlotte sagte eben,“ — und dann Worte von mir, von denen ich kein Wort mehr weiß; unter andere hast Du gesetzt: „Bemerkung Charlottens“ — Warte nur, Du Aufpasser, Du Aufhörer, Du Fliegenschapper! Dir steckt der alte Philologe noch im Nacken, dessen graue Schlangenhaut ich längst schon von Dir abgestreift glaubte; ich werde mich wohl hüten, künftig unbefangen etwas hinzusagen, wenn ich solche Aufpasserei mir in der Nähe weiß. Ist mein Dichter Polizeispion? Doch nein! mein Dichter nehme immerhin im Einzelnen so wie im Ganzen, wie es ihm eben paßt und genehm ist, mich hin, und verbrauche mich wie er nur will; wenn's ihm nur nützt und frommt, ihn heiter macht und fördert; dann ist niemand glücklicher als die beglückte Dichtergattin. Ich freue mich schon zum voraus auf Deine Marie d'Arquien, auf Deine Kunigunde; ich höre Beide manchmal schon in Deinem Geiste aus ihrem Sinne und Verhältnissen heraus sprechen. Glück auf, mein frischer, muthiger Poet! Leben und Schaffen in steter Wechselwirkung und im Einklang! So lange Du das festhältst, wird Dir's nie an Stoff, nie an der Kraft und Freudigkeit zur Ausführung fehlen. Ich freu' mich ordentlich daß Du jetzt eine Zeitlang ruhst (— denn Aufnehmen, auch noch so eifrig, nennst Du doch nur ruhen —) und nur Eindrücke, neue Gegenstände, neue Menschen lebst und fassst, daß Du — was selten bei Dir — freudig ruhst, Du all zu Eifriger, Du junges, in dieser Hinsicht noch blutjunges, ungezähmtes, all zu hitziges Roß! — ein bißchen mehr Zügel, ein leiser, unfühlbare Kappzaum, wahrhaftig, mein Heinrich! glaub' es Deinem treuen Kriegskameraden, könnte Dir nicht schaden, hätte Dir bei frühester Erziehung etwas angezogener nicht schaden können, wäre später Dir für's ganze Leben trefflich zu Gute gekommen, zu größerer Ruh und Frieden, Takt und Maaß. So muß das Leben nun Deinem etwas zu früh dem elterlichen Hause ausgerissene Erziehung nachholen; das

Leben und die Liebe hat schon Vieles nachgeholt in Dir, ergänzt, gezähmt, wird es noch mehr und mehr, Du guter treuer Kamerad! — O, Dich glücklich wissen, glücklich und befriedigt im Streben und im Leben, das ist mein Glück, mein Frieden, das die Seelennahrung, an der ich zehre, in der ich gedeihe! — —

Am Sonnabend Abend war Emilie noch unten auf dem Sopha; Ludwig der Einzige aber, nicht ganz recht, zog ein grünseidnes Schlafbröckchen an und spielte nun den Kranken, daß wir uns fast todtlachen wollten. Ich fütterte ihn mit Zwieback und Thee; dazwischen rief er immer wie in Moliere der malade imaginaire nach dem Bedienten; genug, es war eine Komödie, daß ich nur immer bedauerte daß Du es nicht mit ansehen konntest. — Am Sonntag war, wie natürlich, wieder große Gesellschaft; H. Romberg war auch zugegen; da hab' ich denn aus Titus und außerdem einige Lieder gesungen. Du weißt, wie trefflich er begleitet. Der treue Mensch! er liebt Dich wirklich wie ein Bruder; die alten Zeiten, die Ihr als Jungen in Gotha zusammen verlebt, sind ihm alle noch wie heute gegenwärtig. Aber warte nur, Du böser Mensch, was muß ich Alles von Dir hören? Du Ball-Flatterherz! Du Cotillon-Aufführer! Du Hengstchen = abgefattelter Rittmeister! Du wilder Rapierjunge! Du Thüringer-Wald-Durchstreifer! Du Musikbanden-Anhängsel! Du Dorfschenken-Flötist! Du früh = vorconcertirender Demagoge! Du Klosterjungfrau = Ständchenbringer! Du Maskeraden = besuchender Champagner-Pharao-Tisch-Ausgebeuteter! Warte nur, wenn ich Dein Schulmonarch gewesen wäre! Wassertsuppe und Schwarzbrod hättest Du mir vierzehn Tage lang auf Latten knubbern müssen — Doch nein! ich kenne Jemanden — kennst Du Deinen Lottus? — hätte der's gewußt, ein Reisfüppchen hättest Du jeden Mittag wenigstens bekommen, und einen Wildknochen zum Zähmen Deiner Wuth. Aber das hatte mein Stieglitzchen nicht nöthig! Junge Dämchen schicken ihm auß's Karzer Apfelsinen, Blumensträuschen, wohl gar Loffen? — oder war das in Göttingen? — O ich Uermste, Betrogenste! Wart',

böser Junge! darum miedest Du auf unsrer Reise 1828 dieß verführerische Göttingen mit mir! fürchtetest Verrath Deiner alten losen Streiche? — Du Suitier! — Aber ich sage Dir, aus Rache, aus toller Liebeswuth und Raubheliebe reis ich einmal nach Göttingen auf eigne Hand, bestech dort, wie weiland mein (damals freilich noch mir unbekannter — doch aber traumgeahneteter, das laß ich mir nicht nehmen! —) Bräutigam, den Karzerwärter, und lasse mir von ihm erzählen; beichten soll er! und dann — nun, dann? — dann lach' ich mich halbtodt über all die tollen Streiche, die Du närrische Kerl, warum nur? mir noch gar niemals erzählt. Hältst Du mich denn für so einen eingefeischten Philister? — Ja, ja, ich armes Kindlein! keinen Ball vor Deiner Aera mitgemacht, kein Stammbuchblättlein geschrieben, keine Locken abgeschnitten, keinen Kuß gegeben — wart, warte nur, den bösen Mund den früh so küßedurstigen, will ich strafen, wenn er mir wieder unter die Augen kommt, strafen mit so heißen Küßen, daß er gar nicht zur Vertheidigung kommen soll und ihm das Blut bis hoch an die dunkeln Rabenschwingen steigt. O wir armen Betrogenen! Mädchen, Mädchen, meine Schwestern hört mich! eine Betrogene, gräßlich Betrogene, ruft's Euch warnend zu: sie ist die Glücklichste unter den Liebenden! —

Einladungen zum Theater hab' ich übrigens nicht angenommen, wegen unserer Emilie. Das Winterpalais (— wir sahen nicht, wie wir gehofft, die Zimmer des jetzigen Kaisers und der Kaiserin —) hat mich wegen des ungeheuren Brillants (ein ungeheures Ochsenaug — es kam mir vor wie ein Brillant-Deean; ich dachte unwillkürlich an das Meer, als Eindruck nach den Flüssen die ich bis dahin gesehn —) besonders interessirt.

Einen höchst erfreulichen Brief habe ich, oder vielmehr Du (ist das nicht eins?) erhalten, von Deiner Mutter und Emilie; sie sind glücklich, und hier so froh zu wissen, und machen deshalb gar keine Ansprüche für die Jahr mit Hinkommen; ich habe den Brief an Dinkel gegeben zu lesen.

Für heute sage ich Dir nun Lebewohl, mein Heinrich! Reise, wenn Du

Du Dich in Moskau satt geschaut, mit Gott weiter nach Nischny zu dem großen Völkemarkt des Orients, und nach Kasan in die Tatarenstadt. Vergleiche nicht zuviel Handschriften auf den Bibliotheken! das macht blaß (Heinrich der Ex-Philologe, der dem Pacuv Entlaufene, der von den Schulmeistern und Altmeistern des Wortframhandwerks längst mit wehmüthigem Achselzucken aufgegebene Exilirte, lacht ironisch), und kehre frisch aus der Tatarenstadt zu Deiner occidentalen, aber drum nicht minder glühenden Freundin zurück. Brief bekomme ich, das weiß ich, bald. Grüße Freund Stokes herzlich, so wie die andern Freunde in Moskau von Deiner treuen

Charlotte Feodorowna

(die Bedienten nennen mich nie anders).

Pfui, welch' ein garstiger Kleks! nimm's nicht übel. Was hast Du mir aber auch für Tinte hinterlassen! Dießmal bin ich höchst unschuldig an diesem wohlbeleibten dunkeln Reisegefährten. —

Abends den 11. Versäume doch ja nicht, die Zigeunerbande singen zu hören in Moskau; Ihr könnt Euch ja vereinen mit Andern, da es 200 Rubel kostet. Oder spare es bis zur Zurückkunft, wenn Du dießmal keine Zeit hast; es soll etwas Merkwürdiges sein von Wildheit. Eine alte Frau und ein junges Mädchen, Tanjüscha, sollen sich besonders auszeichnen. Tanjüscha ist schön, und ich rühme sie Dir — ist das nicht genug? — —

An Heinrich Stieglitz in Moskau.

Auf dem Lande bei Petersburg.

Mittwoch den $\frac{1}{2}$ ten Juli 1833.

Hoffentlich, mein Theuerster, hast Du mein Briefchen erhalten, und damit wenigstens (da es ja gegen meine Gewohnheit ist) einen kleinen Ersatz

S

für das reiche Füllhorn von Nachrichten, das Du in Deinen zwei Briefen mir ergossen. Es mag Wenige geben, die, wie Du, das zu Schauende so bis auf den Grund ausfaugen, sich so auf den Grund und Boden mit Vergangenheit und Gegenwart versetzen, daß es ein völliges darin Aufgehen wird. Du hast nun noch beständige Erinnerung an ein fern und nahe liegendes — ich meine Deinen Orient, — so daß mir wieder der Freund von Stokes einfällt, der gewiß mit jedem Russen in seinem Rußland den Orient nicht erkennen will und gegen Deinen letzten Brief sich in mancher Beziehung ungeheuer auslehnen würde. Thut aber Alles nichts! Das ist eben wieder die individuelle Anschauung, die Parteilichkeit. Was ist natürlicher, als daß Du den Orient suchst, nach ihm Dich sehnst?! — Dich interessirt das Russisch-Nationale noch nicht in dem Maße wie jenes; nur in der Annäherung an Dein erobertes Land hat es für Dich diesen Reiz. Ist es nicht so? Die geschichtlichen Erinnerungen, die Dein Schauen übrigens so reich machen, so vergeistigen, ließen mich an den Vorwurf denken, den man Goethen macht, und ich verstand ihn in dem Augenblick besser als sonst. — Dein erster Brief hat großes Vergnügen verursacht; ich habe ihn mehreremale vorgelesen; der zweite ist ebenfalls sehr reich, und ich sehe mit Freuden, daß wirklich im Schreiben an Deinen alten Freund und Zeitgenossen es Dir beinahe am besten gelingt, die Sache darzustellen im ersten Erguß, wie es eben zum Druck mit einigem Gemisch, einigen Verkürzungen gerade fertig wäre. Du wirst von diesen Briefen also, wozu Du gewiß die Zeit recht stehlen mußt, etwas haben künftig und mit Vergnügen selbst wieder lesen. Um doch aber kein Urtheil zurückzuhalten, so sage ich Dir, der lange Wetter bemerkte heute ganz naiv: „Der zweite Brief ist wieder wunderschön; man könnte ihn drucken lassen; aber Eins gefiel mir am ersten besser; er sprach doch auch von sich selber und seinen Kameraden; in diesem Brief erwähnt er beinahe gar keinen außer Stokes; uns hat er, glaube ich, auch vergessen; und er ist doch ein so gemüthvoller Mensch.“ Ich habe aber darauf Dich sehr vertheidigt, und Emilie

ebenfalls, indem sie richtig bemerkte, daß Du ja eben den ganzen Tag Gegenständliches schautest und es dann eben festhieltest. Aber von den Leuten, wie sie Dich ansprechen, wie Du sie gefunden, hätte doch auch sie, glaube ich, gern etwas gehört. Also von Deiner Seele, von Deinem Gemüth, von Deinen Bekannten streue zuweilen ein wenig unter; Du wunderst Dich wohl, daß ich jetzt umgekehrt Dich ermahne, als in den ersten Wochen Deines Hierseins, wo Du über Deine eigene Verwunderung noch gar nicht zu der Sache selbst durchfinden konntest, noch nicht zum Object durchdringen; das hat freilich sich mächtig geändert, mein kühner Eroberer, der, wo er einmal das Richtige erkannt, nun auch mit Riesenschritten darauf eingeht. Aber hier gilt es zugleich, ein richtig empfundenes Herzensbedürfniß zu befriedigen; Du siehst übrigens daraus wie lieb man Dich hat; man will nebenbei etwas von Dir hören — und am Ende geht es Deinem Zeltgenossen nicht besser. Und dennoch laß Dich ganz gehen. Armer Junge, lieber Junge, Herzensjunge, wie quält man Dich! — Wo Du übrigens ein Blättchen abschicken kannst — Du brauchst nicht einmal so lange zu sammeln wie bei den letzten Sendungen — so weißt Du, es ist eine große Erquickung für mich. Ludwig interessirt sich auch auf das freudigste dafür; er foderte mich am vorigen Sonntag auf, Deinen ersten Brief dem Papa Klein vorzulesen, er würde ihn dann zugleich auch noch einmal hören; den zweiten kennt er erst stückweise, heute werde ich wahrscheinlich damit fortfahren. Mit Emilie komme ich mir in dieser Zeit unendlich nahe; Alles, was uns Merkwürdiges im Leben vor und nach unsrer Verheirathung begegnet, hab' ich ihr auf das offenste, wie vielleicht nie einem Anderen, erzählt. Sie ist doch eine herrliche Natur! Selbst was Dich gedrückt in Beziehung auf Krementschuk, habe ich mitgetheilt; genug, sie kennt uns wie irgend einer, und es thut mir nur wohl. Das ist die echte Theilnahme, die man dann wohlthätig fühlt.

Der Brunnen bekommt mir vortrefflich; er wirkt begeisternd, lösend auf mein Inneres wie Champagner, und so wurde ich wohl auch vertrauens-

voll. Diät in einem solchen Maaße scheint auch auf den Geist merkwürdig zu wirken; oder ist es nur der Brunnen? Noch weiß ich es nicht; genug, die ganze Sache scheint wunderbaren Einfluß auf mich zu haben. Dieß regelmäßige Gehen schon allein, vielleicht des Morgens gerade, mag so günstig sein. Vielleicht sind es auch Deine Briefe, denn seit dem ersten bin ich in einer stets erhöhten Stimmung; Du verstehst dieß gewiß.

Häuslich haben wir bis jetzt sehr gelebt; und Du weißt, damit bin ich immer zufrieden, schon weil Emilie selten etwas anderer Art jetzt mitmacht, obgleich ihre Natur einen heftigen Anfall unglaublich schnell verarbeitet, so daß sie jetzt schon im Garten völlig den ganzen Tag lustgenießend zubringt. Es trifft oft die Tage, wo Ludwig zu Hause kommt, daß man etwas Gutes im Theater giebt; und dann bin ich lieber, wie Du denken kannst, zu Hause; ich freue mich dann immer kindlich auf sein Kommen. Uebrigens sind hier im Hause selbst Ein- und Ausgehende genug.

Von Enobloch und von Bruder Heinrich sind herzliche Briefe gekommen; ersterer ist sehr dankbar und schreibt, er sende Dir den vierten Band nach drei Wochen; wenn das nun auch nicht möglich, so wird er doch eilen. Heinrich bemerkt, E. hätte sehr Deine Energie in seiner Angelegenheit gerühmt; die Sache aber wird nun wohl ruhn bis Du zurückkommst, Du eifriger Proceßausfechter! Ich glaube, für Dich selbst könntest Du's nicht so nervig durchsetzen; oder Du würdest es wenigstens nicht wollen; mir aber ist die Sache auch für Dich lieb, sie zwingt Dich ein wenig zu den untern Lebensregionen herab; und das ist Dir zu Zeiten gut, und bleibt nicht ohne Nutzen selbst für's höhere Streben; Du mußt eben Alles kennen lernen, das ganze Leben in seinen verschiedensten Richtungen; auch die Schmutzwinkel darfst Du nicht aus angeborenem Ekel allzusorglich meiden; Du bleibst dennoch rein dabei; aber Du gewinnst das volle Bild, den richtigen Blick bis ins Einzelne. Nicht wahr, mein Dichter? Laß Dir immer solcherlei dann und wann aufbürden — Du selbst aus eignem Antrieb suchst dergleichen doch nicht auf —

nach wäckerer Durchführung schüttelst Du den Schmutz und Staub von Dir, bist kräftiger geworden wie der Magnet, und hast zugleich an Lebensklarheit sicherlich gewonnen. Sehn wir das nicht schlagend bei der Irländergeschichte, die ich darum tausendfältig segne für Dein Leben und Streben, wie fürchterliche Dualen und unzählige schlaflose Nächte sie uns auch bereitet, Du armer, Studentenleichtsinn schrecklich nachbüßender Lebensschüler! Aber wie unstreitig die Furchen des Schmerzes von höchster Fruchtbarkeit, — und Dir vor vielen Andern nothwendig zum Reifen und Erkennen Deiner selbst — so heiße nur auch jede kleinste Erfahrung, die das kleine Treiben Dir abgewinnen will, hoch willkommen! Jede fördert Dich mit Siebenmeilenstiefeln; das wirst Du erst später noch einmal recht einsehn. Verzeih dem kleinen Schulmeister sein Altflugthun! Er meint es aber gar so gut mit Dir, möchte Dich so gern zum klaren vollen Silberblick herausgeschält sehn, und glaubt in solchen Dingen, früher als Du auf Beobachtung und Insiehgehen angewiesen, nicht zu irren. —

Ich lese manchmal etwas von Dir vor, und freue mich des lebendigen Antheils. Die glückliche Dichtersgattin! — Aber die rechte wahre Freude, wo die ganze Seele dabei ist, geht doch immer auf das werdende. Glück zu, mein unermüdet werdender! —

Mit dem Ball — dem großen nehmlich, (ein kleines Tänzchen ereignet sich fast jeden Sonntag; ich ziehe währenddeß die Unterhaltung, meist mit Onkel Ludwig, vor, und freue mich zugleich an der Tourenfröhlichkeit der Andern) — wird man warten bis Du kommst. Natasche, das liebe reine Herz, läßt Dich grüßen und engagirt Dich zum ersten Walzer. Alle lassen Dich herzlich grüßen! Der Bediente (der Estländer; keiner von den für mich Stummen, deren Sprache zu erlernen ich mich nie würde gedrungen fühlen, ich Antilinguistische, Unphilologische, und doch eines Exphilologen Gattin) hat neulich gemeint, warum Du nur nach Moskau gegangen? — es wäre doch gut leben hier. Siehst Du, mein Bagabund, der fühlt sich mit seinem

Schnabel das ihm Adäquate heraus; -so machen's Alle, mit und ohne Stern und Schleife. — — Daß ich übrigens an keinem Ort auf der Welt die Trennung von Dir leichter tragen würde als hier, ist gewiß; und wenn ich auch manchmal recht innig gerne bei Dir sein möchte, so ist die Freude über Dein Reisen, Dein Schauen, Dein Anfaugen dennoch bei Weitem überwiegend. Nicht wahr, das glaubst Du mir? —

Nun, so leb denn wohl, Geliebter, Freund meiner Seele! (ja, meine Seele!) Gott sei ferner mit Dir und schütze Dich auf allen Wegen! Ich Gedanken aber ist Dir ewig nahe Deine treue

Charlotte Feodorowna.

An Freund Stokes herzliche Grüße. Entschuldige ja meine Eile, und glaube nur, die Morgen nimmt der Brunnen ganz in Anspruch, da ich nicht allzufrüh aufstehn darf, dann aber von den Andern nicht gar zu lange mich fernhalten mag, des Abends aber, oder vielmehr Nachts — nach hiesiger Einrichtung — auch nicht all zu lange aufbleiben darf, indem trotz der Champagner-Erregung die Kur doch nebenbei auch immer ein wenig angreift. —

An Heinrich Stieglitz in Nischny-Nowgorod.

Petersburg. Auf Kameniofstron

Den 20. Juli 1833.

Vor allem innigsten Dank, mein Theurer, für Deine vier letzte Briefe, von denen ich drei an Einem Tage, zwei des Morgens und einer am Abend erhielt, so daß Onkel Ludwig scherzend bemerkte, er wundere sich jetzt mit dem gesammten Comptoir-Personal über jeden Brief, der nicht auf mich gerichtet sei. Ich habe eine doppelte Freude in der Mittheilung

die von ganzem Herzen hier ja alle Mitglieder interessirt. Entweder ich lese vor, oder vertheile an die abwesend gewesenen Better, den ersten an diesen, den zweiten an den Andern, und so lebst Du denn lebendig in unserm Kreise fort.

In Deinem letzten Schreiben sah ich übrigens schon viel Stimmung durchblicken, ein Beweis daß du nun Moskau genug gesehen, d. h. für's Leben hinreichend als Erinnerung; Du kannst es nie wieder vergessen, Du bist zur Ruhe der Stimmung gekommen; dazu das Elias-Fest, das Gedicht, Alles gelebt und höchst ansprechend. Nun aber ist's genug, und Gott sei Dank, Ihr seid nun ja fort. Wenn es übrigens so fortgeht, zwölf Tage statt acht, wann wirst Du dann wiederkommen? — Doch stille! mir scheint's beinahe, Lottchen hat auch heute ein wenig Stimmung, und zwar Brunnenstimmung, und die ist manchmal ein wenig faible jetzt, aber verzeihlich — („das Blümchen heißt Geduld!“)

Ein sehr erfreuliches Briefchen von Gustav Schwab ist an Dich gekommen. Außerdem eine Einladung von Professor Marx zu einer geistlichen Musik, die er am Johannistage in der Dreifaltigkeitskirche dirigirt. Plait-il? — Eine Einladungskarte auf soviel hundert Meilen ist in der That drollig! Aber schade doch daß wir's nicht hören können; es mag originell seyn, — und dazu von einem werdenden, ernstlich wollenden — welcher Reiz! — hilft aber doch nichts, diesmal geht's nicht, selbst wenn Du gewaltiger Durchsetzer („Gewaltsamer!“ pflegte Große zu sagen) es *coute qu'il coute* durchsetzen und mich auf den Armen hinschleppen wolltest.

Den 3. August. Abends spät.

Guten Abend (oder Morgen) mein lieber Heinrich!

Die lange Pause vom 20. bis auf heute wird Dir ein Beweis sein, daß meine altbekannte Schreibunsfähigkeit eine unheilbare Krankheit ist, die

immer zu Zeiten wiederkehrt. Heut will ich Dir nur in aller Eile sagen, daß Onkel Ludwig auf keinen Fall an die Reise nach Moskau denken kann, da gegen aber gleich ein Plänchen mit dem guten Papa Klein gesponnen, da große Lust und zur Bestimmung nichts mehr nöthig hat als einen Urlaub den er in diesen Tagen vom Handelsgericht erwartet. Ich schreibe Dir heute nun, damit Dich der Brief sicher noch in Nischny trifft; in zwei Tagen schreibe ich bestimmt ja oder nein; mit dem Ja werden wir nächsten Mittwoch den 9. August von hier abreisen und uns wahrscheinlich ein paar Tage eh in Moskau umsehn als Du kommst; und das ist auch Dir gewiß lieb; mit dem Nein erwarte ich Dich fröhlich in unserm Ramenoiostrow, und mit Deinen Erzählungen zauberst mir ein Moskau mit seinem Kreml so lebhaft, daß ich es auf diese Weise auch sehe. Hier stehen übrigens die Ästern schon im vollen Flor!!!!!!!

Die Frau *** hat ihrem Manne einen so sehnsüchtigen Brief geschrieben, daß er hier davon den Verstand auf Augenblicke ganz verloren; ich vermeide ängstlich jedes Wort, schreibe deshalb lieber gar nicht — aber die Ästern, die Ästern, bald welken sie ab! — Dein letzter Brief war ein wenig unruhig; Deinen Kampf vor der Abreise habe ich vollkommen nachgeföhlt. Wie oft werden wir uns zu diesem Ramenoiostrow zusammen hersehnen!

Der Brunnen bekommt mir noch immer ziemlich gut. Habe ich keine Gesellschaft beim Gehen, so nehme ich das Buch eines Menschen, das wir in Deutschland einst am Johannisberge in der Abenddämmerung fanden. Das Herz hat er sich verblutet, er hat keine Sprache mehr, und darum ist er gesund beim Brunnen. Kecker als ein Hoffnarr, ist er der Narr der ganzen Zeit, nemlich der gegenwärtigen; er sagt ihr geistreich, blitzend, schmerzungslos, Alles ins Gesicht. Ich schäme mich nicht auszusprechen, daß die Börne sehr wohlthätig auf mich gewirkt hat, wenn auch Mancher darüber schrecken würde. Es muß solche Räuze geben; sie zausen, und beißen und kratzen, und stacheln, und das Alles mit Geist, daß es wie

nur figelt; genug, es darf nie etwas von ihm erscheinen, ohne daß man es lieft; es hat unberechenbaren Nutzen. Die kleinen hemmenden Leidenschaften einer edlen Natur finden sich dort ausgesprochen, also beruhigt; auf der andern Seite aber weisen sie gerade den Edlen auf seinen echten Wirkungskreis hin. Großartige Reflexionen an der rechten Stelle in einem Kunstwerke, das mögen die Thaten des Dichters sein; die mögen zeigen, daß er warm geworden an der Zeit; das Kunstwerk muß das Orakel seyn, hinter dem der Dichter spricht; der Stoff, der rechte, zur Zeit kann auch laut sprechen; ich denke, es wird ein guter Winter, Heinrich! was meinst Du davon? — Von Weit haben wir einen Brief erhalten nebst einem Liebesgruß an Dich herumstreichenden Tataren, der Dich an Deine periodische Wildheit bei Dichtung des Völkerlebens lebhaft mahnt, Du Unbändiger, jedesmal vom Stoff Beherrscher und ganz und gar so Hingenommener, daß selbst Dein Geist, als beherrschendes Princip in den Strudel verschlungen, fast bewußtlos mitschaffend wirkt und trotz seiner Selbstherrschaft ein zum Dienst gezwungener Revolutionair zu sein scheint! — Auch Deine Mutter und die kleine Frau Pfarrin auf Berndorf und Schwester Hannchen haben geschrieben; Alle sind wohl und vergnügt und freuen sich herzlich unsrer Heiterkeit. — Unserer Emilie hier bleibst Du wirklich zu lange aus; sie behauptet, Du seiest acht Tage zu früh abgereist, wegen der Messe zu Nischny, und drum der längere Aufenthalt in Moskau, und — ich freue mich darüber, denn sie hat Dich doch wohl sehr lieb; Onkel Ludwig behauptet dann aber, Kasan nehme doch mehr Zeit, und — es sind herrliche Menschen! ich freue mich schon, wenn wir Beide von Moskau wieder zurückkommen. Lebwohl!. Gott schütze Dich! Alle grüßen.

Deine treue Charlotte.

Grüße Freund Stokes.

Sollt' ich etwa nicht noch einmal schreiben, so bist Du es doch zufrieden, daß ich Dir die nächsten Nachrichten selbst in Moskau überliefere? — Auf

E

Wiedersehn denn auf der Zinne des Kreml! Wir wollen uns auf unserm Eroberungszuge schon vom Winter nicht überraschen lassen und jedenfalls bei unserm Rückzuge den sichern Weg nach Norden der Straße nach Kaluga oder der über Smolensk vorziehen, es sei denn daß Du unersättlicher Abenteurer noch über Kiew und Taurien nach Konstantinopel ziehen wolltest. Dahin aber ginge ich doch nicht mit! Ich mag lieber Sultana in Deinem unumschränkten Reiche bleiben als mich in die Gefahr begeben, durch Kaperei zu einer Dame des großherrlichen Harem herabgesetzt zu werden! das gäbe doch nur eine blutige Tragödie zuletzt. Doch fort mit allem Tragischen! Die Freude des Wiedersehns pulst mir in allen Adern! —

An Baron L. Stieglitz in St. Petersburg.

Berlin, den 15. December 1832.

Wenn ich Ihr innerstes Wesen richtig aufgefaßt und verstanden habe, so achten Sie den Menschen nur in sofern, als er in seiner eigensten Richtung sich bewährt und bethätigt, und gönnen gern jeglichem eine freie Entwicklung in seinem Berufe. Sie haben dieß mit dem großsinnigen Monarchen gemein, welcher den Menschen nicht nach äußeren Vortheilen und engen Zwecken beurtheilt, sondern, so weit sein Arm reicht, jeden in seiner wahren und wirklichen Stellung fördert, zunächst ganz unbekümmert um den etwaigen Vortheil, welcher ihm, dem Monarchen, aus dieser Stellung des Einzelnen erwächst. Kommt doch die Entwicklung jeder Einzelkraft dem großen Ganzen zu Gute, in dessen Mittelpunkt der wahrhaft große Herrscher, wie jeder Mensch in seinem größern oder kleinern Wirkungskreise, als ein Statthalter Gottes auf Erden sich befindet.

Wie selten diese schöne Vereinigung von Kraft und Willen sich in ei-

nem Individuum vereint, davon zeugen nur all zu sehr die mannigfachen Beispiele verkümmertener Talente und der betrübende Untergang früh gehegter edler Hoffnungen.

Allerdings kann an den Einzelnen die Forderung gestellt werden, daß, sobald er mündig, er auch den unerläßlichen Bedingungen des Lebens sich unterwerfe, in und für seinen Kreis das herbei zu schaffen, was das Leben als nächsten und nothwendigsten Bedarf erheischt. Glücklich, wenn in dem so leicht entstehenden Conflict des Innern und Aeußern, Beruf und Stellung sich zu einer wohlthuenden Harmonie einander ausgleichend einigen. Vielleicht ist kein Beruf dem Eintreten jenes Conflicts auf eine gefahrvollere und zerstörendere Weise ausgesetzt, als der des Dichters. Jeder anderen Kunst bieten die Verhältnisse der bürgerlichen Ordnung reichliche Gelegenheit, durch die Ausübung ihrer selbst auch den kleinen Anforderungen des Bedürfnisses zu genügen. Nur der Dichter sieht sich gezwungen, nach einer anderen Beschäftigung noch, als die sein Innerstes ihm zur Bedingung macht, sich umzusehn. Daher die mannigfachen Klagen aus allen Zeiten und unter allen Völkern über diese Disharmonieen, daher der freudige Jubel der wenigen begünstigten Einzelnen, denen entweder durch eigne Glücksgüter oder durch Vermittlung eines edlen Gönners das geworden, was zur freien unverkümmerten Hervorbildung des innern Schazes unerläßlich ist. Denn der Dichter bedarf vor allen Anderen der Muße, einer freien heitern Muße in den Stunden des Schaffens und Bildens; es giebt genug Stürme und Schmerzen, die er seiner ganzen Organisation nach zu bestehen hat; ja, ich möchte den nicht glücklich preisen, der diese Schmerzen und diese Stürme entbehrt; ein solcher mag manches Hübsche und Erfreuende zu Tage fördern, der wahre Gehalt des Lebens wird seinen Gebilden ewig mangeln. Daß ich hier nur den wahrhaft Berufenen im Auge habe, nicht den, welchem eine rasche Feder den Tages-Interessen zu huldigen erlaubt und der daher mit dem flüchtigen Dank des Ta-

ges auch die äußerlichen Vortheile ärndtet und hierin sich befriedigt fühlt, versteht sich von selbst.

Was Ihnen Heinrich, was ich mit ihm Ihnen, mein verehrter Freund, bisher zu danken gehabt, ist zu tief und innig für das Wort. Unsere Liebe und, ich hoffe, Werke sollen das mehr und mehr bethätigen. Was aus H. geworden wäre ohne Sie, mag ich mir kaum vorstellen. Es heißt zwar im Allgemeinen: Noth bricht Eisen; aber dieses ließe für besondere Fälle sich auch furchtbar deuten, und ich halte gerade Heinrich für eine Natur, die ungeachtet ihres Reichthums — Ihnen darf ich das wohl aussprechen — und ihrer seltenen Entwicklungsfähigkeit, in engenden Verhältnissen unaufhaltsam müßte zu Grunde gegangen sein. Es ist in ihm die Leidenschaftlichkeit der Spannung aller Kräfte auf Einen Mittelpunkt mit einer Macht vorhanden, die zu gewissen Zeiten alles Andere abschneidet und ausschließt; und eben in dem Unvermögen, den nach Einem Ziele sich hindrängenden einseitigen Strom der Kräfte vor der Vollendung des Einigen zu hemmen und zu bändigen, kommt es oft zu einem unsäglichen Leiden, wenn Aeußerliches, sich täglich wiederholend, zwischen ihn und seine Aufgabe tritt. Auf diese Weise wird die Stellung nach außen mit all ihren daran klebenden Bedingnissen zu gewissen Zeiten der böse Dämon, nicht allein für die vorliegende Aufgabe, sondern wirklich und sichtbar für die Gesundheit; es kann hiermit bisweilen ein Zurückwerfen eintreten, wie es bei einer sonst so kräftigen Constitution kaum glaublich ist, ein Vernichtesein geistig und körperlich, das zu meinem Schrecken in der letzten Zeit sich häufiger wiederholt und immer länger anhält, und das wenn es so fortgeht, am Ende Geistiges und Physisches zugleich untergraben muß.

Wie oft ist in solchen Perioden der heiße Wunsch in mir entstanden daß es ihm vergönnt sein möchte, unbeschränkt durch eine äußere Stellung einzig und allein seiner Aufgabe zu leben und mehr Erholung zu gewinnen, an

statt daß er jetzt die Hervorbildung alles dessen, was in ihm vorgeht, und die Studien, deren sein Geist zur Nahrung bedarf, fast einzig in die Früh- und Abendstunden zusammendrängen muß, oft sogar mit von der Tagesarbeit ermüdetem Körper. Daß ich bisweilen mir sogar Scrupel gemacht habe, selbst gegen meine Ueberzeugung, ob es in dieser Hinsicht nicht besser für ihn wäre allein zu stehen, um sich von allen Lebensverhältnissen losmachen zu können, werden Sie mir glauben. Da ich mich aber unterfange, wenn es gilt, mit dem möglichst Wenigen anständig hauszuhalten, so kann ich auch wieder mich selbst hierüber beruhigen. Und so geht denn an Sie, mein Verehrter, vertrauensvoll die Frage, ob Sie mit mir einstimmen in den Plan, H. frei zu machen von den äußeren Hemmungen und somit seiner geistigen Entwicklung eine freiere und zugleich weniger aufreibende Thätigkeit zu gönnen? — Daß ich nicht etwa kindisch schwärme — was Sie wohl ohnedies von mir nicht glauben — möge Ihnen der beigefügte Uberschlag unsrer häuslichen Bedürfnisse darthun. — —

Was die meisten Menschen von nothwendigem Ballast und dergleichen sprechen, damit das Lebensschiff einen sicheren Halt habe, mag im Allgemeinen gelten und recht anwendbar sein, besonders auf solche Naturen, die sich leicht zersplittern und verflüchtigen; bei H. findet es keine Anwendung, wenn ich auch nur seinen Drang zu immer wachsender Fülle geistiger Erkenntniß und seine damit zusammenhängende Lust an ernstern Studien erwäge; ganz abgesehen davon, daß ein tiefer Ernst des Gestaltens schon an sich einen festen Haltpunkt gewährt. Auch hat er ja die vielleicht für einen jeden einmal nothwendig durchzumachende Schule des Lebens in einer sechsjährigen Lehrzeit, früher sogar in dem doppelten Verhältniß zu Schule und Bibliothek, mit all den damit zusammenhängenden Erfahrungen bestanden.

So hätte ich denn, mein innigst verehrter Freund, den geheimsten Wunsch meines Lebens Ihnen auf eine Weise erschlossen, wie es nur bei dem

Vertrauen möglich ist, wozu mich Ihr ganzes Wesen berechtigt, zugleich aber auch die Ueberzeugung der Würdigkeit dessen, für den ich spreche.

In unwandelbarer Freundschaft Ihre

Charlotte Stieglitz.

Wenn Sie vielleicht dennoch einer andern Ansicht wären, als der meinigen, so dürfte ich Sie in jedem Falle doch um eine Zeile Antwort bitten. Das an mich adressirte Blatt könnte ja nur mit einem Umschlage versehen sein an Mad. E., der ich in dieser Beziehung mich vertrauen werde.

Und Sie werden mich nicht verkennen!

Den 18. December 1832.

Es ist eine eigene Sache um ein in die Ferne gesendetes Blatt. Seit zwei Tagen fühle ich eine Unruhe wie sie mir sonst nicht eigen ist und ich kann nicht aufhören mich mit Ihnen, mein Theuerster, zu beschäftigen. Nicht etwa Neue, oder Zweifel über den Erfolg — ach nein, es ist ein ganz anderes Gefühl, welches gestern Abend mir mit einem Male klar ward, so daß ich die letzte Nacht davor kein Auge zuthun konnte. Ich möchte es Ihnen nur so recht lebhaft darstellen können, wie es tief mein Innerstes ergriff, als in einem Gesellschaftsgewühl beim ersten Wiedersehen eine mir befreundete junge Dame, die kurz vor Ihrer Ankunft Zeuge meiner gespannten Erwartung gewesen war, lebhaft die Frage an mich richtete: Nun, Sie haben Ihren Onkel gesehen?! — Gott weiß, ich mag in dem Augenblick wohl freudig geantwortet haben, aber ich mußte gleich darauf mich abwenden, um eine heiße Thräne zu unterdrücken. Auf's Lebendigste stand mir den ganzen Abend Ihr Hiersein vor der Seele; ich erinnerte mich unaufhörlich der Worte, die ich so oft mit meinem Stieglitz in Beziehung auf Sie wiederholte und die mir für unser Verhältniß zu Ihnen so bezeichnend schienen, daß ich sie auch

an meinen Bruder schrieb: „Seitdem ich ihn gesehen und näher erkannt habe, könnte ich ordentlich wünschen, nicht in Beziehung des Danks zu ihm zu stehen, weil meine Liebe zu ihm freiwillig, der Dank aber pflichtmäßig ist.“ Ja, ich hätte wünschen mögen, Sie wären ebenfalls arm an äußeren Glücksgütern — Sie verzeihen mir diesen Wunsch — und es hätte nie eine andere Beziehung zwischen uns als die der reinen Freundschaft bestanden. Doch man verrückt nur etwas in der Welt, und es bleibt nicht mehr dasselbe. Denn ist nicht unsere Verehrung für Sie gerade daraus erwachsen und so mächtig worden, ja gehört es nicht unzertrennlich zu Ihrem ganzen Wesen, daß Sie eben auf Ihrem Standpunkte, bei Ihrem Wirken sich die warme Empfänglichkeit, den ächten frischen vollgültigen Menschen erhalten? — Und zu Ihnen mußte auch ich kommen mit einer Bitte, die mich unter die Zahl der Vielen stellt, die Sie gewohnt sein werden — und das ist es, was mir nicht Ruhe läßt. Ich möchte doch die Intention Sie mit dem Schritte versöhnen und mich eben nicht als eine von jenen Vielen erscheinen lassen! Ja, wenn meine wahrheitgetreue Darstellung, die ich meinem Vertrauen zu Ihnen schuldig zu sein glaubte, Sie nicht selbst aus eigener Ansicht zur Erfüllung meines Wunsches veranlaßt, so mögen Sie ihn als nicht gethan betrachten; nur so glaube ich meinen Schritt vor Ihnen, theurer Freund, nur so das Geheimniß vor meinem Stieglitz verantworten zu können, in dessen Nähe es ohne diese Erklärung mich allzusehr drücken würde. Nicht, Sie zu überzeugen, wohl aber noch zu meiner eignen Rechtfertigung füg'ich hinzu, daß, da gestern Abend (als sollte Alles zusammenkommen, um meine Unruhe zu steigern) von einem Gelehrten gerühmt wurde, der ohne Vermögen und ohne alle Unterstützung es in kurzer Zeit so weit gebracht, Frau und ich weiß nicht wie viel Kinder anständig zu ernähren, ich mir vorstellte, wie Sie wohl bei Empfang meines Briefes an viele ähnliche Beispiele denken möchten, wo talentvolle Menschen durch das ganze Leben sich durchgearbeitet, und somit Ihnen mein Wunsch nothwendig als sehr unbescheiden erscheinen müsse. Aber ich weiß, wie gern auch

Heinrich diese Doppelaufgabe des Lebens redlich durchführen möchte, weiß daß wie er jetzt denkt, von ihm aus nie eine ähnliche Bitte für sich selbst auch in der schwersten Zeit würde ausgegangen sein, und hielt es um so mehr für meine Pflicht, bei den gefährvollen Zuständen, welche der an sich, ungeachtet des frischens Aussehens, so unglaublich reizbare Körper bei dem Mißverhältniß der geistigen Lebendigkeit und den Anforderungen eines mächtigen Vorwärts mit der täglich wiederkehrenden Abspannung durch ähnliche Beschäftigung so häufig hervorbringen, in dieser Beziehung für ihn zu sprechen.

Weiß ich es doch dem Himmel Dank, daß er uns keine Kinder giebt, ja ich sehe das Entbehren dieses von vielen so heiß ersehnten Glücks als einen Fingerzeig der einzigen Möglichkeit seiner geistigen Freistellung an.

Nun, so habe ich mich denn vor Ihnen, mein verehrter Freund, wieder ruhig gesprochen, und gewissermaßen vor mir selber gereinigt. Ich denke wieder freudiger an die schöne Zeit unseres Beisammenseins und scheidet diesmal mit der festen Ueberzeugung, daß Sie mich in liebendem Andenken erhalten als Ihre treu ergebene Freundin

Charlotte Stieglitz.

An d e n s e l b e n .

Berlin, den 9. Februar 18

Ihr Brief, mein innigst verehrter Freund, selbst wenn er nicht mich gerichtet wäre, — und mußte nicht Manches darin mich bescheiden und mich höchstens ermutigen, es einstmals zu verdienen? — hätte, wenn dieß möglich, meine Liebe und Verehrung für Sie noch erhöhen müssen.

W

Wenn ich nun gleich den Punkt berühre, der sich als Antwort auf meine Briefe stellt, so möcht' ich auch das hierüber von Ihnen als Lebensansicht Ausgesprochene mit Ihren eigensten Worten in das Wanderbuch eines jeden ins Leben tretenden jungen Mannes schreiben. Nur einer oder der andere würde vielleicht zu viele Kräfte zusetzen müssen, um diesen schweren Stein, ein fremdes Element, zu wälzen, und es möchte bei dem Kampfe Manches zerrieben werden, und nicht etwa Schlacke, sondern edles Schrot und Korn.

Ich habe nach Empfang Ihres herrlichen Briefes, alle Ihre Gründe beherzigend, mir die Sache nochmals vielfach und wiederholt überlegt; und ich gestehe, daß ein sehr heftiger Zwiespalt des Für und Wider in mir entstanden ist. Denn über jeden Ihrer, an sich so triftigen Gründe, ließe sich aus dem besondern Falle hervor so vieles hin und her erwägen; manche daraus hervorgehende Wahrheit hat sich allerdings auch an H. unverkennbar bewährt, gehört aber meines Dafürhaltens in ihren Wirkungen bereits der Vergangenheit an; Anderem stellt der stets von neuem angegriffene Gesundheitszustand so entscheidend sich gegenüber, — wie denn in dieser letzten Zeit der Arzt mir versicherte, es könne auf diese Weise nicht lange gut gehn — daß ich Ihnen, mein verehrter Freund, doch unendlich danken muß für das Vertrauen, daß Sie die Möglichkeit einmaliger Erfüllung mir nicht abschneiden. Nicht als ob ich nun gleich die Ausführung dessen betreiben wollte, wovon ich noch nicht einmal weiß, wie Heinrich es von Seiten der Lebensverhältnisse ansehen wird, wenn ich ihm nun als wirklich darstelle, was allerdings seit einiger Zeit in ihm als innerstes Bedürfnis lebt, und zwar lediglich von der Ansicht ausgehend, daß, um Beides durchzuführen, die Körperkraft nicht hinreiche.

Was Sie von jener Zukunft sagen, die ich in Bezug auf Sie mir nicht denken kann und mag, so lassen Sie uns einmal zurückgehend betrachten, was H. ohne Sie wohl überhaupt geworden wäre, — ein wohlbestallter

Professor, der ohne inneren Beruf zusammengetragene Hefte abliest (wie er denn deren gar manche unter seinen früher Mitstrebenden beklagt); ein Schulmann, der gegen alle Neigung lehrt, nicht wozu es ihn drängt, sondern was der Plan der Anstalt eben gut heißt; oder sonst etwas dergleichen. Worin H. fühlt, daß er sich nicht auszeichnen kann, das hält er lieber von sich ab und zieht die mechanische Beschäftigung auf der Bibliothek solch einer Halbheit der Lebensstellung vor. Daß aber, wenn in dieser Hinsicht das Aeußerste erfordert würde, ein Mensch, der etwas Tüchtiges gelernt hat, äußerlich nie zu Grunde gehen kann, das werden Sie, mein Theurer, mir gewiß zugeben. Kommt denn aber nicht alles redlich Erlernte am Ende mehr dem inneren Berufe als der äußern Stellung zu Gute? Die Studien, die H. mit der größten Energie treibt und niemals ernstlich zu verfolgen aufhören wird, werden immer für das jedesmalige Werk befruchtend, und das ist es, denke ich, wodurch er sich die Achtung der Welt erwerben und erhalten wird.

Was meine ökonomische Eintheilung betrifft, so wird sich H. alsdamm schon mehr literarisch etwas hinzu verdienen können; und dann, glauben Sie nur, es ist nicht möglich, sich in Ihren Verhältnissen einen Begriff davon zu machen, mit wie Wenigem man anständig haushalten kann. Ach, nur Gesundheit und froher Sinn muß im Hause walten! Dann ist Rindfleisch mit Kartoffeln (Schwärmen ist verpönt; wir leben nicht allein von Lieb' und Sonnenschein) trotz Sagors wunderschönen Reiskirnen eine Götterspeise! Vielleicht aber erstarkt H. physisch schon an der Aussicht der Möglichkeit; denn daß die geistige Frische trotz manches Körperleidens dieser letzten Monate in ihm noch die alte ist, wird Ihnen wohl der vierte Band des Orients beweisen, den er in einigen Tagen zum Drucke abzuschicken gedenkt. Was mittlerweile unter uns besprochen, werde ich ihm erst dann mittheilen, wenn das Manuscript aus seinen Händen ist, um ihn bei der letzten Durcharbeitung mit nichts Anderem aufzuregen. Seltsam wird Ihnen Einiges in dem neuen Drama erscheinen, welches in China spielt, wegen des unwillkürlichen auf die

Spitze Treibens jenes Wunsches. Ja ich glaube, wenn auch die Sache nie zur Ausführung käme (und zwar aus eigener Ueberlegung in ihm), so würde dennoch die Freistellung niemals aufhören als ein letztes höchstes Glück ihm vorzuschweben.

Auf die Reise zu Ihnen blicke ich mit doppelter Freude. Einestheils — doch darüber bedarf es wohl nicht erst der Versicherung — andernteils hoffe ich für H., außer dem innern Gewinn einer Fülle neuer Anschauung, auch wohlthätige Erfrischung, ohne welche ich kaum wünschen darf, daß er zur Durchführung eines neuen Plans, der sich in ihm gebildet, schreiten möge.

A n d e n s e l b e n .

Moskau, den 19. August 1833, Sonnabende.

Nach zwei schönen und reichen Tagen, an welchen uns trotz der Veränderlichkeit des Wetters unsre allgemeine Freundin doch immer in nothwendigen Augenblicken, wenn auch manchmal sehr spärlich, ihr Licht lieb, scheint heute die Sonne in Moskau durchaus die jour zu haben; es ist in der Außenwelt bedeutend hell; auch Sie, meine Theuren, fahren gewiß heiter heute über die schönen Brücken der stolzen Nawa; aber über uns zwei Beide ist eine bedeutende Dämmerung plötzlich — wie ein Dieb in der Nacht, sagt man in Sachsen — und in der That mit dem Diebe der Nacht über uns gekommen.

Wir waren gestern Mittag mit den Herren Parish, Chaufepié, Meyer, Anke und Andern, beim Herrn Dr. Markus. Es war recht belebt; auch Ihrer wurde viel gedacht; Herr Dr. M. erinnert sich mit Vergnügen der Sonntage, die er bei Ihnen zugebracht, und so waren wir bei Bekannten; und das thut in der Ferne immer wohl. Nach Tische gingen wir alle zu-

sammen zu dem gegenüberliegenden kaiserlichen Garten, der durch seine Höhen und Tiefen ganz überraschend schöne Ausichten bietet, theils großartig auf die Stadt, theils idyllisch auf die Sperlingsberge mit Kloster und Kirchein, so daß ich erinnert wurde an die schönsten Gegenden, die ich überhaupt gesehn. Die jungen Leute sangen im kaiserlichen Garten Freiheitslieder, machten bei der Rückkehr Feuerwerke, und spielten auf den verschiedensten Kinderinstrumenten eine tolle Musik. Kaum war dieß zu Ende, so sah man ein nahe liegendes Kloster mit zwei Thürmen sich erhellen; zum heutigen Fest war die Vorweihe dort; gleich wurde beschlossen auch dorthin zu gehen (Herr Pariss und Chaussepis gingen aber schon in den Englischen Clubb), da man es durch den Garten ohnedieß so bequem wie möglich hatte. Es war ein wunderbarer Abend; Sie wissen davon, denn Sie kamen ja spät gestern (großer Posttag!) zu Hause. Als wir angelangt waren auf den Hügel, gab der strahlenlose stille Mond einen wunderbaren Contrast zu dem schreienden, flimmernden Glanz, der, aus den offenstehenden Flügelthüren strömend, gleichsam dem Monde trogen wollte; und zu dieser künstlichen Sonne und strogendem Golde strömten die Menschen in Masse, und der Mond stand gleichsam wie verlassen da und ließ dennoch neidlos der ignorirenden Natur seinen ganzen Zauber angedeihen. Auch wir blieben ihm nicht treu und strömten dem Glanze zu — sollte er sich dafür vielleicht gerächt haben? — Der Gesang der Mönche war einzig; wir drangen immer kühner in die Kirche, wir standen zuletzt dicht neben dem Abt, der da jedem Einzelnen mit Weihwasser die Stirn strich, und jeder Einzelne küßte ihm die Hand, und ich flüsterte Heinrich zu: „dieses Drängen zu dieser Weihe ist doch wohl ein tieferes Bedürfnis als sie selber wissen; Gott weiß, es hat mir etwas Ergreifendes.“ — — In diesem Moment wurde der Gedrang sehr stark, es schien als würden sie mit ihrer Weihe sich einer Kraft bewußt; genug, sie stießen mich gewaltsam; die Luft verdickte sich auch, ich konnte es nicht mehr ertragen, bat Heinrich mir durchzuhelfen; der Mantel wurde ihm zwar von der einen Schulter gedrängt,

aber wir kamen glücklich durch; doch — ich sehe ihn leichenblaß werden, ich frage ihn: „Heinrich, was ist Dir? um Gottes Willen, wie siehst Du aus?“ — und er ruft mir zu: „Hilf mir suchen, hilf suchen! sie haben mir mein Taschenbuch gestohlen.“ Um unsern Schreck zu begreifen, müssen Sie Folgendes wissen: Er hatte nehmlich vor der Abreise nach Nischny und Kasan 1500 Rubel aufgenommen, weil man auf dem Comptoir in Moskau ihm durchaus nicht weniger geben wollte, indem bei einer solchen Reise sich irgend etwas Außerordentliches zutragen könne. Er hatte auf der Reise nichts Unnötiges ausgegeben, hatte daher 700 Rubel zurückgelegt, wollte damit meine und seine Rückreise bestreiten, splendide Geschenke nach Kamenoiostrrow machen, hatte sogar schon für eine ausgesuchte aber noch nicht gekaufte Dose ein paar Verslein niedergeschrieben, und wollte nun von dem Uebrigen als guter Wirth Rechenschaft ablegen, wobei er sich noch scherzend Friedrichs des zweiten erinnerte, der nach dem siebenjährigen Kriege noch im Stande war, ohne Schulden das neue Palais bei Sanssouci zu bauen. Außerdem trug er theure Reliquien; auch Reiseskizzen von wenigstens vierzig eng geschriebnen Seiten aus der letzten Zeit; also vielseitiger Verlust für Geist und Gemüth. Es war ein sehr häßlicher Schluß dieses schönen Tages, und ich habe viel an Heinrich zu bearbeiten gehabt, um ihn zu beruhigen. Ich hatte zum Glück in meinem Strickbeutel-Stui soviel, um seine noch restingende Schuld an den Arteltshilf zu decken, so daß dem armen Jungen wenigstens die Eine Beruhigung wird, nichts Baares mehr aufnehmen zu müssen, was ihm gewiß schrecklich gewesen wäre. Wir stecken uns nun einstweilen unter die deckenden Flügel des Herrn Klein und fühlen uns wie der Strauß, der sich nicht gesehen glaubt, weil er nichts sieht.

In diesem Augenblick ist Heinrich, um wenigstens seinerseits nichts zu versäumen, mit Dr. Brosse, einem Freunde von Markus, zum Polizeimeister gefahren — H. trägt jetzt eine stattliche Halsbinde, die ihm so so-

lide steht, daß man ihm gewiß nichts Demagogisches ansieht — und
dennoch doch noch nicht alle Hoffnung aufzugeben.

Machen wir Ihnen nicht viel zu schaffen? Heut über acht Tage
den wir nun sehn, ob Sie uns böse sind.

Grüßen Sie Ihre und unsre Lieben auf das herzlichste. Ihre —
bald sich stark sehnende

Charlotte Stieglitz

An denselben.

Den 17. September 1833, Abends.
Auf dem Meere, unweit der Insel Goth

Wir haben am Morgen vor Anker gelegen wegen starken Nebels,
jetzt am Abend ist ebenfalls so dicke Luft, daß man kaum zehn Schritt
sehen kann. Wir saßen eben theils lesend, ein anderer Theil Karte spielend
ruhig in unsrer allgemeinen Zelle; plötzlich wird geläutet, geschrien; wir
stiegen hinauf auf das Verdeck, und ein Schiff, hart an uns heran genagt, schiff
bar wie beschneit, geht eben noch glücklich und ohne zu streifen an uns
über. Allgemeine Stille der Passagiere; nur die Capitaine von beiden Schif
fen sprechen mit einander. Schneller Wechsel von Gefahr und Gefahrl
keit; mein Herz schlägt in diesem Augenblick laut auf; Sie meinen wohl, u
Theurer, wegen der jetzt eben gedrohten Gefahr? — Ach nein, der Capit
sagte, das Schiff habe sich gedreht und stehe auf Petersburg zu; „auf Pet
burg zu!“ rief ich laut; und — jetzt schon Sehnsucht? o weh, o weh! I
ist bei Weitem zu früh.

Guten Abend, Ihr Theurer, guten Abend! Bis nahe vor Kronf
blickten wir unverwandt zurück; es gab für uns noch kein Vorwärts; wir f

Sie immer noch am Strande stehn, Sie lieben, herzlichen, mehr als gasilichen Begleiter, und uns nachwinken. Mit einem Male hör' ich einen gutgemeinten fernigen Schlag auf Heinrichs Schulter; es war sein langer Moskauer-Urolfer Kaninchenfreund, der tröstend bemerkte, man müsse sich das hübsch aus dem Kopfe schlagen. — Es giebt nehmlich so glückliche Menschen, die kennen nur Kopfweh, und das läßt sich ja bekanntlich wegraisonniren; — ich sagte in dem Augenblick, vielleicht etwas auffahrend: „Ach um Gottes Willen, lassen Sie uns!“ — Von dem Augenblick an stehe ich mich gut mit ihm, d. h. ich habe etwas wieder gut zu machen. Madame J. ist ein niedliches Frauchen; das Kindchen macht ihr viel Noth, ist sehr unartig; sie aber allemal: „es hat Leibweh zuweilen;“ da das Kind aber weint: „ich will zu Hause,“ so habe ich gewaltige Nachsicht mit ihm, denn es hat ja Heimweh. —

Lübeck, den 3. October Deutschen Stils.

Gott sei gedankt, daß bei so vielem Schwanken auf dieser Welt wir die Schwingung der lieben Mutter Erde nicht direct gewahr werden! Ich muß einen tiefen Widerwillen gegen diese Dampfmaschinenerschütterung haben; ich würde auf dem Schiffe stumpf und gleichgültig gegen alle äußern Eindrücke. Dauerte die Sache sehr lange, ich könnte zuletzt wie ein Kobold nur darauf brüten, wie ich einmal die Feuersgluthen lösche, um nur Eine Stunde Stillstand zu erhaschen. Die lebhafteste Erinnerung, die ich von diesen letzten Tagen Schiffgesellschaftslebens habe, ist, daß mir oben auf dem Berdeck einmal einfiel, warum Herr B. nicht Madame E. geheirathet habe; gleiche Verständigkeit, gleiche Gutheit, gleiche Belesenheit, gleiche pausenhaft eingetheilte Lebendigkeit, und gleiches, langes pausenhaftes Phlegma. Die Fräulein * sind sehr bescheidne wohlherzogne Mädelschen, aber ich kann noch heute mich nicht überreden, daß es nicht Kinderchen von dreizehn und vierzehn Jahren sind. Dazu waren noch kleinere Geschwister da und das niedliche Madame *chen mit ihrem etwas kleineren Kindchen; das pufelte und wisperte auf der

großen Alexandra herum! Nur Fräulein S., eine Gouvernante, ferner Gouvernante, und ich, Heinrich's Gouvernante, waren, wenn auch ziemlich mittlerer Statur, doch die ausgewachsensten. Mit Fräulein S. habe ich einigemal recht gut unterhalten; es ist dieselbe, die Professor L. so rühmt bei der Choleraepidemie; sie selbst rühmt wieder L's. Uneigennützigkeit während jener Zeit; überhaupt stellt sie ihn sehr hoch als Menschen und glaubt ihn zu kennen. — Den interessantesten unter den Fremden mußte jener vielbesprochene unausstehliche Zeigefinger leider auf den zweiten Platz verweisen. —

Hier in Lübeck angekommen, bewillkommt vor dem Hôtel du Nord „Kinder, seid Ihr da?“ thut es einem wohl von — von der Heimat zu sprechen. Wir waren zusammen bei Schlözers, Kublenkamps, Platzmanns, Heinrich auch bei einigen Literaten. Da ich *** (à la Mode de Bretagne) den heutigen Mittag nicht abschlagen konnte, — Nicole hat Recht: die Deutschen sind sehr langweilig; man möchte Fliegen fangen — haben wir Morgen erst bei Platzmanns, wo die ganze Familie versammelt sein muß, die Einladung annehmen können. Diese Menschen sind sehr herzlich, sind Theil in Petersburg bei Ihnen gewesen, und da geht einem gleich das Herz auf; mit Katabomben ist's über Sie hergegangen. Ich möchte, Sie würden einmal angegriffen, und ich könnte mit Katabomben für Sie zu Felde ziehen; lieber verehrter Freund, Sie mögen wohl lächeln, aber Sie lachen doch nicht.

Mit Madame Schlözer hab' ich übrigens schon ein Duett gesungen. „Du mein Einziger,“ mir von Alters her noch sehr lieb, und immer frisch und lebendigen Stroms der Liebe voll. —

Was sagen Sie dazu? Wir haben von Herrn v. H. einen Brief vorgefunden, in welchem er uns sehr freundlich für den Sonntag Mittag nach Hamburg einladet (— Gilt das Stieglitzens aus Berlin oder aus Petersburg?). Von hier geht keine directe Gelegenheit nach Berlin; wir reisen über Hamburg nach Hamburg, werden Sonntags den Mittag wirklich in Petersburg zu verbringen; ich wollte sagen bei Hallers sein, dann aber unverzüglich nach Berlin den Montag.

tag reifen. — Ich muß leider abbrechen, da es sehr spät ist — d. h. das leider gilt mir.

Ich sehe eben, daß ich kein einziges Wort des Dankes gesagt, wie es sonst doch Mode ist, wenn man eine schöne Zeit in einem Hause verlebt; aber wo sollte ich hier auch anfangen? und — die Liebe verschlingt den Dank, und die Liebe schweigt. Leben Sie wohl, und grüßen Sie Alle von Ihrer Sie innigst hochschätzenden

Charlotte.

An denselben.

Den 14. November 1833.

Gestern Abend war unsre liebe Professorin Hegel bei uns und bat, wir möchten ihr einmal unsere Reise auf der Karte zeigen. Ich steuerte mit dem Finger rasch durch den Finnischen Meerbusen auf Petersburg los, hielt ihn lange, lange darauf, daß die Hegel schelmisch bemerkte: „nun, Lottchen liegt hier sinnend vor Anker.“ Ich dachte auch in dem Augenblick an das wunderbare Hinweisen des Magnets nach Norden, und daß mein Lehrer mir als Kind einmal erzählte von der Schiffersage eines Magnetgebirg's im Norden, in dessen Nähe die Nägel und Eisenbänder — des Herzens — des Schiffes lossprängen, das (wenn keine Schmiede oder kein trostsprechender * in der Nähe) somit unrettbar auseinanderbersten müsse. Hätt' ich aber damals als Kind wohl geglaubt, daß ich jemals in diese Ferne, diese gefährliche Nähe kommen würde? —

Bald darauf klingelte es fürchterlich. „Das müßte gerade ein Brief aus Petersburg sein!“ rief Heinrich; „oder Feuer“ sagte ich — und hätt' es nicht gebrannt in jedem Falle? — Und denken Sie sich, der Mensch hatte die

Klingel abgerissen, und ich muß' heut Morgen drei preussische Silbergrößen für die Reparatur bezahlen, und es war kein Brief aus Petersburg, sondern der Postbote der Literatur des Auslandes.

Heute ist großer Courstag. Mit manchem Zettelchen in der Tasche gehn Sie heut über den breiten Strom, das nun erst verköcht und verbraut werden muß. Wie mögen die Herren Chamaut, Fehleisen, Ahmelang, Sie wieder umarmt und Ihnen süße Liebesdienste in die Ohren geflüstert haben! — —

Ich sende Ihnen das mir geschenkte Exemplar — bin ich nicht sehr großmüthig gegen Sie? — des neuesten Hof- und Staatskalenders, in dessen officielltem Gehäge auch unser Sangvogel einmal sein Nest gebaut; es ist dießmal meist aus schwarzen Federn zusammengetragen, doch die äußersten Spitzen haben für den Sinnigen dennoch ihre schmerzverklärende Helle.

Leben Sie wohl, Lieber, Theurer! Es grüßt Sie und Ihre Lieben

Ihre treu ergebene Charlotte.

A n d e n s e l b e n .

Berlin, den 20. December 1833.

Sie werden, mein Theurer, nach meinem letzten Briefe sich ohngefähr die Freude haben denken können, die wir bei Empfang des Ihrigen haben mußten. Ich rief: Land! Land! als Heinrich beim Eintreten Ihren Brief mir hoch entgegenhielt; und dem Weltseegler mag so zu Muthe sein, wenn ihm nach langer Fahrt auf ungewissem Ocean (und die Trennung ist ein solcher Ocean) das erste grüne Blatt vom heimatlichen Ufer entgegenweht.

Freilich wurde es bei Lesung eine durch Thränen lächelnde Freude;

und Sie wissen, warum. Aber in der That, so recht der vollste Abdruck Ihrer eigentlichen Seele ist dieser Brief!

Weshalb wir so lange geschwiegen hatten? warum Sie nichts von Anderen gehört? Wir mußten erst wieder warm werden in unserm eigenen Hause. — Manche haben gefroren im Süden, warum sollte man nicht glühwarm im Norden geworden sein? — Erst also mußten wir uns versöhnen mit unsern vier Wänden, dann mit unsern Freunden, die wir auch im ersten Augenblick mit zu vielem Sprechen vom Verlorenen im Stillen gekränkt, dann mit Berlin, den übrigen Menschen, und vielen Dingen noch. Sagen Sie selbst, soll man solche Stimmungen, die man kaum sich selbst recht laut machen will, die man bearbeitet und unterdrückt, auf dem Papiere festhalten? Gottlob, wir haben uns durchgerungen und der Schmerz des Verlorenen ist, wie es am Ende immer sein muß, in die Freude der Erinnerung über- und untergegangen. Die Harmonie unsres Stilllebens ist vielleicht herrlicher als je wieder zurückgekehrt. Heinrich ist ein anderer Mensch seit dieser Reise, er thut die Bibliotheksgeschäfte fröhlich ab, die böse Bücherlust übt keinen verderblichen Einfluß mehr auf seinen durch und durch gestärkten Körper, er ist voller Plane, arbeitet kräftigen Geistes Einzelnes aus, und so denk' ich soll es gut und tüchtig fortgehn. So würd' ich Ihnen denn schon allein für den Rath des Festhaltens der Bibliothek, trotz meiner damaligen heißen Wünsche, innigst im Stillen oft danken, wenn die ganze Umwandlung durch diesen herrlichen Sommer nicht eben von Ihnen, Trefflichster, käme. Ich danke Ihnen im Herzen so gern, weil ich Sie so lieb habe, weiß auch nicht welches Gefühl von beiden das stärkere ist; in diesem gerne liegt aber ein ganzer Himmel! — Steffens sprach sich neulich so tief wahr über das Verhältniß des Nehmens und der Seeligkeit des Dankens aus, daß ich wünschte es für Sie festgehalten zu haben, so ganz war es aus unserm Innern gesprochen.

Könnte man nur zuweilen ein paar Stündchen sich sehen, des Sonnabends Abends einen kleinen Abstecher nach Petersburg machen! Des Sonn-

tag Mittags läßt es uns gar keine Ruhe im Hause, wir nehmen da gewöhnlich alle Arten von Einladungen an. Bei gewissen Leuten werden wir unwillkürlich aufgefordert Vergleiche zu machen, und das fällt gewöhnlich recht bitterschlecht für die nächste Nähe aus. Nicht, als ob sie etwa geistreich sprechen sollten (das können sie sich nicht geben, und wahrhaftig man verlangt es nicht); aber sie könnten harmlos sein, sie brauchten nicht immer etwas vorstellen, scheinen, repräsentiren zu wollen, was ihnen unaussprechlich viel Mühe und wenig Freude macht. Eine solche farblose kalte Glaceehandschuh-Unterhaltung, die vornehm sein soll, eine solche aufgesteifte Puppenhaftigkeit ohne Saft und Blut, deren Atmosphäre, in Dunst aufgelöste Langeweile, alle ächte Lebensregung schon im Voraus erstickt, flieht man doch wohl weit lieber als daß man sie sucht! — Des Freitags aber (in Berlin weiß man nichts von so späten Positagen) würden Sie gewiß zuweilen zu uns kommen, nicht wahr? Wir haben diesen Abend bestimmt, für unsre Freunde zu Hause zu sein, weil man durch diese Einheit Zeit gewinnt; auch Fremde die uns empfohlen werden, sehen wir gewöhnlich diesen Abend; es wird dann gelesen, gesprochen, musicirt. Kürzlich war Professor Lermier aus Paris hier, ein interessanter Mann, der erst im Sinne hatte von hier nach Petersburg zu reisen, nun es aber auf später aufgeschoben; er wird Ihnen gefallen, und Sie werden ihn sich gern empfohlen sein lassen.

Ich glaube, wir lesen diesen Winter um die Wette. Daß Sie uns etwas angerathen, macht uns großes Vergnügen um des Austauschtes Willen. Sobald es auf der Bibliothek sich blicken läßt, wird es von meinem Privatoberbibliothekar zu Hause gebracht. Den Pelham haben wir beendet, den Devereux angefangen. Zuerst wollte Pelham gar nicht munden, verwöhnt durch die tiefen Schöpfungen Dickens aus seiner jüngsten Periode, Herzensabbath, Tod des Dichters, worin, vorzüglich im ersteren, auf wahrhaft Shakespearsche Weise, Gestaltung und Reflexion aufs innigste verschmolzen sind, in beiden aber die geheimsten Tiefen und manches Räthsel des Menschengestes, des Ge-

bens, und der jedesmaligen Zeit erschlossen; dagegen der Autor des Pelham seinen Helden bequem, gleichsam als Sprachorgan und Repräsentanten der verschiedensten Meinungen und Situationen gebraucht, daher denn auch die durch nichts motivirten Veränderungen in Charakter und Handlungsweise des Pelham. Der Mensch, der wohlgefällig durch einen ganzen breiten Salonband hindurch (spielt denn wirklich dieses Salonleben nicht etwas individuellere Farben?) sich die Locke bald links, bald rechts, kühn oder schmachttend zu- recht dreht, der nur die Auszeichnung vor den Anderen hat, daß er eben Gehäuse und Organ des Dichters ist, wird mit einem Male ein Held, der Opfer bringt — Unwahrheit und Spiel mit dem Höchsten! — nur um dem Roman zu einer interessanten Katastrophe zu verhelfen. Geistreich ist Bulwer, hat scharfe Auffassung des Lebens und der haarsten Wirklichkeit, poetisch ist er im Grunde der Seele gewiß nicht; wo er Anstalt zum poetischen Conflict macht, geht er so ins Grausige, daß alle Grenzen überschritten werden, wenigstens in diesem genannten Roman. Den Clifford, den Sie vorziehen, denk' ich, werden wir auch nächstens kennen lernen. Tiecks Hexensabbath aber lesen Sie ja; es ist ein wunderbares Gebilde; nächstdem „des Dichters (Camoens) Tod.“

Was Sie über Rachel sagen, ist sehr treffend und hat uns um so mehr erfreut, als sich jetzt eine entschiedene Gegenpartei gebildet, wahrscheinlich erzeugt durch das Lob der Enthusiasten, wie das gewöhnlich geht. Es möchte noch hingehn, wenn man hier nicht mehr als je den Neid sich ereifern sähe. Frauen, die sich freuen sollten, daß eben eine Frau ein so bedeutendes inneres Leben gelebt und so mächtig es zur Erscheinung bringt, können nicht begreifen, daß man so viel Lärm, wie sie sich ausdrücken, davon machen könne; Männer, die mit ihr im innigsten Freundschaftsverhältniß standen, die Herrn von Barnhagen die schönsten Sachen darüber gesagt, lästern sie geflissentlich in Gesellschaften, daß es zum Empören ist; Andere, zu denen sie in ihrer Weise einmal „liebes Kind“ sagt, fühlen sich in ihrer Eitelkeit verletzt und

werfen ihr nun vor, sie habe immer den Mann spielen wollen. Enge Seelen hängen sich an den einen Brief, in welchem sie den Selbstmord rechtfertigt, und sind fromm außer sich darüber. Nur der Brief, wo sie über Gebet spricht, hat allgemeinen Beifall; sie freuen sich unendlich, daß Rachel sie über die etwaige Vernachlässigung des Gebets beruhigt und es ihnen auch für die Zukunft so süß bequem macht. Daß aber Einige (ich glaube sogar unser Freund Mundt in seiner sonst so vortrefflichen Recension) ein Welt-Wer daraus machen wollen, scheint mir die Sache zu verstellen; Weltwahrheiten müssen sich nothwendig von der Person ablösen, so interessant und eigenthümlich diese auch sein mag; und Ihr Urtheil scheint mir dieß auch zu bestätigen.

Das Neueste, was jetzt besprochen wird, ist der Göthe-Zeltersche Briefwechsel. Was bespricht man aber hauptsächlich? Die Familiengeschichten. Es kommt durch diesen, ohne alle Rücksicht gedruckten Briefwechsel ein wahrer Klatschgeist in die Literatur. Der Buchhändler wird nächstens das Honorar nach den mehr oder minder darin florirenden Persönlichkeiten zu bestimmen haben, weil dergleichen bald nur deshalb noch gekauft und gelesen wird. Auf eine unwürdige Weise scheint sich Zelter wirklich zuweilen geäußert zu haben, was einem um des Mannes selbst willen leid thun muß. Wir kennen nicht mehr als einige Briefe des ersten Bandes, die am letzten Freitag ausgewählt wurden, bei denen man sich allerdings wundern mußte, daß ein Zelter so schreiben konnte; ich meine eben, so unzelterisch, so abgeschliffen, durchbildet; ich suchte immer den originellen verben Zelter und fand ihn nicht; wahrscheinlich hat er sich in den Briefen an Goethe — ich will nicht sagen Mühe gegeben, sondern sich begeistert gefühlt, sein Inneres in geschliffenen Krystallen dem hohen Freunde darzulegen. — Am Sonntag wurde die Raupach'sche Fortsetzung des Goethe'schen Tasso gegeben. Dieses Wagstück mußte durchaus gesehen werden, *comme qu'il coûte*. Wir hatten Angst, als wenn ein Seiltänzer auf gespanntem Strick von Thurm zu Thurm gehen will; aber ein solcher Mensch hat einen wahren Hokusfokus in seiner Geschicklichkeit. Jeden Augenblick

glaubt man, er verliere das Gleichgewicht, er müsse stürzen; aber Gott bewahre! ehe er, stürzt der Adler im Fluge — er geht am Goethe'schen Seile so geschickt herunter, daß die Menge glaubt, ein Genius habe ihn geführt; man klatscht, man ruft lauten Beifall — unser Seiltänzer aber lacht ins Häusichen, denn er wußte genau bis zur kleinen Zehe, was er zu beobachten und zu berechnen hatte, um sein Publicum in dieses Staunen zu versetzen. Ich denke, Goethe hätte auch lieber seine in der Brust warm getragenen Gestalten in Stein hauen lassen, als sie in unheimlich ähnlichen Wachsfiguren abgeformt zu sehn.

Weit, denke ich, wird Ihnen nächstens schreiben und Sie anregen, den höchst interessanten Plan bald auszuführen. Da es jetzt Mode ist, daß die Unkundigsten alles beurtheilen was ihnen vorkommt, so schreibe ich in Gedanken schon eine anonyme Recension und sende sie an Menzel, der sich mit dem Namen Stieglitz, wie es scheint, ganz und gar jetzt ausgeföhnt hat.

Frau * * sehen wir jetzt öfter; sie ist immer leidend und bedarf ein wenig der Aufmunterung. Räthselhaft genug, wir sitzen lieber an ihrem Bett und lesen ihr etwas vor, als an manchem langen Theetisch; muß doch also eine sonderbare Frau sein; einen geharnischten Witz hat sie, der oft merkwürdig treffend ist. Auf jeden Fall habe ich sie früher nicht ganz ihrem Wesen nach aufgefaßt.

Nun aber thut mir die Hand weh vom Schreiben und Sie sind am Ende auch müde. Leben Sie heiter und wohl, mein theurer Freund, und was Ihnen lieb ist mit Ihnen!

Ihre getreue Charlotte.

Heinrich beklagt sich, daß ich ihm Alles weggeschrieben habe; ich vertröste ihn auf ein ander Mal.

* * *

A n d e n s e l b e n .

Berlin, den 25. December 1833, Abends.

Ich wende mich an Sie, Bester, gewiß am sichersten mit der Bitte durch irgend Einen uns mit umgehender Post Nachricht zu senden. Wir haben verschiedene Nachrichten, die uns sehr beunruhigen. Gott gebe, daß Sie wieder ruhig sein können und ein düsteres Gewitter vorüber gegangen ist. Sie mögen mit Ihrem guten Genius, der trefflichen Emilie, wieder durchgemacht haben! Ihre Gegenseitigkeit ist aber ordentlich eine Beruhigung in der Ferne; zwei Ruder halten ja das Gleichgewicht des Fahrzeuges, und Sie haben ja schon manches zusammen versucht.

Gestern Abend habe ich Heinrich Ihr Bild bescheert; es hat uns mächtig würdig zusammen ergriffen. Der Maler hat Ihren ruhig freundlichen Sonnentag-Abend-Abend-Ausdruck sprechend erfaßt. Es ist eine Aehnlichkeit, wie man sie gern in der Ferne hat, so durchaus wohlthuend.

Leben Sie wohl und sein Sie Alle auf das wärmste begrüßt von

Ihrer Charlotte und Heinrich Stieglitz

A n d e n s e l b e n .

Den 25. Januar 1834

Sie mögen sich wohl gewundert haben, mein theurer Freund! daß ich vielleicht die letzte zu Ihnen nachgehinkt komme — und ich hinke in der That, wenn ich zu Ihnen Allen und zu jedem Einzelnen hindenke — ; es ging nicht anders; Gott weiß, ich konnt' es nicht. Wäre das Unerwartete früher eingetreten, noch bei unserem Dortsein, vielleicht hätten wir noch etwas sein können, und wer weiß, vielleicht doch nur mit gelitten.

habe ihn gekannt! und was hatte ich in den letzten Tagen nicht für innige Gespräche mit ihm, noch auf dem letzten Wege! — Aufrichtigkeit that seinem wahrheitsliebenden Herzen so wohl, und da erschloß er sich klar wie der Tag; wir hatten oft einen kleinen Krieg miteinander, denn er gehörte zu den seltenen Charakteren, an denen man um ihrer Krystallreinheit willen auch den leisesten Hauch nicht dulden mag; andere nimmt man mit Schrot und Korn, und liebt sie auch. So spielt das Leben, und so sehn wir es ja auch als Weltgerechtigkeit walten. Wissen Sie, außerdem daß wir in Ihnen Allen fühlen, ist uns auch selbst noch nie in der vollsten Blüthe der Lebensjugendkraft und des Glückes ein so Nahestehender entrissen; das ist ein ganz neuer Eindruck und einer fürs Leben. Da haben wir nun eine von den ewig räthselhaften Consequenzen, — wer hat nicht Aehnliches erleben müssen? Nur das einsam stehende Schicksal scheint über menschliche Kräfte zu gehen; wo einer nur den Wahn gefaßt hat, geht er schon unter; und dennoch, lebt nicht jeder wieder im Welt Schmerz den besonderen? und wie er sich da herauswinde, das ist dann auch seine Aufgabe und sein Werk. Wie wehe thut es überhaupt uns beiden, Sie voll Schmerz zu wissen — ich denke aber, es richtet Sie ungeheuer auf, daß Sie wissen, Alle schauen auf Sie, und Sie wirken elektrisch. Die ganze Welt nimmt eigentlich Theil, wo ein junger Mensch von fünf und zwanzig Jahren plötzlich stirbt; der kälteste Zeitungsleser, denke ich, stutzt einen Augenblick; aber ich will doch einen der näheren Theilnehmer nennen, der sich uns auf das wärmste ausgesprochen und Grüße für Sie, Emilie, und die Ihrigen Alle uns aufgetragen; und dieß ist Stokes; der hat sich auch wahrhaft erschreckt, denn wie hat auch er ihn lieb gewonnen und immer Freude verbreitend nur gesehn. Dann will die Hofrätthin Herz und Frau S. Wendelsohn Ihnen auf das theilnehmendste empfohlen sein. Heinrich grüßt Sie Alle vielmals; er hat heute nach vierzehn Tagen zum erstenmale wieder auf die Bibliothek gehen können; es kam merkwürdig plötzlich durch eine Erkältung, wahrscheinlich ein Schnupfen der auf die Brust gefallen und ihm nun

mit einem Male alle Lust benahm; doch Gott sei Dank, ein schnelles Wirken brach die Sache bald. Leben Sie wohl, Theuerster, Gott sei mit Ihnen Allen! Ich denke wir hören bald etwas — wie es Ihnen Allen geht.

Ihre treue Charlotte Stieglitz.

An denselben.

Den 9. März 1834.

Mein theurer Freund! Ihr und der Ihrigen unbegreifliches Schweigen fängt wahrhaft an Epoche in meinem inneren Reflexionsleben zu machen, wenn überhaupt man etwas mit Recht Epoche nennen kann, was doch nur unterdrückend, lähmend, kühlend und erschlaffend auf den ganzen Menschen wirkt. Indeß, ohne alles Resultat bleibt so leicht nichts innerlich Eingreifendes; und wenn sie in Leipzig und Urossen sich verwandern, jetzt viel öfter Briefe von mir zu bekommen, so ist es wirklich der Druck auf der einen Seite, der die Feder auf der anderen losspringen läßt. Ich weiß jetzt was es heißt, bei den innigsten Beziehungen vergebens auf Nachrichten warten; ich weiß nun was Briefe in der Ferne bedeuten, was sie geben, was ihr Ausbleiben nehmen kann; und so ist mir das Schreiben an die Harrenden eine der heiligsten Pflichten fürs Leben geworden. Sehen Sie, auch das sollte ich Ihnen verdanken. Aber es ist hier gleichsam nichts mehr und nichts weniger als der lösende Schweiß eines Erkältungsschmerzes; nicht als hätten Sie mir einen milden Thee eingegeben — der Schmerz selbst hat ihn hervorgebracht. Und wissen Sie was ich am meisten fürchte? Daß wir uns nach und nach daran gewöhnen, von Ihnen Allen nichts zu erfahren, daß unsere glühende Liebe mit Einem Wort verkühlt. Und eine wahrhafte Angst kann ich da vor mir selber haben; so manch Theil heiliger Gluthmasse

mußte schon in den Röhren kommen und wurde zur Form gesteißt, um ein zerbrechliches Geschirr zu werden. Wahrhaftig, in dieser im Allgemeinen doch so gleichgültigen Welt sollte man das Feuer im menschlichen Herzen, wo es einmal brennt, nicht so muthwillig ausgehen lassen, — nur ein wenig angeblasen, einige Spänchen nachgelegt, einige Zeilen nur, ein Gruß zuweilen!

Heinrich hat sich diese letzte Zeit, Gott sei gedankt, frisch durchgeführt; vielleicht sendet er Ihnen eine Abschrift seines eben vollendeten lyrischen Drama; darin sieht man, denke ich, wie der Sommer ihn erfrischt; Kraft und Gluth im Ebenmaaß; es ist vortrefflich geworden, und ein ganz eigenthümlicher Stoff. Professor Marx ist musikalisch ganz davon hingenommen, ist voll von Tönen dafür; und das ist der Grund, warum mit dem Druck noch gewartet wird. Nun wird sich Heinrich gleich an die Reise machen, und wie wird er Sie Ungetreuen Alle mitnehmen! Doch ich sehe, ich verfall' wieder in das böse Thema — „Und Brutus auch Du?“ fällt mir bei Emilie ein.

Leben Sie wohl, Gott beschütze Sie!

Ihre Charlotte Stieglitz.

An D e n s e l b e n .

Den 19. April 1834.

Bei Empfang Ihres Briefes fielen mir die Zeilen Rückerts aus einem seiner weltbetrachtenden seelenvollen Gedichte ein:

„Als ich hassen wollte,
Fühlt' ich nur, es schmolte
Kind'scher Liebesjorn.“ —

Wie kann man sich freuen! der Sand sogar, der noch auf Ihren Schriftzügen liegt, hat Reiz für mich; so frisch scheint der Brief dadurch, daß

man die Hunderte von Meilen vergißt. Schicken Sie uns oft o ein Prieschen schwarz auf weiß; Sanduhren sollte man eigentlich auf solche Weise anlegen. Wie ist nun alles mit dem Frühlinge wieder so freudig geworden nach der langen Dede! Ihre Briefe, Lieschens Hiersein, oder besser unser Dortsein mit ihr, und nun die Erwartung Alexanders, Theil von Ihnen; das wird wieder ein Hinüber- und Herüber-Leben, und dabei — Hänschen ohne Sorgen! — — Lieschen habe ich wirklich erst kennen lernen, und allerdings das vortreffliche Wesen gefunden, das Sie so treffend schildern. Ich muß gestehen, in Petersburg interessirte es mich wenig, über Ihren damaligen Kreis hinaus mehre Bekanntschaften anzuknüpfen; es war als hätte das Herz keine Zeit dazu. Die ganze Heimbürgersche Familie hat sich mir jetzt in Lieschen gespiegelt, wir haben uns auch verabredet, einstmals in Petersburg uns öfter zu sehen, d. h. jedesmal, wenn Sie sehr starken Posttag haben. —

Die Tutti Frutti werden Sie ja nun bald kennen lernen, da Boissonnet es hier gekauft. Wir haben bis jetzt nur den ersten Theil kennen gelernt. Ueber das Ganze wird im Allgemeinen viel scandalirt. Wir haben jedoch unter viel allzuflüchtig Hingestreutem manches Goldkorn gefunden. Die Heine'sche verführerisch-liebenswürdige Frivolität geht auch bei ihm oft mit den besten Gefühlen durch, es kommt dabei eine Zwitterhaftigkeit heraus, der man nie recht zu trauen wagt. Am allerwenigsten ist er das unschuldige Kind, das Rabel einige Male aus ihm macht. Narrenkappe und Schelle muß sie nicht an ihm bemerkt haben. Merkwürdig ist übrigens die Art, wie er sich zur jetzigen Literatur stellt, die er achtet; — so hat er an Mundt auf die Aufforderung zur Theilnahme an dessen neu zu begründender Zeitschrift (NB in monatlichen Heften) seine Zusage auf eine höchst anspruchlose und sich gänzlich gleichstellende Weise gegeben.

Ein äußerst interessantes Buch aber haben wir zu erwarten von der bekannten Bettina (Frau von Arnim: Schwester Savignys), nämlich Briefwechsel zwischen ihr und Goethe. Als Heinrich sie neulich besuchte, las sie

ihm Stunden lang daraus vor und gestand ganz naiv, daß sie zu der Zeit, wo diese Briefe geschrieben seien, als Zwanzigerin in den fast sechszigjährigen Goethe sterblich verliebt gewesen sei. Heinrich behauptet, es sei das Originellste was bis jetzt von Frauen gedruckt, der philosophischeren Rahel gegenüber durchaus mit Uebergewicht an Poesie, und fecker im Zusammenwürfeln von Natur und Seelenleben, dagegen ihr die durch den Schmerz sich vertiefende Innigkeit abgehe, wodurch Rahel oft zur Seherin wird. Sie scheint mir der Beschreibung nach mehr die flatternde Psyche mit immer blühendem Farbenspiel der Schwingen, während Rahel mehr die im Geiste wühlende Cassandra.

Heute ist auch wieder ein Brief von Stokes gekommen, und zwar aus Madrid. Denken Sie, das vorsichtige Stökeschen schreibt vier Seiten Politica, von der wilden Aufführung der constitutionellen Partei gegen die Carlisten, von verschiedenen politischen Räuberanfällen unweit Vittoria, bei denen er Glück gemacht mit Gesundheitsausbringen eines ideellen Herrschertums in gutem Wein, — wahrscheinlich Xeres, ich kann mir wenigstens keinen anderen Räuberbändiger denken — hat sich aber doch nach diesem Privatabenteuer lieber in den sicheren Postwagen begeben. Er wird über Lissabon zurückreisen und, denke ich, wird sich gewiß mit ächtem Portwein an der Quelle versehen, wenn etwaige Migueliten oder Pedroiten ihn zu portugiesischen Coasts auffordern sollten. Bedächtig aber, wie immer, hat er sein politisches Bulletin doch nur mit „Ihr Kasansky“ unterzeichnet. An Petersburg denkt er noch immer viel und will sogar auf diesem großen Umwege empfohlen sein.

Nun, Theuerster, leben Sie wohl mit Ihren Lieben groß und klein!

Ihre Charlotte Stieglitz.

An denselben.

Berlin, den 6. Mai 1834.

Die schönen Tage in Aranjuez sind nun vorüber, Alexander über alle Berge, Heinrich ein eifriger Nachholer jeder versäumten Bibliothekstunde, und ich plötzlich mäuschenstill und einsam zu Hause. Und so flüchte ich mich zu Ihnen, Theuerster. Es war ein höchst erfreuliches Zusammensein mit Alexander; wir verstanden uns gut und gegenseitig im Ernst wie in der Freude, und dazu immer blauer Himmel und immer mehr zunehmendes Grünen und Blühen der Bäume, ein ächter Frühling! Fast glaube ich, Alexander ist uns noch lieber geworden als damals; wir fühlen es erst recht da er weg ist, er fehlt uns überall. Wie wir die Tage gelebt, denke ich, hat Ihnen Alexander geschrieben; es machte uns große Freude, daß er doch so ziemlich die bedeutendsten Männer Berlins kennen lernte, wozu außer unseren kleinen verschiedenen Kreisen noch eine große Gesellschaft bei Steffens, mit denen wir jetzt nahe befreundet, das ihrige beitrug. Ich glaube, dieser Ausflug wird von der entschiedensten Wirkung auf Alexanders ganzes Leben sein. Zusehens konnte man bemerken, wie er sich mehr und mehr löste im Gespräch mit den Verschiedenartigsten, wie er in seinen Bemerkungen immer freier und selbständiger wurde, wie er im Umtausche der Ansichten sich selbst mehr fühlen lernte; wie oft haben wir uns über treffende Einfälle gefreut, immer aber über ein edles Wollen, das seinen ganzen Menschen zu durchdringen scheint. — Interessant waren mir selbst seine Zweifel, die gewöhnlich bei bedeutendern Naturen in Erwägung einer großen Aufgabe innerlich zur Sprache kommen; wer nie gezittert vor seiner Aufgabe, nie gezweifelt an seiner Kraft, an den glaube wenigstens ich nicht. Daß wir die Reisenden nach Potsdam begleitet, auf der Pfaueninsel — denken Sie noch an das Palmenhaus? — in den Gärten und auf den Bergen einen wunderschönen Tag verlebt, und zuletzt am Fuß

des Brauhausberges — auch im Staube des Weges — Abschied genommen, wissen Sie wohl nicht, da Alexander erst wieder von Hannover schreiben wird.

Sie Alle denken wir jetzt nun völlig draußen im ersten Grün; dort sind wir heimisch und kennen jedes Plätzchen, Baum und Blumen.

Amalie Zwanowna wird den Schweizer-Gebirgen gebieten, der Garten wird sich vergrößern, und Emilie Zwanowna braucht nicht mehr sechsmal, sondern nur viermal die Runde zu machen und ohngefähr so viel Briefzeit dadurch gewinnen als: „höre Lottchen, ich werde jetzt wirklich einmal an Dich schreiben,“ oder: „Heinrich, laß mich jetzt ungestört, ich will nach Berlin schreiben.“ Wo ist Nataschens Reich diesen Sommer? geht man nicht mehr die Birkenallee herunter zu ihr?

Erschienen ist in der letzten Zeit an Bemerkenswerthem bei Weit: „Laienbrevier von Leopold Schefer.“ Es ist uns erst heute Morgen zugesickt worden, und ich habe mich schon sehr daran erbaut. Es ist eine seltene Spruchweisheit eines viel erfahrenen milden Geistes; ich meine, das wäre zur Abwechslung etwas für Sie; in Petersburg würden wir dabei gegenseitig Bleistiftstriche machen. Von Wilibald Alexis ein neuestes Buch: „Wiener Bilder“ möchte ich Ihnen auch empfehlen; enthält es gleich nicht eben Bedeutendes, so liest es sich doch recht gut und giebt ein anschauliches Bild mit leise durchziehender Ironie. Vielleicht könnte Alexander beides mitbringen.

Von ganzem Herzen die Ihrige.

An denselben.

Den 25. Juli 1834.

Rabel an Weit in Hamburg 1802. (1r Thl. S. 254.)

„Nie hat mir ein Mann besser gefallen als Stieglitz. Wie er ins Zimmer trat, liebt' ich ihn. Dem vertraut' ich mich ohne Verabredung;

„und die bedarfs auch bei ihm nicht. Dieser Ernst, diese Sanftmuth, die schöne Gesicht. Ich bin recht glücklich daß ich ihn kenne. Er sah mich in der größten turpitude, so häßlich! Mein solch schönes Gemüthe! Ich habe es für ein Unglück daß er nach Laurien ging; doch ist es gut, denn ein verheiratheter Mensch sollte wenigstens die Facultät seines ganzen Herzens veräußert haben, und alle übrigen dazu anwenden, und in diesem Fall muß er denn doch wenigstens ein schlechtes Gewissen haben. Ich will nicht hoffen, daß Sie, auch Sie, diese Strenge überrascht; plump wie es die meisten Menschen meinen die ich hasse, wenn sie von Pflicht, Gewissen, Reden u. s. w. sprechen, kann ich es nicht meinen u. s. w.“

Und hätt' ich Ihnen weiter gar nichts heute mitzutheilen, dieß muß hin zu Ihnen, und zwar gleich. Am liebsten wäre ich in meiner freudigen Ueberraschung mit dem grünen Buche selbst zu Ihnen aufs Comptoir gelangt an Ihr Pultchen. Hierzu hätten Sie mir doch gewiß selbst im ärgsten Trouble des Geschäfts in Ihrer Comptoirperspective einige Minuten Ihr Dasein geliehen. Uns hat es wenigstens unbeschreibliches Vergnügen gemacht! Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich, nach einer früheren Aeußerung Barnhagens so etwas erwartend, gleich auf die muthmaßliche Jahreszahl losgesteuert bin, denn ich habe nicht etwa die dicken drei Bände schon ausgelesen, von denen ich mir jedoch wieder Reiches und Herrliches verspreche. Die jener Stelle noch nachgeschickte Aeußerung: „Also ist Stieglitz verloren!“ ist übrigens wieder ein Beweis, wie merkwürdig Rachel über die Ehe denkt, die sie ohne Ausnahme entschieden als Hemmschuh eines freien Geistes ansieht. Und hat sie in den meisten Fällen nicht Recht? — Interessante Vergleiche mit ihrer Ansicht bietet der Briefwechsel der Huber und Frau von Woltmann in dem jüngst herausgekommenen „deutschen Briefen,“ die Ihnen gewiß schon vorgekommen sind.

Ach, Sie Lieber, denken Sie denn auch wirklich bei Ihren Cigaretten Spaziergängen früh im Garten noch manchmal ein wenig an mich? Warum

müssen Sie doch so hingenommen sein durch Ihr ungeheures Geschäft, daß man nicht mit einander fortsprechen kann in der Ferne?! — Zu Ihnen würde ich mich wahrhaft herausleben, ich würde im eigentlichsten Sinne eine Schreibseligkeit haben! Ohne einen lebhaften Umtauscher wird aus einer Schreibseligen eine Armselige; die Vollblütigkeit geräth in Stockungen und das giebt die chronische Krankheit der Schreiblust.

Unser Freund Mundt hat jetzt ein höchst interessantes und eigentümliches Buch geschrieben: „Moderne Lebenswirren.“ An die Stelle der früheren metaphysischen Mephistophele hat er einen politischen eingeführt. Vermöge einer fein angelegten und geschickt durchgeführten Gruppierung läßt er in ihm, dem Mittelpunkte, die verschiedenen Zeitparteien und Zeitbewegungen als geistvolle Controversen sich begegnen; wie es sich denn, wunderbar genug, wirklich in den letzten Jahren oft an Einem Individuum wechselnd dargethan. Unscheinbar hebt es an; aber eine geniale Skepsis zieht sich schwellend durch das Ganze, Hand in Hand mit einem tiefen Humor, und bedeutsame Gestalten steigen hier und da aus dem krausen arabeskenartigen Gewinde. — Jetzt ist Mundt im südlichen Deutschland, nachdem er einige Wochen in Jena zugebracht, wo er im Auftrage des Ministeriums die Herausgabe des Knebel'schen Nachlasses vorbereitete.

Mit Heinrichs plötzlich eingetretener positiver Krankheit geht es seit einigen Tagen besser, aber im Ganzen ist es gar nicht mit ihm wie es sein sollte. Ich habe jetzt trotz dem blauen Himmel oft recht graue Lebenstinten in mir; so kommt es über jeden einmal bei allem Muth, den er auch entgegensetzt. Es fehlt H. gar nicht an manchen äußeren Freuden und Aufmunterungen. Doch was sind so kleine Freuden ohne Gesundheit? Er wird durch den Körper gelähmt an Ausführung schöner lebendiger Plane, und das ist's was ihn noch tiefer beugt. — Aber ich wollte ja nicht klagen. So le-

ben Sie denn wohl, Theuerster, mit den Ihren, und behalten in gutem Andenken Ihre getreuesten

Ch. und H. Stieglitz.

An Emilie Iwanowna in St. Petersburg.

Moskau, den 16. August 1833, Mittwochs früh.

Guten Morgen, meine innigst Geliebte und Verehrte!

Wo man so recht das Bedürfniß hat zu reden, schreibt man am Ende auch, um so mehr wenn man glücklich ist — ich hätte beinah gesagt, glücklich liebt — und liebe ich Sie Beide nicht glücklich? ich hoffe es wenigstens; genug, der Schmerz macht mich gewöhnlich ein wenig verstockt und die Freude schlägt auf.

Wir waren gestern auf dem Kreml, und ich kann sagen, ich bin von dem Anblick eines gänzlich Neuen wie berauscht. Es hat diese ungeheure Stadt von dem Weliki herunter einen solch andern Charakter als alles vorher Gesehene, daß man sich wirklich wie abgeschnitten von der übrigen Welt glaubt. Es scheint dem äußerlich Schauenden, als habe diese Stadt keine andere Beziehung als zum Himmel. Aus diesem Meer von Gebäuden weisen unzählige Finger hinauf; dieses Läuten aller Glocken — es mußte auch gerade Festtag sein — hebt einen unwillkürlich empor. Ich würde hier fromm werden, aber eine unglückliche Fromme. Eben weil unzählige Finger hinauf, aber kein bedeutender Arm hinaus weist, würde ich mich nach dem Himmel sehnen, wie eine Gefangene, die keine andere Freiheit mehr zu erwarten hat. Wie anders ist es mit Petersburg! Das greift mit seiner Newa hinaus; ja, es hängt mit der übrigen Welt — und ist das nicht unsere Welt? — durch diese Nabelschnur zusammen.

Doch ich verliere mich zu weit. —

Danken Sie Onkel Ludwig für seine lieben Zeilen. Die Antwort hat Heinrich übernommen. Ich weiß, wenn ich an einen von Ihnen beiden schreibe, Keinen von dem Andern zu unterscheiden. Und so grüße ich Sie Beide nochmals von ganzem Herzen.

Ihre Charlotte Stieglitz.

Ich habe gestern Abend wegen der Abreise gekämpft wie eine junge Löwin. Nach acht Tagen hat man, Heinrichs und Stokes Berechnung nach, alles Bedeutende gesehen, und so sind wir, so Gott will, Sonnabend in acht Tagen wieder in unsrer Heimath — lassen Sie mich's so nennen!

An Emilie Iwanowna in St. Petersburg.

Berlin, den 3. November 1833.

Seit einigen Tagen braust nun auch bei uns ächt eifriger Novemberwind und schüttelt den Herbst geschäftig von den Bäumen; der Sommer, das weiß Gott, ist schon seit vier Wochen vorüber, der wehmüthige Herbst, dem die Sonne mit grellem Ton am Mittage erst die dicken Morgenthänen weg-schmeichelt, hat dem trozigen Winter Platz gemacht. Hui, wie die wilden Wolken vorbeijagen wie russische Schlitten! Liebe, treue, theure Emilie, fahren Sie heute ja nicht aus in einem solchen Schlitten, lassen Sie sich bei diesem Grau in Grau draußen, in Ihrem huschlichen, wohulichen Hinterstübchen zu Hause finden. Zu Ihren Füßen ist Frühling, Blühen und Knospen, (ein schöner Teppich! Sie wollten ja noch meine Meinung hören) und in Ihren Augen ist Sommer- und Seelenwärme; und dazu ist Sonntag, alle Kirch-

thüren stehen offen — und Sie wollten mir Ihr Kapellchen nicht aufschließen? Habe ich Ihnen nicht manchmal zur Beichte geseffen, habe Ihnen die Narben alter Schlachten gezeigt, und wahrlich nicht umsonst haben Sie mir Ihr willig Ohr, Ihre Theilnahme geliehen; die Erinnerung der alten, nie dergelegt in ein tiefes Herz, giebt uns Stärke für die neuen Kämpfe. Doch nichts von alle diesem heute, ich finde Sie besonders froh aussehend, und warum? Gestern Abend kam Dunkel Ludwig mit seinem sonnabendlich ruhiger Kinder-Lube-Gesicht nach Hause, und Sie wußten schon voraus, dieses Kinder-Lube-Gesicht würde sich am Sonntag in einen Jupiter-Olympius-Kopf verwandeln. Lassen Sie uns ein wenig plaudern, und ich bin sicher, wir werden bald seine Schritte hören. Wahrhaftig da kommt er über den Hof und — tritt auch jetzt schon herein. Sie machen Ihre schwesterlich erfreuten Bemerkungen über sein sonntaglich-stattliches Aussehen, finden den blauen Frack mit blanken Knöpfen besonders vortheilhaft stehend, und Dunkel Louis, während er erzählt von seinen Besuchen, die angenehm erfrischend heut gerade gewirkt, wiegt sich dabei vor dem Spiegel — und das haben Sie auf Ihrem Gewissen. Ich möchte auch bei seiner heutigen Stimmung mich gar gern von ihm zu Tische führen lassen; aber was kann nicht alles noch dazwischen fahren in dieser unruhigen, schwankenden Zeit! — eine Komödie, ein Concert. —

Wissen Sie, daß wir in Lübeck einen sehr angenehmen Mittag bei Senator Plazmanns hatten? Schade, daß Sie die Frau, die wegen ihrer Kränklichkeit sich meist zurückziehen muß, nie kennen gelernt; sie bedauert es aufrichtig. Voller Leben und liebenswürdigen Geistes, ihr körperliches Leiden ganz abstreifend, wurde sie uns eine höchst erfreuliche Erscheinung. Leider wird sie zu den Naturen gehören, die mit vollem Gusse verschwenderisch bloßen Spiritus verbrennen; es greift dieses das Gefäß an und muß wieder ersetzt werden; glücklich die Naturen, die mit sparsamem Dachte brennen! In Hamburg bei Hallers aber wurde uns so wohl, daß wir die Stunden gern verdoppelt hätten. Er ist ein Mann, wie Sie ihn ja kennen, von sehr viel

scharfem Verstand und Wissen, der gern streitet und somit vielseitig anregt. Die Tochter scheint von ausgezeichneter Güte zu sein und gewiß sehr gebildet; dazu die nahen Berührungen mit Ihnen Allen machten uns den Aufenthalt dort so lieb. —

Ich kann es Ihnen aber gar nicht verdenken, Theuerste, daß Sie sich grade dieß Stübchen zu Ihrem Wohnsitz ausgewählt; man übersieht von hier Alles was vorgeht. Jetzt kommt Tante Amalie mit Lube, ihrem Liebling, an der Hand über den Hof, die genesene Natasche mit den übrigen hinterher. Miluschka, sollte man es denken? — nicht schon von weitem — Drasti, Drasti, Ihr Lieben groß und klein! Nicht lange wirds dauern, so gucken Nikole's Pferdeköpfe rechts aus dem Stalle; der eitle Kutscher, heut mit schwarzen weiten Sammetmanchester-Pantalons, kämmt und pußt lange an ihnen herum. Hamchen sieht aus ihrem Fenster ihm scheinbar zu, singt vor sich hin das abgeschriebene Liedchen: „ich hatt' einen Kameraden,“ und fragt nach Endigung der ersten Strophe: ist noch kein Brief aus London gekommen? — Der Hausdespot aber fährt Alexanders innigst Geliebte (für die, wie man ihm zum Vorwurf macht, er die Kritik verlernt) schon ein artig Weilchen unten herum; er läßt nur ein wenig noch auf sich warten; so gehts; Nikole wartet auf die Pferde, das Pferd wartet auf Alexander, und gewisse Leute lassen Pferde und Wagen auf sich warten; aber es war bei letzteren wohl nur eine vorübergehende Gewohnheit, denn es ist jetzt auch durchaus nicht mehr der Fall. Ein sonderbares Ding mit dem Gewöhnen, Verwöhnen, Entwöhnen, wieder Gewöhnen! Die Spree, die bei unserer Ankunft mir wie ein ausgestochenes Kanälchen erschien, vom aufgerührten Moder noch schwarz gefärbt, ist wieder breiter und klarer geworden; unsre Stuben, die ich zusammengeschrumpft glaubte, haben sich wieder ausgedehnt; die profaische Frage: „Was wollen wir essen? was wollen wir trinken?“ — statt des Tischendeckdich — hat wieder einen harmlosern, minder widrigen Klang angenommen; ja und was das wunderbarste ist, sogar mehr Schüsseln

scheinen wieder auf dem Tischchen zu dampfen als in den ersten Tagen — und es ist doch wahrhaftig nur Einbildung! So geht es also mit den Gewohnheiten; nur das Herz, das treue Herz steht über Zeit und Gewohnheit und hat seine ewigen Besitze und seine ewigen Verluste.

Ich soll Sie auch nie und nirgend vergessen, dafür haben Sie gesorgt. Gestern war ich in einer großen Theegesellschaft, und drolliger Weise hatte ich das Kleid von Dunkel Louis an, Schälchen von Ihnen, — (da es Abend war, das liebe blaue Reisemäntelchen obendrein) — von der sorglichen Tante Amalie Schuh, Uberschuh und Schnalle, von Nikolai die Ohrringe, von Alexander den Ring, — und das Kästchen vom langen Better bei mir zum Arbeiten; so trug ich gleichsam die Uniform meines inneren Bekenntnisses. Ich mußte viel erzählen und that es recht gern. Unsere Reise ist wirklich fast Stadtgespräch geworden. Alle erwarten von Heinrich etwas und drängen ihn. Gott gebe, daß er so frisch bleibt! Man wundert sich sehr über sein verändertes Aussehen; auch fühlt er wirklich die Bibliotheksluft nicht halb so auf sich einwirkend, und so ist ja Alles gewonnen.

Sie aber mögen auch frisch und gesund bleiben und unser eingedenk. Geben Sie an Alle meinen warmen Herzensgruß von Ihrer Sie innig liebenden und hochschätzenden

Charlotte.

Fürst °°°, der heute bei uns war, läßt Dunkel grüßen.

Werden Sie glauben, daß ich jetzt zum ersten Male in meinem Leben wahrhafte Mondficheln, wie der Araber es nennt, an den Fingern gewinne? Ich trage nämlich den Ring Alexanders als den schützenden Talisman gegen — wie soll ich mich nur zart genug ausdrücken? — gegen das, um mich Heinrichs-gemäß auszusprechen, fingerschlankeitzerstörende Zahnnägelbesuchen (— im Orient ist nächst Salomonis Ring der Weltenspiegel Alexanders der unheilbewahrende Schutzpatron, und so möchte ich unserm jungen

Freunde freundlichst rathen, einmal recht ernstlich seine Finger zu bespiegeln, ob ihm aus dem wehmüthigen Reflex zerstörter Herrlichkeit nicht der schützende Talisman hervortauche —).

An dieselbe.

Berlin, den 22. December 1833.

Sicher haben Sie meinen letzten Brief erhalten, und schon wieder muß ich mich Ihnen ans Herz legen, theure Freundin Emilie! Wie greifen Sie doch wunderbar in die Ferne und wie leben Sie in mir fort, und wie erkenne ich Sie so ganz! Es giebt Naturen die lieben so stille, so seelig immer zu; wie Hohepriester walten sie über ihrem Gefühle — und ich schätze solche Naturen — warum muß ich sprechen von meiner Liebe? warum muß ich wissen, daß man's weiß? Ich ginge heute gerne zwölfmal statt sechsmal im Ramenoiostrowgarten mit Ihnen herum, ich hätte Ihnen so viel zu sagen! Wissen Sie, ich träume sogar von Ihnen. Neulich war es überaus lebhaft; wir machten alle zusammen eine große Partie, es war wie in einer fremden Stadt, wir beide gingen sehr weit hinter den Anderen her, Sie erschienen mir sehr bewegt, und ich wagte lange nicht zu reden; endlich gaben Sie mir aus Ihrem rothen Beutelchen einen Brief, ich kannte die Handschrift, Sie aber sagten: „der ist von mir;“ darauf war ich so bewegt daß ich weinen mußte. Ob das wohl eine Vorbedeutung, daß ich bald von Ihnen ein paar Zeilen erhalten soll? Sie versäumen doch Ihre täglichen Spaziergänge mit Madame Lohmann nicht? (bei Ihnen ist, wie man aus den Zeitungen sieht, helles Winterwetter, bei uns regnet es nun schon seit vielen Wochen) das Gehen bekam Ihnen immer so gut. Nähen Sie noch Halbsäume? Auf jeden Fall

haben Sie einige Stündchen Ihr Nähkästchen zur Seite, und obgleich ich dann selbst lieber in Ihrem Nähkästchen säße, so nehmen Sie wenigstens bei liegendes Büchelchen hinein und denken Sie dabei an

Ihre Sie innig liebende Charlotte.

Grüßen Sie jeden Einzelnen herzlich von mir; ich schreibe manchmal gern an Alle; ich habe auch für jeden ein kleines Andenken angefangen, aber ich bin nicht fertig geworden. Die gute Natalie ist sicher ganz tapfer wieder es ist doch Schade daß ich ihre Wohnung nicht gesehen, ich muß mir sie immer in den Zimmern draußen vorstellen. Grüßen Sie doch den guten Pap Klein und sagen Sie ihm, die Baudoin sei so weit, daß sie uns neulich überrascht habe mit ihrem Besuch. — Die kleine Pastorin zu Berndorf hat nun das fünfte Mädchen bekommen, und Buhl schreibt wahrhaft rührend ergeben wie er Gott danke für die Erhaltung seiner Frau.

An Amalie Iwanowna.

Den 29. Januar 1834.

Es mahnte mich während dieser ganzen Zeit, Ihnen, liebe gute Tante Amalie, einmal innig die Hand zu drücken. Hoffentlich sind Sie viel umgeben von den fröhlichen harmlosen Kindern unsrer Natasche; so denke ich es mir wenigstens gern für Sie. Ich habe Kinder bei großen Schmerzen schon wunderbar wirken sehen. Dieses reflexionslose, unbewusste, frische Dasein der Gegenwart, dieses ewig werdende, Fortschreitende wird auch auf Sie mild und heilend wirken; es ist ja das erfreulichste und interessanteste Schauspiel, und

und Hoffungsfaat zugleich. Wenn Sie aber am Abend der Stille bedürfen und sich heimkehrend in Ihr Ruhesesselchen begeben, dann möge Weikommen- des ein Kopfkissen für Sie werden und Sie mögen freundlich dabei meiner gedenken und sich überzeugen, daß ich recht oft an Ihre wahrhaft mütterliche Liebe und Sorgfalt gegen uns zurückdenke. Andere machen viel mehr Stiche, wirken viel mehr Blumen als Beweis des Danks, ich weiß es wohl, aber — lassen Sie mich es aufrichtig gestehen, ein großes Geduldskind bin ich in dergleichen Sachen nicht, das Blut strömt mir leicht zu Kopf und Herzen, und wie dergleichen Ausreden mehre klingen; nicht wahr, Sie nehmen deshalb den Willen, behandeln das Kissen nicht stiefmütterlich? — Leben Sie wohl, gute liebe Amalie, lassen Sie die Erinnerung an Ihren Theuren zur wohlthuen- den Verklärung werden! Frauen verstehn es ja vor Allen, sich mit dem Schmerze liebend zu versöhnen und ihn zu heiligen, und er trägt sie oft wie ein starker Freund über die sich aufdringenden kleinen Sorgen und Mühselig- keiten leichter hinweg. Heinrich grüßt Sie auf das wärmste!

Im innigsten Andenken Ihre

Charlotte Stieglitz.

An Alexander Stieglitz.

(Mit einem Elfenbein-Fäßchen Gummi Elasticum zum 6. September 1833 in Petersburg.)

Wüßte Ihnen dieses kleine Werkzeug zum Löschen — ein seltsam An- denklein — zuweilen dienlich werden. Auch das Leben hat seine Flecken, seine Bleistiftschrift, oft sehr unleserlich, und seine Tintenzüge. Erstere, mit der gummiartigen Elasticität des Geistes stark gerieben, zu verlöschen, thut oft sehr Noth, wenn nicht die schöne Sehkraft leiden soll. Vor den Tintenzügen hüte man sich; sie haben ihre kleine Ewigkeit; die Zeit nur macht sie all-

U a

mählig schärfer oder blässer. Ich gönne und wünsche Ihnen viele solcher, die Sie noch roth unterstreichen möchten. Von Herzen Ihre Cousine

Charlotte Stieglitz.

* * *

An Alexander Lubimowitsch.

Den 7. Mai 1834.

Lieber Alexander!

Nachdem wir beim Schlusse des schönsten Wetters (am anderen Morgen war es trübe und kalt) nach Sonnenuntergang des herrlichsten Tages am Fuße eines der lieblichsten Berge im Staube des Weges Abschied genommen, und wir nun stille vor uns hinschlendernd nur immer leiser und leiser noch das dumpfe Rollen des Wagens vernahmen, kamen wir endlich einsam in unserem Bären an und empfingen bald nachher einliegende zwei Briefe für Dich. Ich rief immer auf gut kindisch: „wo ist Alexander?“ und Heinrich erwiederte: „wo ist Sascha?“ und das wiederholt sich noch sehr oft. Es ist mir aber auch durchaus erst jetzt recht, als wärst Du unser einer geworden, als hätten wir uns innerlichst noch mehr verstanden; wir sprechen viel über Dich und auch wohl in Gedanken mit Dir.

An jenen Morgen auf dem Dache in Treptow denkend, fiel mir heute noch nachträglich ein, wie es meine feste Ueberzeugung ist, daß in jeder bedeutenden Natur in Erwägung einer großen Aufgabe nothwendig einmal Zweifel müssen entstanden sein; es ist gleichsam das erste durchdringende Verstehen dessen was man muß. Die eigentliche Menschwerdung, Charakterbildung, fängt eigentlich mit diesem Bewußtwerden erst an. Es ist diese Zeit der

Krise eine der interessantesten für den Beobachter. In einer tiefen Natur ist sie gewöhnlich mit Melancholie verbunden; die zurückgelegt bewußtlose Zeit ist der Schmerz; mir scheint es gleichsam die Nacht, aus der der Mensch erwachend das Licht erst begreift; ewiger Tag, und wir wüßten nichts vom Lichte. Lieber theurer Alexander, dieses drängt sich übrigens nur flüchtig zu dem hin, der einmal erinnerte, er sei der Herbst im Frühlinge. In Dir ahnde ich so recht das was ich Entwicklungskraft nenne, das eigentliche Leben im Menschen; die meisten sind im sechzehnten Jahre fertig und nun geht das Vegetiren an, sie erleben nur noch den äußeren Wechsel, Frühling, Sommer, Herbst, Winter. *)

Beim Nachhausekommen merkte ich etwas Geheimnißvolles an Heinrich; endlich mußte ich die Stube verlassen, und fand beim Hereintreten zwei noch geheimnißvollere Pakete bei hellem Licht auf dem Tische stehen; die große Papierscheere lag glücklicher Weise zur Hand; zwei Schnitte, und Alexander blickte aus jeder freundlichen Tasse, Topf und Dose, und wieder Alexander aus glänzendem Kästchen, zart gewählten Bändern, Gürteln, Handschuhen, Blumen, Schälchen. Es bedurfte nicht des Andenkens, das weißt du wohl; aber dennoch habe ich hier wieder bemerkt, wie leblose Dinge auch Leben gewinnen können; es lauscht in dem sonst gleichgültigen Material mit einemmale ein Inhalt, und darum sieht man es so gern und schmückt sich so gern damit.

Wo magst Du heute im Thüringer Walde herumschwärmen? Es ist ein wahrer Götterttag!

*) Auch darum scheint mir schon der große Kaufmann die glücklichste Stellung zu sein, daß er mitten im eigentlichen Weltgetriebe; er geht gleichsam mit dem Strom der Weltgeschichte; er überschaut; nirgends einseitige Abgeschlossenheit und Abgezogenheit; darin ist er am verwandtesten mit dem Dichter, der auch im Mittelpunkt des Weltganzen steht, dem nichts fremd sein darf. — — Doch wohin verliere ich mich da? —

Donnerstag, den 8. Mai 1834.

Heute Morgen blätterte ich in einem bei Weit herausgekommenen Buche (Leopold Schefer's Laienbrevier — ein reicher Schatz tiefer Gemüthsreflexionen —), und finde folgendes ganz Verwandte, das ich für Dich abschreibe:

„Dem Menschen sei ein jegliches Geschäft
So leicht als gleich; Denn Jedes gönnte ihm
Ein Mensch zu sein! Das ist die Sache. Wer
Gelebt hat, der hat viel gethan, der war viel,
Viel in der Halle dieser schönen Welt!
Drum denket würdig von dem Menschenleben,
Und würdig denkt von euch, ihr Lebenden!
Ein heiliges Wesen ist, wer diesen Aether
Einathmet! Unter diesen goldnen Sternen
Ist Niemand groß, noch klein, nur göttlich Alles!
Und Niemand ist gering, wer dieß erkennt — —“

Nun freue Dich auf Deiner Wanderung weiter an Deutschland und
kehre ein Welterfabrener glücklich zu Deinen Lieben zurück!

Deine treue Charlotte und Heinrich.

An ***

Sommer 1834.

(Fragment.)

Ich wag' es auf Ihr Belächeln hin, das noch ausführlicher zur Sprache
zu bringen, was man im conventionellen Leben nur schweigend empfindet,

schweigend übergeht. Indes, meine mehr als gewöhnliche Verehrung für Sie läßt mich auch hier das Ungewöhnliche wagen. Von dem ersten Augenblick an als ich die Freude hatte Sie in ° zu sehn, war mein Gefühl für Sie ein begeistertes. Unfre Gespräche am Abend bei der Nachhausefahrt nach dem wunderschönen Tage, den wir bei Ihnen verlebt, gehörten zu den lebhaftesten, die man nie vergißt. Sie waren mir ein Ideal. Nur Eines störte mich nicht gerade in Ihnen, aber mein Verhältniß zu Ihnen. Ich fragte nehmlich Stieglitz, ob Sie gewöhnlich weiße Glacée-Handschuhe im Hause trügen, und als er es bejahte, und meinte, er habe sich bald daran gewöhnt, seufzte ich wahrscheinlich; denn ich erinnere mich, daß er darauf mich frug, wie so ich irgend eine Wichtigkeit darein lege? — Ich legte darauf ahnungsvoll mein Glaubensbekenntniß nieder, daß nicht die unbedeutende Sache an sich, sondern das was damit zusammenhinge, nothwendig unser Verhältniß glaci- ren werde. In Berlin eingewohnt, wurden mir alle die sonst so ehrenwerthen Verhältnisse, die bei der Ungleichheit der äußern Mittel das einzig Erquickliche des freundschaftlichen Umgangs, dieß gleichmäßige Herüber und Hinüber, ausschließen, unerträglich; mich genirte es vielleicht, weil ich, obgleich väterliche Waise, im Hause meines Schwagers erzogen nicht gewöhnt war (hier fehlt etwas, das nicht ausgeführt ist) — — — — — Zu Ihnen aber wurden wir, fast möcht' ich sagen gegen unsern Willen, immer wieder von Neuem hingezogen, obgleich ich immer einen Damm hatte. — — —

An Frau Friderike Stieglitz in Arolsen.

Den 5. Februar 1833.

Zuvor die innigsten Grüße, meine theure Mutter, und alsdann zu unsern Geschäften. Ich bin zu mehreren Färbern gegangen, und dieß vorzüglich

wegen der Kante, um die es doch schade wäre, wenn sie abgeschnitten würde. Sie haben nun davon nichts geschrieben; ich glaube auch, daß man es seit einiger Zeit zu der Kunst gebracht hat, das Tuch und den Grund der Kante zu färben, und die Kante selbst frisch zu erhalten; es kommt da lediglich auf den Stoff an, je nachdem es schön wird. Ein Türkischer Shawl kostet auf diese Weise zwanzig Thaler, aber er wird ganz wie neu; ein Englischer kostet viel weniger; es kommt dabei auch auf die Größe an. Auf rothe Farbe, als die allerächteste und deshalb schwierigste zum Färben, kann nur dunkelgrün oder dunkelbraun gesetzt werden, darin stimmen sie alle überein; zwischen diesen Farben also können Sie nun wählen. Schicken Sie das Tuch nur mit der Kante; die Leute können es doch am besten bestimmen, wenn sie es selbst sehen.

Daß Sie aber, mein Mütterchen, so bestimmt wissen, daß Sie Ihre Kinder nie in Berlin besuchen werden, glaube ich Ihnen nicht; Sie können gar nicht wissen, welche eine günstige Gelegenheit Sie noch plötzlich einmal uns zuführt. Sie sind noch viel zu jung als daß sich nicht unerwartet dieß auf eine leichte Weise machen könnte; ich wenigstens bin gar nicht gesonnen diese Hoffnung aufzugeben. Auf Ihre Frage nach meiner Gesundheit kann ich doch wirklich sagen, daß bis diesen Augenblick, Gott sei gedankt und erhalte es! der arge Winterhusten, der mich immer stark angriff, durch das Bad verscheucht und es somit mir so wie Heinrich sehr nützlich geworden. Von Leipzig habe ich viele Grüße für Sie; sie sind Alle ziemlich wohl. Vor Kurzem war ich Pathin bei dem zweiten Kinde, einem Töchterchen, meines Bruders; er ist sehr glücklich mit seinen Kindern; bis jetzt haben sie ihm noch nicht viel Sorge gemacht, was er um so mehr erkennt, da die beiden Schwestern so vielen Kummer und so vieles Leiden mit den Kindern gehabt, was ich ja auch so früh erfahren mußte, daß ich immer glaubte, Kinder und Krankheit und Kummer gehören zusammen. Gott sei gedankt, daß Schwesterchen Emilie, die liebe gute Frau Pastorin, auch das Glück mit den Kin-

derchen hat, daß sie gesund aufgewachsen; dieß ist doch das Wichtigste, denn erzogen werden sie gewiß vortrefflich. Grüßen Sie, mein Mütterchen, die lieben guten Buhls auf das innigste, und erhalten Sie mir Ihrer Aller Liebe.

* * *

An dieselbe.

Berlin, den 13. Februar 1833.

Wenn ich auch, meine theure Mutter, von ganzem Herzen danke, so theile ich doch auch recht innig die Bitte Heinrichs in seinem letzten Briefe, uns nichts zu Weihnachten zu schenken. Sind wir doch Ihrer vollen mütterlichen Liebe — erlauben Sie uns dieß wohl? — auch so auf das lebendigste überzeugt. Ja, wenn man nicht mit all diesen leidigen Anforderungen auf diesem Boden stände, ich hätte auch Heinrich längst überredet er möge den Bibliotheks-Gehalt einem Andern gönnen und sich mehr Muße, mehr Möglichkeit zu kräftiger Erholung. Ausgeführt muß es auch einmal werden; ich habe schon Manches dazu eingeleitet. Gesundheit und innere Frische ist das Höchste und Nothwendigste im Leben, die Grundbedingung zu allem Andern. Doch jene Erwähnung vorerst nur unter uns. — Unsern lieben Bernsdorfern, Emilie, Buhls, den Kindern, legen Sie uns ans Herz, und bleiben Sie uns in alter Liebe zugethan. Ihre

Charlotte Stieglitz.

* * *

An dieselbe.

April 1833.

Möchte Ihnen, liebe Mutter, meine Wahl gefallen; ich denke wenigstens sie ist ziemlich zweckmäßig. Das Kleid für Emilie kann rechts und links

getragen werden und ist deshalb ein sehr beliebtes neumodisches Zeug. Für Ihre beiden Kleider würde ich zu dünnem Futter rathen; vielleicht haben Sie alte Vorhänge die dünne genug sind; man thut es jetzt bei den dünnen seidnen Zeugen allgemein und hat dabei auch den Vortheil des Umwendens. Ich freute mich als ich das halbseidne graue Zeug fand, als das passendste was ich mir für den Zweck denken konnte; es sieht, wie mich dünkt, wie Seide aus, und Sie werden noch obendrein Staat in Pyrmont damit machen; auch ist es eine rechte Staubfarbe; Heinrich erinnert sich aus früherer Zeit eines solchen grauen Rocks bei Ihnen, und das sei sein Liebling gewesen.

Die Kleider übrigens haben noch ihren alten Schnitt, vorne nur ein Schnepphen; die Ärmel werden noch weit getragen. Einen Kragenschnitt lege ich aber bei, der ist verändert.

V.

Das Frühjahr 1834 war schön und warm. Blüten und Blumen, blauer Himmel, goldene Sonne, freies, frohes Wandeln in junger Lenzluft, hatten nie einen glücklicheren Eindruck auf Charlottens Sinn gemacht, als diesmal. Heinrich Stieglitz krankte schon sehr, aber sie hielt seine Zustände, wie manche andere vorübergegangene, noch für ungefährlich oder rein körperlich, daß noch keine geistige Besorgniß ihr nöthig schien. Es war herrlich, daß sie so sicher war in ihrer stillfröhlichen Art, und diesen irdischen Frühling noch mit vollen Zügen einathmete und durch tausend schöne Gedanken, denen sie sich ergab, feierte. Sie sagte es nun selbst unverholen, wie glücklich sie sei, im guten Verkehr und Gespräch mit Freunden, auf dem grünen Feld, in dem duftigen Gebüsch, wo ein Vogel sang. Wie oft hatte ich mit ihr davon gesprochen, daß sie etwas produziren und viel aufschreiben müsse, um ganz befriedigt und einträchtig zu werden. Denn das verlangte ihre Natur. Und jetzt, in diesem blüthenvollen, von Dichterträumen rauschenden Frühling, war ein schönes Gefühl ihrer bedeutenden Selbständigkeit plötzlich wie erwacht. Die Reime schlugen in ihr aus, ihr innerer Reichthum kam in Hülle und Fülle über sie, wie einem Kinde die Christbescheerung, und sie wußte nur immer noch nicht, wie das Alles bewältigen. Wir gingen oft mit einander spazieren, zuweilen ganze Tage zusammen auf dem Lande zubringend. Heinrich Stieglitz versank

dann oft schon allzu sehr in sich selbst, bald abseits gehend, bald wieder mit zu aufgeregter Theilnahme dem Gespräch sich zuwendend. Er war angegriffen, durch und durch ermattet, man sah ihm ein tiefes Leiden an, und wenn man ihn trösten wollte, kam er immer wieder auf den Gedanken zurück, daß er sich lieber von aller Welt zurückziehen werde, um als Waldeinsiedler in einer stillen fernen verborgenen Hütte zu leben. Jeder, der um ihn war, empfand es, wie schon die lebhafteste Sorge für ihn ihm die größte Liebe gewinnen mußte. Oft schlummerte der Ermüdete, beim Ausruhn auf Spaziergängen, dem hellen Sonnentage gegenüber ein. Aber Charlotte lächelte auf ihn hin mit einem himmlischen milden Blick der Liebe, und drückte aus, es werde Alles schon gut werden. Sie besaß freudige Zuversicht, ließ durch nichts sich irre machen, verdoppelte nur ihr hülfreiches, mildthätiges Walten, und blickte stark, von der eignen Kraft im Busen gehoben, ins Leben vorwärts. In Tegel saßen wir an dem schönen, großen, düstern See, auf dem Rasen. Stiegliß war wieder eingeschlummert, und Charlotte blieb wieder ungetrübt in ihrer sorgenden und doch unbesorgten Liebe. Wir sprachen sehr eifrig, und recht aus der Mitte der beziehungsreichsten Gegenstände heraus. Sie erzählte von ihrem vergangenen Leben, sie machte Pläne für die Zukunft, und nahm sich vor, über die merkwürdigen Kinderjahre, die sie gelebt, einen Aufsatz niederzuschreiben, dem sie den Titel: „Meine Kindermemoiren“ geben wollte. Dieser Plan war herrlich, wurde verfolgt und dringend bestätigt. Es knüpften sich die ernstesten und heitersten Betrachtungen daran, und dann verlor sich wieder das Gespräch bis auf die Tagesgeschichte und die französische Politik hinab. Die Sonne trat über den See. Man konnte bis in den spiegelreinen Grund der Welle hineinblicken, wo die blickende Muschel träumerisch den Sonnenstrahl empfing. Der Himmel hing wie eine blaue Hyacinthenglocke über der Erde. Die Gräser wiegten sich im leisen Gedankenspiel der Lüfte, und hielten die Ruhe des kühlen stillen Waldes, dessen schwarze Fichtengesich-

ter sich nur halb erhellt hatten. Es war der letzte heitre Tag, den Charlotte in Berlin erlebte.

Die drohenden Vorboten, die sich gezeigt hatten, blieben nicht ohne die finsterste Erfüllung. Aber es ist schwer, ja fast unmöglich, einen Krankheitszustand, wie er in Stieglitz losbrach, völlig zu beschreiben. Hier war bald der Körper krank, weil die Seele krank, bald die Seele, weil der Körper, und Beides fand gleichmäßig und gleichzeitig Statt. Ueberreiztes Nervenleben hatte einen an sich starken und überkräftigen Organismus mit sich selbst überworsen und die Psyche an die verzerrten Launen des Bluts mitüberliefert; und ein unbefriedigtes geistiges Streben, welches die Herrschaft im Höchsten wollte, ohne noch klar geworden zu sein über Ziel und Mittel, quälte sich unnötig mit einer feindlichen Stellung zur Welt ab, die eigentlich kaum da war. So entstand ein immer loseres Herausfallen aus dem Gleichgewicht des Lebens, ein Unwirksamwerden selbst des besten Glücks und der schönsten Nähe, eine sich selbst verkennende Existenz, die unruhig, aufgewiegelt und mit Allem, dem Kleinsten wie dem Größten, zerfallen war, sie wußte selbst nicht warum. Diese sich übernehmende Stimmung charakterisire zuerst ein Gespräch, das Beide am 9. August 1834 mit einander führten, in welchem Jedem der eigenthümliche Wortausdruck genau gelassen ist:

(Im Garten.) H. St. „Wie auch nur der entfernte Blick, die leise Aussicht durch eine Ritze nur aus einem Kerker in das Lebenslicht der Freiheit, der geahnte freie Athemzug erquickender Luft im eignen Element schon das Herz befreiend löst und somit heilend auf den schwerleidenden Körper zurückwirkt! — Ja, laßt mich nur das Leben erst, die Welt und ihre Erscheinungen wieder mit dem göttlichen Uebermuth, dem seligen Hohn der Gesundheit betrachten — ach, langentbehrte Rosi! — dann werd' ich wieder ich selbst, dann werd' ich wieder athmen, lieben, Mensch sein, und gestalten können, dann halt' ich wieder mit urkräftiger Span-

nung mich ans Leben, das ich nun seit so lange schon wie Nichts geachtet und um ein Geringes leicht dahingegeben hätte!" —

Charlotte. (bewegt) Bester Heinrich, warum nur immer so verwegen, so gewaltsam stürmend? — Muß ich Dir predigen, und hast es selbst so siegend ausgesprochen! Halt Dich doch einmal an Deine eignen Worte:

Wag' es, Dich gläubig hinzugeben
Der sichtbar unsichtbaren Macht,
Die tief im Schooß der Knospe wacht,
Die schwellend mit urmächt'gem Beben
In sich verschließt das junge Leben,
Das spät, das früh gewiß erwacht —
Wag's, ihr Dich liebend hinzugeben!
Du weckst mit eit'lem Widerstreben
Nur selbst Dir Nacht! — —

H. St. Ich will nicht länger mehr die verstimmte Leyer, ich will der stimmführende Spielmann sein, der Ernst und Spiel zu mächtigen Accorden eines Weltchors vereint! —

Charlotte. (mit ruhiger, sehr fester Stimme.) „Wag' es, Dich gläubig hinzugeben!" —

Die Krankheit Heinrichs wurde immer empfindlicher auch für das Gefühl der herrlichen Frau. Sein Zustand, der sich besonders in quälerischen Seelenstimmungen äußerte, war ihrem Sinne so peinlich, daß sie einige Wochen lang die Stube verschloß, um ihn in dieser Weise vor Niemanden sehen zu lassen. Alles hätte sie dulden und tragen mögen mit ungebeugtem Muth, nur nicht, daß sein Geist in finstere und unfreie Bande geschlagen würde. Dies Eine abzuwenden, erbat sie herzlich und flehentlich von Gott. Wenn man mit ihr davon sprach, traten ihr große Thränen in die lieben Augen.

Eine Brunnenreise nach Kissingen wurde beschlossen, die auch für Charlotte nutzbar sein sollte, da ihre eigene Gesundheit litt und drohte. Aber an sich selbst dachte sie nicht, wie immer zu wenig. Zwei Briefe, in welchen sie selbst den Krankheitszustand ihres Gatten beschreibt, sind bemerkenswerth.

An den Obermedicinalrath Stieglitz, in Hannover.

Berlin, den 30. Juni 1834.

Hochgeehrter Freund!

Möge ein innigstes Vertrauen rechtfertigen, wenn ich mich auch einmal unter die Vielen mische, die Ihres Rathes und Trostes bedürftig sind, und im eigentlichen Sinne meinem Herzen dadurch widerspreche, das Ihnen gerade nichts als Unangenehmes und Erfreuliches melden möchte!

Mich tröstet aber eben dabei, daß es kein neues Ungemach ist, von dem ich sprechen will, sondern die alte Hydra, Heinrichs immer wiederkehrendes Nerven-, oder vielmehr Blut- und Unterleibsleiden, an dessen Vielköpfigkeit wir von Zeit zu Zeit gar arg laboriren, und von dem Sie ja längst durch ihn selbst wissen. Es greift aber zu störend in seinen ganzen innern Menschen ein, als daß ich nicht noch einmal den Versuch wenigstens machen sollte, Ihnen, innigst Verehrter, den krankhaften Zustand, soviel es eben aus der Ferne möglich, vorzuführen. Wir wenigstens bauen auf Ihren ferngegebenen Rath mehr, als auf den der allernächsten Nähe.

Daß H. zeitweise ganz gesund sein kann, davon haben Sie ja Resultate. Vorigen Sommer wurde er in Petersburg (mit der Seekrankheit fing die Veränderung an) ein durch und durch gesunder und erstärkter Mensch,

nachdem wir vorher eine sehr schlimme Zeit verlebt. Diese wohlthätige Wirkung der Reise und des Aufenthalts dort, meist im Freien, hat den ganzen Winter, einige Wochen ausgenommen, angehalten, bis zum Frühling, wo ich die letzten Tage von Alexanders Hiersein schon bemerkte, daß er anfang nur noch mit einigen Gläsern Wein bei Tische sich gewaltsam aufzuregen, um durch seine plötzliche Hinfälligkeit kein Vergnügen des lieben Gastes zu stören. Nach Alexanders Abreise, wo er noch dazu mehrere Stunden auf der Bibliothek nachzuholen hatte, trat eine gänzliche geistige und körperliche Abspannung ein; die Bibliothekgeschäfte griffen ihn fürchterlich an; er schleppte sich mühsam nach Hause, wachte unerquickt vom Schlaf des Morgens auf, hatte immerwährend am Tage Neigung zum Schlafe; hatte oft Hunger, sogar Heißhunger, und des Mittags doch eigentlich keinen Reiz zum Essen; ein Gefühl der Erschlaffung im ganzen Körper, und eben so im Geiste, daß er kaum die leichteste Lectüre aufzunehmen im Stande war; dazu Angst vor dem Sprechen mit Menschen, selbst mit den genauesten Freunden. Dieser passive, nur schlaffe Zustand, von dem in solchen Zeiten sogar seine Haltung etwas annimmt, mochte wohl vier Wochen dauern; dann wechselte er mit großer Aufgeregtheit ab. Beklommenheit, Verwirrung, tödtliche Unruhe steigerten sich nun vorzüglich in geschlossener Luft bis zum Entsetzlichen; H. klagte dann bald, das Blut quäle sich durch die Brust und presse ihm fast das Herz ab, bald trat Schwindel ein, bald eine Art brennendes Gefühl im Unterleibe, immer aber Verdampfung des Geistes. Völliger Lebensüberdruß mitten durch das Anerkennen, wie glücklich er sein könnte. So traf ihn auf der Bibliothek Hr. Dr. Strahl, von dem H. gehört daß er mehrere Unterleibsleidende glücklich kurirt. Dieser gab ihm (voraussetzend, es sei die tägliche Forderung der Natur bei H., obgleich regelmäßig, dennoch für seinen Organismus nicht hinlänglich) auf acht Tage täglich zu nehmende Alopillen, und hat ihm nach diesem Erdbeeren mit einem Löffel Rothwein für Abend und Morgen, und nur des Mittags kräftiges Fleisch und ein Glas Rothwein empfohlen.

Obgleich nun H. wirklich seitdem erleichtert vom Andrang zu Kopf und Brust und geistig und körperlich doch wieder etwas sich ermunterter fühlt, so macht mich dieses gerade so recht aufmerksam auf die muthmaßliche Quelle seines Nervenleidens, auf den Unterleib. Wird dieses Obstgenießen, obgleich es ihm Erleichterung schafft und er des Abends jetzt kaum etwas anderes vertragen kann als Erdbeeren und ein wenig Semmel, des Mittags aber nicht einmal junges Gemüse, sondern nur Fleisch und Kartoffeln sehr mäßig, wird dieses Obst, meine ich, nicht auf die Dauer die Verdauungsorgane noch mehr schwächen? (das Gefühl der Erschlaffung verläßt ihn wenigstens noch nicht) oder sind Sie mit diesem Gange zufrieden? Da H. nämlich noch niemals Brunnen getrunken, oder sonst eine ernstliche Kur gebraucht, so geht eben meine Frage dahin, ob es Ihnen nicht doch nöthig scheine, etwas Ernstlicheres noch vor dem Winter zu thun, vor dem ich mich unter diesen Umständen wahrhaft fürchte, weil da immer noch zu den anderen Plagen die abgestorbenen kalten Füße hinzukommen, die durch gar nichts Außerliches zu erwärmen sind, und wobei der Blutandrang nach den oberen Theilen nur immer mehr sich steigert. Das tägliche kalte Bad (im Winter im Schneiderschen Schrank, im Sommer im Fluß) erfrischt zwar so, daß H. meint, er könne es nicht leicht entbehren, aber es hält in seiner Wirkung nicht mehr so vor als früher. An Entzündung der Augenlieder litt er vorigen Winter viel. Seine Gesichtsfarbe, obgleich immer blühend, scheint mir zuweilen etwas gelblicher, die Züge sind oft erschlafft, und das innere Auge scheint mir auch dann und wann verschleierter und weniger klar und hell. Vor anderthalb oder zwei Jahren zeigten sich fast monatlich Hämorrhoidalblutungen, die seitdem verschwunden zu sein scheinen; leise Rückenschmerzen haben sich jedoch von Zeit zu Zeit immer noch eingefunden.

Was Heinrich an geistiger Thätigkeit dabei verliert, ist unberechenbar und um so wehmüthiger, da er so gerne schafft und vorwärts strebt. Dieser Schmerz beugt ihn so tief, daß ich Alles aufbieten muß, um ihn nur wenig-

stens bessere Zeiten hoffen zu lassen. Es ist dieß ja auch der eigentliche Grund, warum es mit dem Schulunterricht nicht fortging und warum er sich noch weniger an der Universität habilitiren konnte. Zwei Monate hätte vielleicht vortrefflich gewirkt, und den dritten oder vierten wäre er vielleicht seines Geistes nicht mehr mächtig gewesen; ich erinnere mich schrecklicher Stunden damals bei der Heimkehr vom Gymnasium, an die ich nicht ohne Grausen zurückdenken mag; denn es schien diese gezwungene Aufgeregtheit in solchen leidenden Perioden ihn dem Wahnsinn nahe zu bringen, während er gegen in Zeiten, wo er energisch dichtet, das größte Wohlsein seinen ganzen Menschen durchdringt. Für diesen Sommer war er voller Pläne; nun Alles vernichtet und eine tiefe Melancholie bis zur Menschenscheu an die Stelle des sonst so freudig Schaffenden und klar ins Leben Blickenden getreten.

Da haben Sie, innigst Verehrter, die Nachtseite unsres Lebens, die seit kurzem nur eben erst ein mattes Lämpchen wieder glimmt. Ich habe trotz des festen Vertrauens, es läßt sich auf diesen von Natur so starken und so verdorbenen Körper, wie er sich immer periodisch zeigt, noch so recht lebhaft wirken; und auf wessen Rath dürfte ich da vertrauensvoller bauen, als auf den Ihrigen?

Ich grüße Sie mit der wärmsten Verehrung und bin mit den besten Wünschen für Ihr und Ihrer Lieben Wohl Ihre von Herzen treu ergebene

Charlotte Stieglitz

An denselben.

Berlin, den 21. Juli 1833

Ihr Brief, mein innigst Verehrter, traf nach den letztverwichenen Tagen gestern Abend ein lieber, lieber Gast bei uns ein. Heinrichs Auge glänzt

wieder einmal lebendig auf; ja, er fing sogar an die Scherben zerfallener Hoffnungen hastig wieder zusammenzuraffen, daß es mir wahrhaft rührend war. Er ist in der That tief krank, und wenn man ihn so genau kennt wie ich, so muß man sogar fürchten, daß er es weit mehr noch psychisch als physisch ist, wenn ich nicht doch glauben müßte, es sei nur der Reflex körperlicher Leiden. Nach einem plötzlichen Anfall von Ruhr, die ihn neun Tage bettlägerig machte und bei der vorzüglich Galle immerwährend, wohl fünfzigmal des Tags, sich abschied, ist an die Stelle der beängstigenden Spannung (umso mehr, da doch immer noch eine nicht unbedeutende Absonderung statt findet — vielleicht auch mit wegen der großen Hitze — die der Wirkung des Carlsbader Brunnens nicht nachstehn mag) eine Schwäche des Geistes und ein Heruntergestimmtsein eingetreten, das, wenn der Rissinger Brunnen und die ganze Veränderung der Luft und Umgebung nicht Wunder thut, Sie in Heinrich freilich einen ganz andern Menschen wird finden lassen als Sie vielleicht erwartet; sein Gedächtniß fängt sogar an zu leiden; genug, er ist nicht er selbst mehr. Und dennoch meinte er neulich in einem ganz ohnmächtigen Zustande, er fühle sich in Vergleich zu den frühern Spannungen wie im Himmel. Schade nur, daß er sich bei der Reconvalescenz nicht gehörig abwarten konnte, sondern im eigentlichsten Sinne aus dem Bette in die Bibliothek gezogen wurde, weil man ihm bei der Masse sich anhäufender Geschäfte, die bei der großen immer wachsenden Concurrnz vornehmlich in dieser Hitze seinen Collegen unerträglich wurde, Aufforderung über Aufforderung zukommen ließ, doch seinen Posten baldmöglichst wieder einzunehmen — wahre Schlachtauforderungen! — bis man ihn so bleich und invalidenhaft ankommen sah, daß man ihm widerwillig Erlassung des currenten Geschäfts und ein Schutzgeleit anbieten mußte.

Wenn ich aber an voriges Jahr zurückdenke und an den merkwürdigen Umschlag von Heinrichs ebenfalls nicht unbedenklichem Zustande durch die Reise, so mögen Sie erwägen, wie auch ich gestern Abend durch Ihren lieben,

E c

theilnehmenden Brief erfrischt wurde und im eigentlichsten Sinne wieder einmal frei aufathmete. Schade nur, daß Krankheit uns die Freude bereiten muß, Sie und Ihre Lieben wieder einmal zu sehen, und zwar länger als es damals möglich war. Indesß denk' ich, Sie sollen nach der vierwöchentlichen Kur und der belebenden Reise schon einen ganz andern Heinrich wiederfinden, den alten, frischen Menschen, der er immer bei längerem Aufenthalt im Freien wird. —

Den ersten August. Mitten im Schreiben sandte mir Heinrich gestern von der Bibliothek einen Brief Ihres herrlichen Bruders, worin er uns denn auch unbedingt auf Ihren Rath hinweist und meint, wir sollten nur Alles sorgenlos thun, was Sie, Theurer, vorschlägen, sei es nun Bad oder sonst eine längere Reise, selbst wenn die Stelle dabei auf dem Spiele stände. „Setze sie aufs Spiel, auf meine Verantwortung, was die Zukunft betrifft!“ fügt er noch hinzu. Nun weiß es Gott, wie ich in mancher schlaflosen Nacht mich mit dem Gedanken herumgewürgt, ob es denn keinen Ausweg gebe, Heinrich von dieser mit der Zeit so verzehrenden Stellung loszubringen. Alle nähern Freunde, die ihn oft bald in ganz ohnmächtigen, bald in ängstlich gespannten Zuständen auf der Bibliothek getroffen, haben es immer gewünscht; kürzlich noch Professor Steffens, der, wie seine Frau in diesen Tagen mir sagte, selbst einmal nach Petersburg deshalb habe schreiben wollen, weil er fest überzeugt sei, daß H. sich in dieser Doppelanstrengung bei seiner Constitution nothwendig aufreibe. Ich habe es freilich nun schon mehrmals erlebt, daß selbst nach der entschiedensten Erholung, wobei er ganz und gar genesen und die alte, frische Jünglingsnatur wiedergewonnen zu haben schien, doch nach kürzerer oder längerer Zeit (vor zwei Jahren nach dem Seebade schon nach fünf bis sechs Wochen, im vorigen Winter doch nach eben soviel Monaten) wieder in den alten, bösen Zustand zurückfiel. Mein Wunsch und Plan war längst, da ich ihn so unrettbar sich aufreiben sah, die Stellung mit ihren äußern Vortheilen zu opfern, und mit dem Wenigsten,

wenn es auch noch so schwer halten sollte, uns begnügend mit Heinrich an einem kleinen Universitätsort zu leben, wo die Mittel geistigen Fortschreitens so wie gebildeter Umgang ihm nicht fehlen und eine heitere, seinem Wesen angemessene Bergnatur bei besserer Ruhe ihn besser gedeihen ließen. Er aber, so neubelebend und aufrichtend ihm dieß manche Augenblicke auch einleuchtete, wollte doch nie entschieden in den Plan eingehn, obgleich er sehr wohl einsah, daß nur auf diesem Wege völlige Rettung, nur auf diesem Erhaltung seiner bessern Kräfte seinem eigensten Berufe möglich wäre. Es war diese Erwägung oft der Gegenstand heftiger Schwankungen und lebhafter Diskussionen unter uns. Und allerdings ist es immer ein schwerer Kampf, wenn die Individualität aus physischem oder psychischem Bedürfniß gegen die Anforderungen des Allgemeinen ankämpfen muß. Wie manche edle Individualität hat sich aber schon daran zerrieben, weil ihr nicht der gute Genius zur rechten Zeit kam! — Gerade über diesen Punkt möcht' ich ausführlich mit Ihnen, verehrtester Freund, sprechen; ich möchte Sie sogar bitten ihn selber dazu zu bestimmen, wenigstens zum Versuch vorläufig einen längeren Urlaub zu nehmen von ein oder zwei Jahren, wobei er dann mit Beibehaltung der Hälfte seines Gehalts (wie es auch gegenwärtig geschieht) einen Stellvertreter stellen würde und einmal prüfen könnte, wie seine Gesundheit und sein Schaffen sich in dieser Lage verhielte. Man wird auf diese Weise klar darüber werden, ob die Meinung richtig ist, daß dies die Hauptursach seines immer wiederkehrenden Uebels sei, ohne daß darum schon die Brücken abgebrochen wären. Auf diesen Gedanken eines vorläufigen längern Urlaubs, der den hiesigen Staatsgesetzen gar nicht unangemessen sein soll — natürlich, wenn es der Arzt für gut hält — hat mich gestern Dr. Strahl gebracht, als ich nach Empfang des Briefs aus Petersburg durchaus schon jetzt abbrechen zu müssen glaubte, um den verderblichen Hintergrund gleich zu zerstören; er sagte mir auch, daß er deshalb an Sie geschrieben und, so wie er die Sache sähe, nicht an Ihrer Einwilligung zweifle. Sie werden mich, Verehrtester, um je-

nes raschen Entschlusses Willen nicht für zu stürmisch und übereilt halten, wenn Sie erwägen, daß dies nicht etwa die Eingebung eines flüchtigen Augenblicks, sondern das Resultat langer Kämpfe und vielfach wiederkehrender Schmerzen ist. —

Doch schon allzusehr habe ich Ihre Geduld geprüft; verzeihen Sie, Verehrter. — Vom Hofe herauf tönt eben ein rührender Leierkasten und erinnert mich zur rechten Zeit, wie leicht der Mensch in Leiden leiert; ich möchte Ihnen jetzt gleich ein andres Ständchen unter klingendem Spiel bringen können, wie es für einen Badegast zuträglich ist. Möchten Sie doch recht gesund zu Ihren Lieben heimkehren! —

— — Mit Seite 254. Theil I. der Rahel'schen Briefe freuten wir uns wahrhaft kindisch. Ich dachte lebhaft an den Eindruck, den Er gerade dreißig Jahre später — im Frühling 1832 — beim Hereintreten auf uns machte. Wir sind nach Ihren Bemerkungen nun noch begieriger auf die neu hinzugekommenen Briefe geworden. Es ist in dieser Rahel eine solche spontane Lebendigkeit des Geistes, daß man sich ihr nicht anders als einem Lebenden in Zustimmung und Widerspruch gegenüberfühlt. So könnte ich eine wahre Geschichte meiner wachsenden Freundschaft zu ihr nachweisen, wie sie sich aus Abstoßen und Anziehung immer mehr und mehr verinnigt hat.

Und nun sage ich Ihnen für heut ein inniges Lebewohl und den wärmsten Dank für Ihre liebende Theilnahme. Wir werden, da die Folgen jener Gallenruhr doch nun erst gänzlich beseitigt sein müssen und auch manches Einzelne noch zu besorgen ist, nicht vor dem 15ten dieses von hier nach Rissingen abreisen. — Ich beeile mich diesen Brief zur Post zu senden, ehe Heinrich von der Bibliothek zurückkommt, da ihm Alles seinen Zustand Betreffende in diesem Augenblick, wo er sehr geschwächt, nicht zuträglich ist. Sie verzeihn ihm auch wohl diesmal sein Schweigen, da ihm das kleinste Blättchen

Mühe macht. Ich denke, er soll Ihnen in gesunden Tagen dafür erfreulichere Briefe schreiben.

Mit der innigsten Verehrung und Liebe Ihre ergebene

Charlotte Stieglitz.

P. S. Da mir voriges Jahr in Petersburg der Rissinger Magozi wohlthätige Erleichterung verschaffte und einen bessern Winter bereiten half, jedoch gegen das Frühjahr hin seine Wirkung verlor, so hab' ich seit etwa vierzehn Tagen wieder angefangen, in einem nahe liegenden Gärtchen künstlichen, eine halbe Flasche des Morgens, zu trinken. Da wir doch nun einmal an die Quelle kommen, so hoff' ich auch für mich noch eine wirksamere Hülfe von dem dortigen Gebrauch. Wie unbedeutend kommt einem doch aber eigenes Körperleiden vor — und die einseitige Thätigkeit der Verdauung scheint bei mir gestörter als bei Heinrich — wenn man neben sich ein tiefes Seelenleiden sieht! — Auch müssen bei H. die Grundursachen viel versteckter liegen und complicirter sein, da der Zustand ohne eigentlich merkbare organische Störungen so heftig und andauernd eintreten kann. In den letzten Monaten wurd' es ordentlich zur fixen Idee bei ihm, in einem Klostergarten seine Tage hinzubringen, wo keine Glocke ihn von dem Verfolgen seines eigensten, innersten Berufs abriefe; manchmal meint er sogar — er, dem Freiheit Lebensluft ist! — Gefangenschaft sei beneidenswerth; da könnte man doch ungestört vollbringen, wozu es einen dränge. Und allerdings sind bei seiner Constitution die Stunden der Freiheit nach dem Geschäft nur Stunden der Ermattung, was denn freilich seinem nur im Fortschreiten befriedigten Geiste Stoff und Nahrung genug zur Melancholie giebt. —

Auf der Reise nach Rissingen bewährte Charlotte treuer Liebe Kraft und Wunderthun mit erstaunenswürdiger Ausdauer. Wie sie für ihn sorgte, schaffte, Alles betrieb und unermüdet bedacht war, ihn ruhig und sanftbetend unter ihren Flügeln zu tragen! Denn der arme Freund war wie krankes Kind geworden, das muthlos und verzagt ist bis in den Tod. Er verstand nichts mehr für sich selbst thun, und wenn sie in eine Stadt kam, wo nicht gleich ein Gasthof sie aufzunehmen gefunden war, stand er auf der Straße still, und weinte. Oder es ergriffen ihn auch wieder die Ausfälle seines Temperaments, die ihn beherrschten. Aber in solchen Drangsalen zeigt sich die heldenmüthige Seite in der weiblichen Natur. Geistesgegenwart, scharfer praktischer Verstand für jedes Verhältniß, Umsicht, rastlose Thätigkeit und Geschicklichkeit, treten als der Frauen mächtigste Tugenden dann hervor. Und Charlotte hatte diese in einer schwierigen Lage und an einer Aufgabe zu beweisen, wie sie kaum jemals der größten Heldenkraft gestellt worden wäre.

In dem annuthigen Rissingen flochten sich einige schöne Tage und Stunden in diese dunkle Zeit, welche wie schwarze Ahnung eines ungeheuren Verhängnisses dahinwandelte. Charlotte war immer gutmüthig genug, und ließ sich gern dem freudigen Moment zu überlassen, wo er nur einmal ein Sonnenblitz durch den umwölkten Lebenshimmel warf. Ließ sich dem Schicksal

sal nur eine ferne glückliche Witterung abgewinnen, so war sie selbst schon nicht nur glücklich, sondern auch beglückend in ihrer Nähe. Die in der Spätsbadezeit noch zurückgebliebene Gesellschaft bot einen ausgewählten Kreis angenehmer Bekanntschaften und Berührungen dar, woran sich manche gesellige Freude knüpfte. Aber Charlotte hatte ernste Pflichten und Beschäftigungen im Sinne, denen sie mit aufopfernder Anstrengung sich hingab. Es galt, die zukünftige Stellung ihres Gatten so zu sichern, daß er zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit für einige Jahre von allen Ansprüchen eines Amtes befreit blieb. Dies zu thun, leitete sie mit seltener Energie die nöthigen Schritte dazu ein, und führte eine Correspondenz nach allen Weltgegenden, an Minister und Geheimeräthe schreibend, um die Erlangung dieses die schönsten Hoffnungen vorspiegelnden Zieles. So vollbrachte sie im eigentlichsten Sinne im Schweiß ihres Angesichtes ihr Tagewerk, und dabei sie selbst zu denken, mit ihrer zarten Natur, die nur im Stillen und in der Ruhe gedeihen konnte, und mit einem angegriffenen Körper, der selber der sorgfältigsten Pflege bedurft hätte. Hier legte sie den Grund zu einer Erschöpfung ihres ganzen Wesens, die erst nach der Rückkehr in Berlin empfindlich und bedenklich hervortrat. Sie trug sich jedoch wahrscheinlich jetzt schon mit mancherlei auf's Aeußerste gehenden Plänen, wie sie dem erschütterten Lebensverhältniß einen letzten Stoß zu möglichstem Heil geben könne, und die Dämonen ihrer früheren Jahre flochten sich geschäftig wiederkehrend darin ein. In Kissingen, am 11. September 1834, sagte sie einmal Folgendes zu ihrem Gatten:

„Der Dichter ist wie eine Schlingpflanze. Mit ihm muß man in Eins verwachsen sein, oder es ist keine Gegenseitigkeit. Daher kann nur der ihm Freund sein, der an seinem Schaffen und Werden entschiednen Theil nimmt. Sobald dieser Freund nichts mehr von der Welt hat, wird er verkommen in sich, während der Dichter nothwendig fortschaffen, ausströmen, der Welt sich hingeben muß, nicht aber mehr

dem Freunde. Meine Stellung zur Welt ist mein Leben für D
Drum könnt' ich auch bei der tiefsten innigsten Liebe nimmermehr
Dir in einer Wüste allein leben ohne zu verkommen, weil ich Dir
nichts mehr sein könnte; und das wäre das Einzige, was
nicht ertragen würde. Dir muß ich wieder Alles sein, energ
durchdringend. Drum kann ich ordentlich mit einem Heimweh
Deine geistige Wiedergeburt hinblicken. Sie wird wiederkommen! ge
sie wird wiederkommen. Könnt ich nur, wie ich wollte, sie zu beschle
gen — und wär' es durch einen Kaiserschnitt — aber wenn
mißlänge?!" — —

In Rissingen gab die Anwesenheit des Professor Scheidler aus Jena zu mancherlei literarischen und wissenschaftlichen Gesprächen im kleineren Kreise Anlaß. Besonders betraf es mehrmals Rahels Briefe, über deren Bedeutung von verschiedenen Standpuncten aus geurtheilt wurde. Ein Brief Charlottens, der durch einige Mißverständnisse in solchen Unterhaltungen veranlaßt ward, möge hier seine Stelle finden.

An Professor Scheidler.

Rissingen, den 27. September 1834.

Es hat schon mehrere Male den Anschein genommen als wollten wir uns überhaupt wegen Rahels Größe streiten. Da wir sie aber Beide so hoch ehren, so muß ich fast lächeln über das grausame Mißverständniß. Sie sagten von einer Freundin die Ihnen lieb, „sie sei ein Stückchen Rahel“. — Darauf erwiderte ich: „warum ist sie nicht sie selbst? warum gerade ein Stückchen Rahel?“ — Gleich glaubt unser Freund, ich wolle Rahel damit angreifen, nimmt hastig eine große Sense und mäht lustig hinein in das Aehrenfeld strahlender Häupter. Ich aber wollte ganz einfach andeuten, daß ich ein Stückchen von etwas sein immer als etwas Erbärmliches an-

sähe und daß ich deshalb einem Freunde nichts Kränkenderes anthun könnte, als wenn ich ihn für ein Stückchen, und wär' es irgend eines Größten hielte. Das liebliche Beilchen ist eben so wenig ein Stück der tiefglühenden Rose als das Haideblümchen ein Stück des wunderbaren Lotoskelches. Ich für mein Theil will lieber eine Butter- oder Gänseblume sein und mich von der ersten hungrigen Ziege mit Kopf und Kraut verzehren lassen, wenn ich nur einmal ein Ganzes da gewesen bin; nur kein Blatt einer Rose oder Stengel eines Lotos! — Und Gott sei Dank! in dieser wunderbar reichen Menschenwelt giebt es auch Sonnenblumen und Nachtschatten, Dornen und Disteln dicht nebeneinander; Eine Luft und Ein Boden erzieht sie, und dennoch sie wachsen und werden ihre eigene Weise.

Bücher müssen nur der fruchtbare Dünger sein, aus dem, wenn eine gute Sonne uns bescheint, unser eignes Leben herauswächst. Ich verstehe und erkenne die Menschen nur als Individualitäten; schon die ganz gleichstehenden Knöpfe der Soldaten haben für mich etwas Kränkendes, wieviel mehr nun überhaupt die Massenkriege! —

Doch ich verliere mich beim Brunnen zu weit; Sie verstehn mich schon aus diesen Andeutungen heraus.

Guten Abend in Frieden!

Charlotte Stieglitz.

Nach fünfwöchentlicher Kur in Rissingen hatte Heinrich Stieglitz fast nichts gewonnen. Mochten sich auch durch die Einwirkung des Brunnens seine körperlichen Zustände etwas gelindert haben, so blieb doch die geistige Stimmung fortwährend in einer großen Zerfallenheit mit sich selbst, und arbeitete sich an Welt, Menschen und dem Besten, was er hatte, in unfruchtbarer Dual ab. Es war der Zwiespalt zwischen Geist und Körper, der dem armen Freund nie zu einer festen und sicher auftretenden Lebenseinheit sich löste, und der, zu idealistischen Extremen auflohernd, Beide unsäglich leiden machte.

In diesen Tagen sprach sie Folgendes:

„Die Welt erscheint mir erst jetzt recht heiter, seit ich sie einmal ganz aufgegeben, und nun drüberstehend sie betrachte und erhalte. Sie erscheint mir gleichwie im letzten schönen Abendroth, wie beim Sonnenuntergang sie verklärter daliegt.“ — — —

Und ein anderes Mal:

— „Die Aufgabe des Lebens ist die des Kämpfers in der Schlacht, immer todesmuthig, immer todesbereit, ohne doch erschossen zu werden, bis es zur andern Natur wird. Es wird schon der Moment kom-

men, wo Einer fallen muß. Mein guter treuer Kamerad, Du mußt vor in die Reihen mit doppelter Kraft und doppeltem Muth, wenn mich einmal die erste Kugel treffen sollte!" — — —

An einem der letzten Abende in Rissingen saßen sie auf dem Berge unter der großen Eiche. Heinrich war in wild aufgeregter Stimmung, und Charlotte versuchte, wie immer, die Geister zu zwingen und zu sänstigen. Als nichts mehr helfen wollte, begann sie, zu ihrem poetischen Genius sich flüchtend, ein Lied zu improvisiren, das sie ihm mit ihrer mächtigen Stimme sang, um ihn in Schlummer zu bringen. Nachher hat sie es sich mit Bleistift aufgezeichnet.

Sie singt ihn in Schlummer.

Rauschet, ihr Zweige,
Wehet, ihr Winde,
Säufelt ihm Fried' und
Kühlung ins Herz!

Rauschende Zweige —
Wehende Winde —
Mächtiges Dunkel —
Leitender Stern!

Ewige Sterne
Zittern durch's Dunkel,
Waldnacht erhellst ihr
Strahlender Glanz.

Engel des Friedens
Rauschen hernieder,
Säufelnde Harfen
Tönen darein.

Wie sich der Himmel
Leuchtend schon aufthut!
Heiliges Ahnen!
Selige Lust!

* * *

Sie reisten von Kissingen ab, und begaben sich, den Weg über Hessen nehmend, nach Krolsen, und von dort nach Hannover, um die Verwandten und Freunde zu besuchen. Heinrich Stieglitz, der sich seinem freundlichen Vaterlande Waldeck näherte und die Schlösser der heimathlichen Stadt Krolsen wieder vor Augen sah, empfand für den Augenblick wohl diese aufheiternde Mahnungen. Charlotte machte ihn auf die Bäume aufmerksam, die mit ihm angewachsen waren, und sagte: „Wenn Du hier an die Bäume klopfst, fallen, statt Eekern und Eickeln, Erinnerungen herunter!“

Aber die Stürme des Temperaments ließen ihm nie lange den Frieden, mit dem sich gute Stunden, in holder Geleitschaft der Liebe, wieder zu ihm heranschmeicheln wollten. Und darüber hat sie auf dieser Reise, neben ihm im Wagen sitzend, Merkwürdiges zu ihm gesagt:

— „Das Temperament darf nicht den Menschen spielen; sonst mag die Perspektive noch so tief sein, Du kannst nicht klar heraus schauen und die Welt spiegelt sich nicht klar in Dir. Mache Dich doch zum Herrn Deines Temperaments! Uebrigens, durch das Temperament in den Menschen zu schauen ist die Aufgabe, und insofern Menschenkenntniß nicht so leicht. Wir Frauen construiren uns mehr den Menschen; dieß das Vermittelnde in uns — darin aber soll der Dichter weiblich sein!“

Von Urolsen ging die Reise nach Hannover weiter, wo Beide, im würdigen Kreise der dortigen namhaften Verwandten, manchen trostreichen Tag verlebten, der das geheime Weh, das einmal wie mit dunkeln Prophezeiungen in ihre Gemüther gedrungen war, für Momente beschwichtigte. „Man lernt wieder sehr viel im Umgang mit diesen Menschen!“ sagte Charlotte in Hannover zu ihrem Gatten. „Mit dieser Gehaltenheit in diesem Maaß bleiben sie Einem immer interessant. Man muß es mit seinen liebsten Freunden so machen. Nicht, als sollte man nicht sehr herzlich sein, aber immer doch etwas geschlossen noch halten. Das ist das rechte Maaß. Du bist der einzige Mensch, gegen den ich ganz rückhaltlos offen bin; und dennoch hab' ich Ein Geheimniß vor Dir — Es betrifft Dich selbst, und wird einst vielleicht zu Deinem Besten sich entschleiern, wiewohl es etwas dunkel aussieht.“ —

Gegen Ende des November schickten sie sich endlich zur Rückreise nach Berlin an, mit ungewissen Hoffnungen des Genesens von einer Krankheit, die ihren Sitz in die Geheimnisse der Nerven und in die Eigenthümlichkeiten des Temperaments versteckte. Aber fröhlichen Muthes und lächelnd betrat Charlotte wieder die alte Wohnung, die nicht lange darauf der Schauplatz der entsetzlichsten Tragödie werden sollte, und rief dem entgegenkommenden Dienstmädchen scherzend zu: „Num, wie ist's gegangen? Bist Du brav geblieben? brauch' ich nicht mehr, wie im Anfang, zu sagen: spute Dich! — Frisch auf! Wir fangen jetzt ein neues Leben an!“ — —

Aber es kam anders, und kaum fünf Wochen später hatte sich die unbegreifliche Frau, in einem stufenweisen Fortschreiten der längstgehegten Idee sich zuneigend, — den Dolch in ihr Herz gestossen. —

Ehe wir uns zur Schilderung und möglichen Deutung dieser letzten Ereignisse entschließen, folgen hier Charlottens Tagebuchsblätter und Briefe, die ihr Sinnen und Denken bis in die letzten Wochen hinein vor Augen legen.

Tagebuchsblätter.

Niedergeschriebenes und Mündliches.

Den 16. August 1834, Sonnabends. Auf der Reise nach Riffi

Dem Schwane gleich, wird der echte Mensch immer reiner, weiser, schuldiger, entäußert sich immer mehr des Grauen. —

* * *

Sonnabend, den 16. August 1834, im Reifew

Die Menschen klagen soviel über bittere Erfahrungen, Zugrunde der Unbefangenheit, getäuscht Vertrauen — und dennoch, ist's nicht weniger interessant und lohnender, die Schriftzüge der verschiedenen Menschennatur zu unterscheiden als sie ineinanderfließen zu lassen? —

* * *

Den 17. August 1834, Sonntags früh, bei Annäherung Drea

Nur wo das Auge sich an Berge lehnt, ist der weidende Schäfer ein poetisch Bild; in weiter unbegrenzter Fläche verflacht auch er sich so jegliche Erscheinung.

* * *

Den 18. August 1834, Montag Nachmittags, beim Herannahen der Sächsischen Schweiz.

In Berlin ist man ordentlich abgesperret von der Natur; man sollte das Wort Natur dort gar nicht in den Mund nehmen. Wie anders hier! In der Natur habe ich wieder einen Begriff vom Verlieben; ich kann Dir immerfort entzückt ins Auge gucken; so warme Blicke hab' ich lange nicht gesendet! Und welch ein Gedanke, in der elendesten Hütte sich das Leben zu verschönen! Wein vor den Fenstern sorglich gezogen, und Blumen, und Obst —

• • •

Den 18. August 1834, Montags gegen Abend, in der Nähe der Bastei bei der Auffahrt von Lehmen aus.

Das Erwartungerregen und Spannen und Augenverschließen vor Erreichung eines Höhepunkts kommt mir vor, als sollte sich ein Brautpaar niemals einen Kuß geben vor der eigentlichen Vermählung. —

• • •

Den 20. August 1834, Mittwochs, bei der Fahrt von Teplitz nach Prag unter dem Millesehauer.

Sieh mal, Heinrich! Bergwolken oben, Bergwolken unten! Man weiß nicht, ist's Wolf, ist's Berg? Ist's Baum, Thal, Zwerg? —

• • •

Den 20. August 1834, zwischen Teplitz und Prag.

An dem Katholicismus riechen wir nur wie an einer Blume; zur Nahrung ist er uns nicht; wir bedürfen andrer, entschiednerer Kost, und finden sie. Zu Allem zwar was Form in der Religion, stehen wir auf ähnliche Weise; aber wir möchten sie fürs Allgemeine nicht entbehren.

• • •

Den 22. August 1834, in Prag, nach einem Besuch bei dem Maler Führich.
Menschen sind doch die Anker auf dem Lebensmeere; aber es müssen
die rechten sein. —

Den 21. August 1834, in Prag.

Hat nicht jeder Dichter seine Traumleiter, auf der ihm Engel auf-
und niedersteigen? —

Den 22. August 1834, in Prag auf der Höhe der Wlastaburg.

Dichter, höre! — Weihnachten ist der Kinderhimmel. Auf die Eröff-
nung der Thür oder des Vorhangs, hinter dem bescheert werde, wartet jeder
Blick, jeder Herzschlag. So harret mehr oder minder jeder unter uns, zu je-
der Zeit fast, irgend einer Erfüllung, blickt irgend einer Vorhangsentfaltung
mehr oder weniger gespannt entgegen. Und so bleiben wir immer Kinder,
und der klare, helllichtige Himmel bleibt in seinem Sternkleid der ewige
Weihnachtsbaum. Sie mögen noch soviel reflectiren über Ewigkeit, wir ste-
hen doch immer vor verschlossenen Thüren und gucken manchmal nur durch
Schlüssellocher, die noch dazu von innen verhängt sind. Frühmorgens hab' ich die
Bescheerung nie geliebt, immer nur Abends. Da war das Christkind mir so
nah. Die Pfaffen aber kommen immer mit ihrem gemachten Knecht Ru-
precht. —

Den 22. August 1834, auf den Höhen um Prag.

Die Berge zerstreuen, regen Neues an. Die in die Sandfläche guk-
enden Berliner reflectiren sehr viel. — Sand, Sand! rufen die Jungen
auf der Straße. — Und nun Adio, Grabschin! und ihr Stubenwanzen, ihr
kleinen Krokodile Bohemia's!

Den 24. August 1834 Sonntags. In Carlsbad auf der Promenade.

Wenn jeder auf der Brust das Herz trüge, das er drinnen hat, es müßte eine drollige Ordenschaft abgeben. Da würde man gewahren Steinerherzen, Wachs Herzen, verkohlte Herzen, Lederherzen, Lehmherzen, Flatterherzen, Doppelherzen, blutlose, formlose, plastische, romantische, herzlose, kurz eine unübersichtliche Musterkarte menschlicher und entmenschter Herzen. Heinrich, leg' Dich recht auf die Augenlectüre! Man muß nur ja scharf lesen, damit man die Handschriften nicht verwechsle! —

° ° °

Den 26. August 1834, in der Eremitage bei Baireuth.

Als Kind sammelt man Käfer, Muscheln, Schmetterlinge; später Menschen; und das ist das wahre Leben! —

° ° °

Ueber eine dortige Freundin.

Es giebt Augen, aus denen Musik spricht. Es giebt musikalische Blicke.

° ° °

Den 26. August 1834 Abends, bei der Durchfahrt durch das schöne Thal vor Würzgau, in tiefster Dämmerung. Rechts rauscht ein Waldbach, links abwärts ein Forst. Ein Müllerhund fällt den Wagen an.

Der Hund ist der echte Deutsche. Er bellt, springt an, läßt sich nicht schrecken durch die Peitsche, springt wieder an, dreht sich um sich selbst herum, gleichsam um sich zu zügeln und übriggroßen Eifer an sich zu halten. Aber nicht die wölfische Natur des augenblicklichen Anpackens. Der Hund steht für seinen Heerd; nur eine Strecke aus seinem Revier verfolgt er Dich; dann zieht er sich ruhig zurück, nur noch stoßweise nachbellend. Er ist gezogen, nicht im rohen Urzustande der Natur mehr, verständig, aufmerksam, getreuer Wächter, seinem Herrn folgsam zur Seite. Der Hund ist das deutsche Thier.

Die Aehnlichkeit des Affen zum Menschen ist mehr Scheinähnlichkeit. So ist der Russe auch der Anstelligste im Nachmachen, aber weniger entwickelbar. Der Hund ist, woraus der Mensch am meisten machen kann, und seine Aehnlichkeit ist gemüthlich. Was war *** als der treue Hund Goethe's? — Der Hund giebt seine Natur auf und schließt sich lieber an den Menschen. Er ist großmüthig, läßt sich von kleinen Kindern necken, geht lieber hinweg, als daß er ihnen was zu Leide thäte. Es wär' eine Aufgabe: die Philosophie des Hundes. —

* * *

Den 27. August 1834, auf der Fahrt nach Schweinfurt.

Gott, was muß das Ochsenvolt dumm werden, das immer ein Brett vor dem Kopf hat und dagegen drücken muß! —

* * *

Den 27. August 1834. im Maintal.

Das wäre das schönste, nur auszeichnen zu dürfen was es verdient und was es nur verdient. — Aber die Welt verlangt die Lüge. —

* * *

Den 28. August 1834, auf der Fahrt nach Schweinfurt.

Wie kann man sich ennuyiren, wenn man nicht ennuyant ist? —

* * *

Den 28. August 1834, bei der Abfahrt von Schweinfurt, nach einer zufälligen Begegnung mit der Frau Professorin Hegel.

Oh. Welche Verklärung im Schmerze, welche Versöhnung mit dem Tode in dieser edlen Natur! Diese Ergebung ist ein Höchstes, ist echtes Christenthum. Hättest Du die, mein Heinrich, es stände herrlich mit Dir.

Alles wäre gedoppelt und gesteigert, jede Kraft, jedes Vermögen geheiligt, unverleglich. —

H. St. Aber auch das Edelste des Heidenthums hat seine mächtige Berechtigung! Es giebt einen Eigensinn, den ich hochachte, wofern er nur vernünftig ist, der Eigensinn der Individualität. Dieser werde plastisch hervorgebildet zum Höchstmöglichen, nicht unterdrückt, nicht verschwemmt, nicht untergetaucht in ein Meer weichlicher Andacht. Ich will mir den Titanentrog nicht rauben lassen!

Ch. Der führt nicht zum Olymp. Er wird Dich vernichten. Doch nein! es wird anders mit Dir werden! —

* * *

Den 1. September 1834 Montags, in Rißingen.

Hier kann man sagen: Man trinkt wieder an der lieben Mutter Erde Brust. —

* * *

Den 2. September 1834 Dienstags, in Rißingen auf einem Spaziergang.

Frage: Ist nicht die Umgegend um Rißingen doch recht schön?

Ch. Ja, eine langweilige Schöne, eine trockne Schöne gewiß, ungeachtet des durchschlängelnden Thränenquells. —

* * *

Den 3. September 1834, Rißingen, Mittwochs früh, beim Erwachen.

Manchmal ist das Aufwachen gar nicht berechnet für dies Leben. Man kommt aus einem gänzlich Andern, einer Traumwelt, und soll sich nun für dieses die Strümpfe anziehen, den Zopf machen, sich zur Conversation anschicken, u. s. w. —

* * *

Den 5. September 1834 Freitags, bei Rißingen.

Der Esel hat doch eine wahrhaft verzweiflungsvolle Stimme, Ver-

zweiflung aus Ennui. Das Pferd wiehert muthig, das Schaaf blökt ruhig, die Kuh brüllt geduldig, aber der Esel schreit langweilige Verzweiflung.

Den 6. September 1834 Sonnabends, in Rissingen.

Der Antheil an den Polen gleicht dem an liebenswürdigen, verzogenen Kindern, denen man stets von Neuem Unarten zu verzeihen hat, und für die sich um dieser stets zu übenden Nachsicht willen der Antheil immer nur noch erhöht. —

Den 8. September 1834 Montags, in Rissingen.

Die Musik ist das ins Unendliche sich dehnende Reich, das uns willenlos in seine Wellen zieht. —

Den 10. September 1834 Mittwochs, in Rissingen.

Die Begeisterung ist das Gas des Lebens, das belebende Princip. Möchten wir unsern alternden Staaten davon einflößen können! Wie würden sie sich verjüngen!

Den 11. September 1834 Donnerstags, in Rissingen.

Man muß manchmal ordentlich sich selbst wieder heraussuchen — so polirt die Welt an uns. —

Den 14. September 1834 Sonntags, Rissingen.

Ist der Ragozi nicht ein vollendetes Gedicht? Bei dieser Fülle diese Klarheit! Gemüth und Geist, Tiefe und Reinheit im herrlichsten Verein. —

Den 14. September 1834 Sonntags, in Rißfingen auf dem Kurplatz. Als Professor Scheid-
ler sich bedauernd über einen bedeutenden Künstler äußerte, daß ihm eine frühere
allzuweiche Epoche anklebe.

Soll der Künstler denn frei von aller Epoche sein, oder nicht viel-
mehr seine Zeit zum höchstmöglichen Grade der Vollendung heben? —

Den 14. September 1834 Sonntags, Rißfingen. Zu H. St.

Du hast jetzt einen wahren Barometerwechsel der Stimmungen. Wir
sind alle recht an Dir, nur nicht das melancholische Jüchversinken. Das
bist nicht Du, und ich sinne immersfort auf eine Radikalkur dagegen; denn
dieses Unnatürliche zu häufig wiederkehrend muß Dich entnerven.

Dienstag, den 16. September 1834, Rißfingen auf dem Kurplatze, gegen Abend. Charlotte
nach einem hohen Abschiede, mit H. St. auf- und abgehend:

Nein, Heinrich, hättest Du Dir das jemals denken können von Dei-
nem Lottchen, Deinem demagogischen Lottchen, Deinem republicanischen Lott-
chen? Ich versichere Dir, ich bin von diesem Abschiede wahrhaft ergriffen
und innerlichst gerührt, und eigene Reflexionen knüpfen sich mir daran. Du
hast mit ihm recht gehabt, und er interessirt mich doppelt nun, weil sein We-
sen wirkliches Wohlwollen verrieth, nicht bloße Protection, die mir von jeher
so verhaßt war. Ich glaube fest, er ist ein guter Mensch, hat Sinn be-
halten für Ehtmenschliches — und das ist in seiner Stellung keine Klei-
nigkeit — und nun gar das rührend treue, einfache Verhältniß zu dem 86jäh-
rigen Verwalter! — Der und v. D. und ihresgleichen könnten mich vollkom-
men versöhnen mit der Aristokratie — — wenigstens für eine Brunnzeit —
(fügte sie lächelnd hinzu). —

Kissingen, den 17. September 1834

Vielleicht werde ich noch eine ganz gewöhnliche Person, die in immerwährenden Verzerrungen sich rettet? — Sollte es bei den gewöhnlichen Erscheinungen nicht doch die letzte Zuflucht sein, gleichsam der Reflexionswelt zu entfliehen und den Augenblick zu haschen? — —

Kissingen, den 18. September 1834 Donnerstage, gegen Ende der Tafel, nach hundert verschiedenen Versuchen den unamüsabeln °°° zu erheitern.

Die wahre, zähe, schrecklichste Hypochondrie liegt doch in Geislosigkeit oder vielmehr in Interesselosigkeit. —

Den 19. September 1834 Freitage, in Kissingen

Das Schubert'sche Schlummerlied „Es ruht der Wald,“ silbert nicht wie der Lufthauch über ein frischbegrüntes Frühlingsgrab? —

Den 19. September 1834 Freitage, bei Kissingen

Nicht pr ü d e s e i n, lehrt uns die Natur. Sie schafft das Schwein, das sudelige Thier, das uns die guten Schinken liefert. Man fordre von dem Schweine nichts als Schinken, Borsten u. s. w., und es ist ein treffliches Geschöpf. Und so die ganze Scala durch. —

Den 19. September 1834 Freitage, Kissingen

Tous les genres sont bons, excepté le genre sans grace. — kann man bei vielen Frauen sagen. —

Den 20. September 1834, in Rißfingen.

Wenn mir Jemand einen geistvollen Menschen nur nennt, so leb' ich auf. Setzt einen Geist neben mich, einen lebenvoll Eingehenden, trotz Unwohlsein und Schmerzen sollen alle Springsfedern meines innern Lebens aufschlagen und Leben sprühen. —

* * *

Den 20. September 1834, in Rißfingen.

Der Himmel läßt seine Sonne scheinen über Gute und Böse, läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, läßt den Ragozi sprudeln für Absolutisten wie für Liberale.

* * *

Den 21. September 1834 Sonntags, Rißfingen.

Das bildet ordentlich eine bezeichnende Unterscheidungslinie unter den Menschen, daß dieser eher fragt was der andre ist, jener nur wie er ihm gefällt.

* * *

Den 21. September 1834 Sonntags, Rißfingen.

Ein entschiedener Unfall, ein zu übersteigend Hinderniß, und dergleichen, verhält sich zu fortdauernden und anhaltenden Widerwärtigkeiten wie das Duell zum Gezänk. Gegen jenes schärfen wir Waffen; wir setzen dem Hinderniß von Bedeutung eine gesammelte, gefasste Kraft entgegen, während Gezänk und Widerwärtigkeiten in uns wühlen, und zwar in unsern Weichen, widerstandlos, und um so unerträglicher verlegend. —

* * *

Den 21. September 1834 Sonntags, in Rißfingen.

Der Mensch muß gefallen wollen, wenn er gefallen soll, versteht sich ohne Biererei; aber die Anmuth, die er sucht muß, ihm zur Natur gewor-

den fein; Formlosigkeit ist für den Schönheitsfinnbegeben unerträglich, oder vielmehr die absichtliche nonchalance, das gesuchte Sichgehenlassen ist unerträglich. Formlosigkeit kann, beim Manne gewiß, durch innere Vorzüge zur Vergessenheit gebracht werden, niemals bei der Frau. —

Montags, den 22. September 1834, Rissingen, im Kurfaal.

In so einem Strauß'schen Walzer ist ein wahrer Lebensrausch. Und wie trägt sie vor! wie elastisch! wie drin aufgehend! — Man wird zum harmlosen Wiener mit ihm.

Dienstags, den 23. September 1834, bei Rissingen. Ueber Sch—l—r.

Diese moralische Tüchtigkeit, diese einfache Natur begreift ohne Anstoß, erträgt ohne Opposition nur wer sie auch in sich trägt, wenn gleich in der Form gemildert. Aber mit solchen Naturen müßte eine viel glücklichere Zeit emporsteigen. Etwas gesund Wirkendes, Kräftigendes ist in solchen Naturen, antike Prallheit, wozu freilich zur Vollendung eines reichen Lebensinhalts noch mehr Geistesüberschwang hinzukommen müßte. —

Donnerstag, den 25. September 1834, in Rissingen.

Du hast in diesen Tagen vielfache Erfahrungen gemacht, unerquickliche, doch hoffentlich nicht resultatlos für das Weiterleben. Zusammennehmen, mein' ich, müßten wir vor Allem uns gegen solche, die uns rasch für sich eingenommen, mit denen wir gern ferner und länger umgehen möchten; bei Andern macht es sich von selbst. Es geht eine moralische Erkräftigung aus diesem Ansiehalten hervor, ein Gewinn für den ganzen Menschen nach innen

und nach außen. Auch größere Heiterkeit — dauerndere gewiß — geht hervor aus größerer Haltung.

Den 29. September 1834, Montag Abends in Rißingen. Nach einem literarischen Streit.

Wie kann man überhaupt nur solche Werke wie Schleiermachers Monologe, Nabels Briefe, dem Künstler gegenüber so hoch stellen, da unmittelbar das Werk und ihr Mensch so eins und es gleichsam nur Bekenntnisse sind, während der Künstler sich von seinem Menschen trennen muß, um im Object aufzugehn! — Was haben Jene gethan, als sich selbst, ihren Menschen herausgesprochen? — Der Künstler aber soll die heilige Werkstätte seiner Brust, während er sich versenkt und an das Object aufgibt, zugleich doch auch ausbilden innerlich. Dem Künstler ist eben so der ganze harmonische Mensch nothwendig. Jene schreiben immer nur aus sich heraus, während er zugleich — und nur dann ist er der echte — sich in sich bildet und in den Stoff versenkt und an das Object aufgibt. Er hat also was Jene — aber wieviel mehr! —

Den 1. October 1834 Mittwochs, in Rißingen.

Der liebe Gott hat seine Freude an den mannigfaltigsten Völkern und scheint in seiner großartigen Toleranz keines gern ganz untergehn lassen zu wollen, ohne wenigstens eine Probe davon sich zu erhalten. Drum sterben auch wohl die Juden niemals ganz aus mit ihrer curiosen Bildung und Eigenthümlichkeit, diese schwarzen, zähen Naturen mitten unter den blonden geschmeidigern. —

Den 1. October 1834 Mittwochs, in Rißingen.

Die häufigere Erscheinung des Pietismus im Protestantismus als im

Katholicismus erklär' ich mir dadurch, daß, wo eine lebhafteste Phantasie äußerlich keine Befriedigung findet, sie um so mächtiger sich nach innen kehrt. —

Den 1. October 1834 Mittwochs, in Rißingen.

Ich möchte wohl, Heinrich, Du setzest Dich mit der Zeit mehr in Correspondenz mit echten Frauen. Echte Frauen sind des Dichters wahres Publicum. Es würde Dir interessant sein, wahr und offen zu vernehmen, wie sie über Dich, wie über Deine Werke denken und fühlen, Du würdest daraus Manches abnehmen, Vieles lernen, und gewiß Dich daran erquicken und angenehm zerstreuen mit Nutzen. Ich fordre Dich ernstlich dazu auf. Dein erster Feldherr und erkornen Adjutant bleib' ich doch immer; und in solchen Fällen hätt' ich noch den Spas, Secundant und Unparteiischer zugleich zu sein. Für etwaige Wunden wollt' ich auch Charpie zupfen.

Donnerstags, den 2. October 1834, in Rißingen.

Das ewig flüssige Element, das Unbegrenztsein ist die eigentlichste Bewährung alles Großen und Bedeutenden. Der Künstler darf nie zum System sich abschließen. Auch demonstrieren braucht er's nicht zu können; dazu giebt's Andre, vielleicht Bessere nach einseitiger Richtung, Geschicktere gewiß. Diese Schranke ist sogar ein Theil seines Wesens. Aber eine Weite ohn' Ende, ein Verschwißertsein mit dem Ewigen, Unendlichen, ohn' Ende — das ist sein Reich, dies das Reich aller wahrhaft ihm Verwandten. Und wer dies Reich wahrhaft in sich trägt, was braucht der sich zu zerquälen? — Er hat sich nur zur Ruh zu bändigen, zu fassen — dann kommt ihm das Rechte schon zur rechten Stunde.

Donnerstags, den 2. October 1834, in Kissingen.

Des Arztes Kunst kann nur die Taster greifen lehren, die Fingersatz-
kunst. Das freie Spiel gehört der allvermögenden Natur. —

• • •

Donnerstag, den 2. October 1834, Kissingen. Bei einem Gespräch über Temperamente.

Warum nur vier? — Doch wohl nur wie nur vier und zwanzig
Buchstaben! Eine Unendlichkeit von Individualitäten nuancirt und mischt
sich daraus. —

• • •

Freitags den 3. October 1834, Bei der Abreise von Kissingen, zu H. St.

Auch darin ist die schlagendste Analogie des innern Dichterlebens mit
dem Gebären, daß alle Säfte mehr dem Werke zufließen, wie bei der Frau
dem Kinde. Das Objekt ist das inwohnende junge Leben; und gedeiht das
nur, wird auch schon der Mensch gedeihn. Aber glaube mir, mein Theurer,
nur das Sichfassen mit der Kraft des Willens führt zu dauerndem Gedeihen.

• • •

Freitags den 3. October 1834, im Reisewagen, Nachmittags, zwischen Brückenau und Fulda.

Aus der Asche ausgebrannter untergegangener Träume wächst eine
neue Welt hervor.

• • •

Freitags den 3. October 1834, im Reisewagen — unweit Fulda, gegen Sonnenuntergang —
ein wunderbarer Nachmittag!

Das blöde Volk! — sieht Weltverläugnung nur im Christenthum.
Weltbeherrschung ist darin — und darin Milde, Kraft, und alle Ver-
mittlung. Die Größe Seiner Lehre ist die Lehre, wie das Leben zu bewäl-
tigen, diese Kraft wie keiner sie hatte. Alle Andern, auch Sokrates, weisen

auf ein Jenseits. Er setzt hier den Kampf und Sieg. Und so seh' ich ihm den größten Lebensphilosophen. Er ist der tiefste. In die Wüste ging er, in sich selbst die Kämpfe abzumachen. Dann trat er hervor, ein Gevollriesenkraft, der Welt gegenüber. — Dann seine Hohepriesterschaft seiner Reinheit — diese bodenlose Tiefe, die, wie sie auch dran herumzupfen nicht zu erschöpfen ist und ausreichen wird so lange die Welt steht! In der Weltbändigung die Milde, das ist Christenthum.

° ° °

Den 3. October 1834 Freitag Abends, in Zulda.

Die Welt erscheint mir erst jetzt recht heiter, seit ich sie einmal ganz aufgegeben und nun drüberstehend sie betrachte und erhalte. Sie erscheint mir gleichwie im letzten schönen Abendroth, wie beim Sonnenuntergang sie verklärter daliegt.

° ° °

Den 4. October 1834 Sonnabends früh, (in Zulda).

Jede höher begabte Natur hat die Aufgabe, sich ein Märtyrerdurchs Leben zu führen. Klagen und Jammern über Vergänglichkeit, und dergleichen, bleibe den Schwächlichen und Nichtigen überlassen! Der Gottbegabte hat es eben siegend zu bewältigen.

° ° °

Den 4. October 1834 Sonnabends um neun, bei der Abfahrt von Zulda, nach Besichtigung der Sehenswürdigkeiten.

S. St. Wie Nebelgebilde treten mir jetzt die Erinnerungen der Kindheit entgegen, die schönsten Grau in Grau. Denk' ich mir mein liebes Arossen, mein Vaterhaus ein Gasthaus, eine Mördergrube! — aus schwarzer Bitterkeit könnt' ich den Plan ausführen darin einzufehren und auf dem alten lieben traulichen Stübchen als fremder Gast mich einzuquartieren!

Charlotte: Ja, das wär' ein Plan, aber ideell. Es schreibt einer sein Leben im Waterhause, das aber ein Gasthaus worden, und wo er nun selbst als Gast drin logirt. Was ließe sich Alles um diesen Mittelpunkt reißen! Ueberhaupt, Du hast so reiche Fülle des Erlebten. Benutze sie! Laß ab mit trüben Lebensreflexionen soviel Zeit zu verschwenden!

Den 4. October 1834 Sonnabends, zwischen Hünfeld und Hersfeld.

S. Et. Wärme ist Leben!

Charlotte: Ja! Und wie man in Sonne- durchwärmter Luft sich aus-
sümmert und erholt! Heut früh spielt' ich nur noch auf Einer Saite, auf
der Saite der Resignation — und jetzt alle Saiten wieder aufgezogen und
gestimmt.

Den 5. October 1834 Sonntags, in der Nacht in Hersfeld beim Ankleiden.

Mein mehr Nachinnengehen und Dein Aufnehmen der Weltverhält-
nisse, das muß sich gut zusammen machen als Gemisch.

Den 5. October 1834 Sonntags, in der Nacht in der Kutsche.

Bei den alten Postschaisen waren doch die Fenster mehr nach unten —
da sah man nichts wie die Steine auf dem Felde — jetzt sind sie höher an-
gebracht zu freierer Weltanschauung.

Den 5. October 1834 Sonntag Morgens, auf der Fahrt nach Cassel.

Es giebt Menschen, welche die Bescheidenheit ordentlich schröpfen, bis
sie nun wirklich unbescheiden wird.

Den 5. October 1834, im Reisewagen.

Zu welchem Herrn die Diener am meisten Liebe haben? Zu dem d
Takt hat.

Den 7. October 1834 Dienstags, im Ederthal, bei der Bergheimer Goldwäse

Das ist ein Hahnemann'scher Goldproceß, ein Milliontheilchen auf
nem Waschlappen präsentirt.

Den 7. October 1834 Dienstags, im Ederthal.

Einem großen Staate anzugehören, giebt in der Ferne ein Gefü
als ob der eigne Haushalt erweitert wäre — und umgekehrt. —

Den 7. October 1834 Dienstags

Heut Morgen, als der Kutscher weckte, ward mein Schlaf gewiss
maßen durchbrochen wie eine Stange Siegellack, daß es ordentlich knister

Den 8. October 1834 Mittwochs

Mir ist bei Frauen nichts mehr zuwider als das bald nach der H
rath eintretende Phlegma, das von einem ausgeschöpften Brunnlein des B
langens zeugt, dem kein lebendiger Quell mehr Nahrung zufließt.

Den 8. October 1834 Mittwochs, vor Arolsen

Verwandt in der tiefsten Tiefe sind eigentlich nur wenige Geister, ä
befreundete, schöpfende, strebende. Mit diesen ist Verständigung, Einigun
Mit den übrigen lebt man — nun ja! — Du aber bist ein so ruhelos

Geist im Leben, daß absolute Freiheit von allem Dich irgend Störenden mir allerdings Bedürfniß für Dich scheint; hättest Du nicht die Gefährtin gefunden, die Dir so ganz eignet, Du hättest auch dieß Amt abwerfen müssen.

° ° °

Den 11. October 1834 Sonnabends, in Berndorf.

Verständige Naturen treffen das Nächste zwar richtig und sicher, aber das Tiefere und Fernere ist für sie unbekanntes Land.

° ° °

Dienstags den 14. October 1834, in Berndorf.

Ein jeder irrt, der sich ein Schema macht für's Leben. Menschenkenntniß erlernt sich nicht; dazu giebt's zuviel Individualitäten. In sich die rechte Norm ohne Verkanntsein, das führt überall recht.

° ° °

Dienstags den 14. October 1834, in Berndorf.

Die einzige Unruh großartiger Naturen sollte sein, sich Lieb' und Achtung zu erhalten. Das ist eine thätige. Die anderen passiven sind vom Uebel.

° ° °

Dienstags den 14. October 1834, in Berndorf.

Es giebt Menschen ohne Henkel, die man nie fassen kann.

° ° °

Donnerstags den 16. October 1834, bei einem Besuch in °°.

Der Mensch kann ein recht unzufriedenes Geschöpf sein — eine Kuh sieht schöner aus — Nein, diese unzufriedenen materiellen Gesichter!

° ° °

Den 16. October 1834. Ueber °°°.

Sieht er nicht starr und kalt und abgegrenzt aus in seiner scharfen
Selbstzufriedenheit wie ein geschlossenes Visier? —

Den 16. October 1834.

Jedes Genre von Menschenkenntniß ist wichtig. —

Den 17. October 1834.

Weißt Du was ich mir vorgenommen? Ich darf nichts erleben, ohne
daß ich davon lerne.

Den 17. October 1834.

Gott hat dem einen mehr reines Gold, dem anderen mehr Schlacke
mitgegeben.

Den 17. October 1834.

Ich habe Mitleid mit jeder Schurkennatur; drum kann ich aber nie
dagegen heftig werden.

Den 17. October 1834.

Unser Bestes oft, wie sehr wird es beschnitten durch Weltflugheit, und
wie das Zeug's Alles heißt.

Den 17. October 1834. Ueber ihre Mutter.

Sie hat einen Urkern Verstand, auch ohne alle Anbildung.

Den 19. October 1834 Sonntags, in Berndorf, vor dem Abendmahl.

Sich Glück schaffen, wer das nicht vermag, für den sind alle äußern Glücksgüter vergebens. Aber Manche unken und pimpeln so hin, vergessend und verkennend, daß wir frische Gottesgeschöpfe sind und in diesem Sinne zu leben haben.

* *

Den 19. October 1834 Sonntags, in Berndorf nach dem Abendmahl.

Die stille Feier ist doch die rechte Bedeutung des Abendmahls; darin die wahre Andacht; sie erinnert mich an die ersten Christengemeinden. Es war Alles so wacker, so einfach, so ganz angemessen; des braven Buhls Predigt, wir en famille mit Mütterchen und der lieben kleinen Pastorin und den Kinderchen, die gesunden Bauerngesichter um uns her, die friedliche Dorfkirche. So einfach und prunklos müßte das Mahl der Liebe immer sein.

* *

Dienstags, den 21. October 1834.

Wie könnt' ich nur mit etwas Andern imponiren wollen als mit mir selbst? Da würd' ich doch zu stolz zu sein, gerade wie ein Tüchtiger doch um des Geldes Willen nicht möchte respectirt sein, während er doch Millionen mal besser ist als das schlechte Geld. Aber Leute, die dergleichen sich angewöhnt, treiben dann zuletzt ordentlich Charlatanerie mit sich selbst, während sie's lange genug mit Andern getrieben.

* *

Dienstags, den 21. October 1834.

Eine Rundschau von hohen Bergen kommt mir immer vor als müßte da unten Heerschau gehalten werden. Nie kann eine solche mich so interessieren als wie ein engerer Rahmen.

* *

Dienstag, den 21. October 1834.

Zum gegenseitigen Verständniß, zur Harmonie des Beisammenseins gehört vor Allem Charakterähnlichkeit. Die Denk- und Anschauungsweise mag noch so verschieden sein; daraus geht gerade ein gewisses Interesse, ein interessant Sichgegenseitigergängen hervor, durch das beide Theile gewinnen. So geht es uns, Du mit überwiegend gemüthvoll-poetischer, ich mit vorwiegend philosophisch-reflectirender Lebensansicht. —

° ° °

Dienstag, den 21. October 1834.

Der Mensch soll eine gewisse Bornehmigkeit in sich haben; das ist der wahre Stolz; um Gotteswillen nichts Erborgtes!

° ° °

Dienstag, den 21. October 1834. Aus einem Briefe

— — — Das ist meine Herzensmeinung: Ein Kind ohne Seele könnt' ich vergiften! — * * * blieb mir ein fremdes Dämchen, die ich immer hätte fragen mögen: Liebes holdes Kind, wo ist Deine Seele? Hatteft Du denn nicht Gemüth in Deinem Kinderbrüstchen? Aehnliche Fragen stiegen mir un-
aufhörlich auf; aber — es war keine Zeit zur Antwort. Und es war vielleicht gut, daß eben keine Zeit dazu war. Ein Mädchen ohne Gemüth ist eine Blume ohne Geruch für mich; ich liebe nicht Blumen ohne Geruch und nicht Mädchen ohne Seele; was soll mir ihre graziöse Bildung und alle Farbenschmelz von Weltbehendigkeit? hohler Schein! — Inhalt, Inhalt will ich haben! Wiß und Verstand sind auch hohle Dinge, wo das Herz fehlt; solcher hohlen Püppchen muß man leider viele in Berlin sehn; doch genug davon! Gott sei Dank, es giebt auch schöne Mädchen, die recht verständig sind und recht possierlich obendrein, und doch dabei eine Liebe im Herzen haben die Alles überflügelt, an der man sich erquickt, erwärmt

erbaut. Theure D. und H., impft solche Euren Kindern ein! predigt ihnen Liebe, das heißt wahre Liebe, Liebe, Liebe! und sie sind Gott und ihren Tanten, Onkels, und der ganzen Welt ein Wohlgefallen.

Mittwochs, den 22. October 1834, in Berndorf, an einem trüben Morgen.

Blasen steigen auf im Menschen, in dem Geistbewegtesten am meisten; aber sie vergehn wieder am innern, wahren Kernleben. Halte Dich an Deinen Kern, und laß die Blasen spurlos in der Sonnenluft des ächten Geisteslebens zerplagen; aber nimm sie beherrschend auf als leichtes Farbenspiel in Deinen Schöpfungen. —

Mittwochs, den 22. October 1834, vor Mengerlinghausen, auf der Fahrt von Berndorf nach Arolsen.

Das Städtchen erscheint mir wie ein Zahnstocher von Berlin, eine Zahnücke von Moskau oder Petersburg. —

Mittwochs, den 22. October 1834, in Arolsen.

Ist nicht "" der prächtigste semper idem? Von dem könntest Du viel lernen, zu Deinem dauernden Heil. —

Uebrigens ist er doch eine ächte Kleinstadtfigur. Ungeachtet seiner interessanten Persönlichkeit dürft' er, wie ein Lokalkomiker, ohne seinen eignen Nachtheil den Ort nicht wechseln. —

Donnerstags, den 23. October 1834.

Ich glaube wirklich, manche Menschen kommen nur einmal gebacken auf die Welt wie unghre Pfannkuchen. Andre dagegen sind Doppelwieback.

Den 25. October 1834 Sonnabends, auf den Waldeckischen Waldböden nach Rhoden zu.

Du mußt Dein tiefes Traumleben immer noch mehr hervorleben. Dein jetziger Mensch correspondirt auf merkwürdige Weise mit der Vergangenheit und rankt hinüber, wie bei Heine die nordische Tanne zu der Palme des Orients. Kenne die Gegenwart, aber verflucht sie mehr in Deine Träume, als daß Du sie allein giebst.

* *

Den 25. October 1834 Sonnabends.

Es giebt geviertheilte Naturen, in denen ewig Harmonie fehlt — es giebt Stücknaturen, schroff, einseitig, kantig, scheinbar liebelos, aber mit dem Einen Stück lieben sie einseitig, grundmächtig — es giebt Hartenustnaturen, aber schält man die umhüllende Schale ab, so kommt ein süßer Kern.

* *

Den 27. October 1834, Montags.

Der Dichter ist der poetische Jurist, der natürliche Defensor seiner Helden.

* *

Den 27. October 1834 Montags, in Hannover.

Es giebt eine Besuchdiarrhöe. Immer schädlich. Hast Du die erst vollends überwunden, so hast Du viel gewonnen. Es muß angreifen, immerfort Perlen suchend nur hohle Eier zu finden. Wer wird alle die wiedersehnen wollen, die immer noch nach dem Knaben fragen, der längst verpuppt und ausgeflogen ist, und die von allem Zwischenliegenden, Innerlichen nichts wissen? — Das muß ja verstimmen. Wer wird immerfort Molder auffuchen? Man beschränke sich auf wenige Rechte, und man wird diese Wenigen desto mehr würdigen.

* *

Den 29. October 1834, in Hannover.

Weißt Du was das Herrliche ist in J. L. K., was Dich so anspricht? — Er ist keine gekünstelte Natur — er hat ursprüngliche Begeisterung — er hat idealen Sinn bei lebendigem Geist — Dich widert das nur Geistreiche an. Dennoch kann er aber nur Geistreiches heraufschleudern. Aber als Natur ist er Dir mehr als die Gebildeten. —

° ° °

Den 29. October 1834, in Hannover.

Weißt Du was man an einander gewinnen muß? — Den Glauben, daß es keinen Edlern gibt — das ist das Größte und zuletzt Unentbehrlichste. Das ist das Ewige, Hinüberrauchende. Darum weiß ich, daß es keine Trennung gibt, trotz der verwirrendsten Momente.

° ° °

Den 29. October 1834, in Hannover.

Mozartische Töne passen recht zu unsrer Liebe. Dies Verschmolzensein aller Elemente zur tiefsten Innigkeit, und doch das Allzeitflüssige. —

° ° °

Den 30. October 1834 Donnerstags, in Hannover.

Ist nicht in M... eben so wie in N... Paradiesgarten mit häßlichen Schleusen, Himmel mit Gossengemeinheit nebeneinander? Ist nicht im Menschen überhaupt so? Oben die herrliche Brust, unten die Schleuse.

° ° °

Den 30. October 1834 Donnerstags, in Hannover.

Die Aufgabe des Lebens ist die des Kämpfers in der Schlacht, immer todesmuthig, immer todesbereit, ohne doch erschossen zu werden, bis es

zur andern Natur wird. Es wird schon der Moment kommen, wo ein
ner fallen muß. Mein guter, treuer Kamerad, Du mußt vor in die Reihen
hen mit doppelter Kraft und doppeltem Muth, wenn mich einmal die
erste Kugel treffen sollte.

Den 31. October 1834 Freitage, in Hannover.

Was nur die Menschen immer die Erde umschiffen? — Einschliffen
in ihr Innres möcht' ich und da spähn und forschen und ergründen. —

Den 1. November 1834 Sonnabends, in Hannover.

Der thierische Proceß steht ursprünglich außerhalb der Liebe. Es ist
das sich geltendmachende, animalische Leben, der Saftdrang, wie der Wärm
im Frühling, das Zueinanderziehn der Körper. Nun kommt die Liebe zweier
junger Naturen hinzu, und der Drang veredelt sich; da gewinnt dann auch
dieser Proceß Individualität, und wird Treue. Aber die größere Untreue, bei
der Alternative, würde mir immer geistiger Abfall sein als der zufällig sinn
liche. Die geistige Treue ist eine errungene, vermittelte; mit ihrem Bruch bricht
die ganze Geistigkeit, das Keimmenschliche des Verhältnisses; die andre ist nur
ein Moment, jeden Augenblick wieder zurückzunehmen als ein zufälliges. Ein
fersucht ist daher zwischen uns nicht möglich. Du in Bezug auf mich? —
Nun, das weißt Du. Ich in Bezug auf Dich? — Da kenn' ich nur Ein
wirklich und auf die Dauer zu fürchtende Nebenbuhlerin — Dein Streben
Möchte die nur erst wieder in ganzer Fülle und gefährlicher Herrlichkeit mi
über den Kopf zu wachsen drohn! — Eher könnte mir's recht sein, Du wä
rest Sultan in einem der blühendsten Harems — ich natürlich die Favorit
Sultana des Herzens — als daß ein geistignebenbuhlendes Verhältniß, auch
nicht mit einem Freunde, Dir so werth und wichtig würde, daß es mich in

Sin

Hintergrund stellte. Das könnt' ich schwerlich ertragen. Möchten Dir nur mehr Frauen so gefallen, daß Du lieber in Gesellschaft gingest und Dich da erheitertest und befreitest von dem oft zu starren, einseitigen Drange des in sich selbst sich vertiefenden Stroms! — Besonders seit Du so gewaltig leidest, hab' ich das für Dich vielfach gewünscht und möchte ernstlich dafür sorgen. —

•
•
•

Den 1. November 1834 Sonnabends, in Hannover.

Da hab' ich einen Einfall, wieder eine Aufgabe für Dich, Heinrich, deren Lösung so recht für Dich ist. Ich hatt' einen Kameraden — denk Dir diesen guten Kameraden (einen bessern findest Du wirklich nit) verloren für hier, und halt ihn dennoch fest in Dir. Dies als Mitsichumgehn, in sich den verlorenen Freund heraufbeschwören, sich als Object ihn zu machen und so zu erhalten — ein wunderbarer Vorwurf! — müßte, dächt' ich, zur Beruhigung mancher Stürme in Dir unendlich beitragen. —

•
•
•

Den 2. November 1834, in einer Bildergalerie.

Das Leben im Paradiese, wo die Thiere aller Art sich so hübsch vertragen, kommt mir vor wie eine Encyclopädie, eben so mannigfach und eben so langweilig.

•
•
•

Den 2. November 1834.

Wo keine Gêne, da ist auch kein Reiz mehr. — So in Gesellschaft, Freundschaft, überall.

•
•
•

Den 3. November 1834 Montags, in Hannover.

Daß es in der Welt so viele Eigenschaften giebt, die nicht zu erwer-

ben sind, das macht sie mir schon so unvollkommen. Das thut mir an trüben Tagen in gewissen Stimmungen so leid in die Seele Anderer.

* * *

Den 3. November 1834 Montags, in Hannover.

Der zweite Theil des Faust ist doch das objectivste Werk von Goeth — denn er ist zum größten Theil gar nicht dabei.

* * *

Den 3. November 1834, in Hannover.

Die Tochter ist Dir interessant, und von der Mutter wirst Du gerne interessant gefunden — und ich lächle freundlich dazu mit wohlgefälligen Herzen. — — Würde das nicht mancher Herzensmäkler für Tollheit halten

* * *

Den 3. November 1834, in Hannover.

Mit einer gewissen edlen Dreistigkeit, edlen Aufrichtigkeit, kommt man sehr weit — vorzüglich wenn man weiß, man hat etwas gethan. Sei dreist und keck wie ehedem! Du kannst's, denn Du bist ehrlich. Laß Andre Grillen fangen! Du brauchst's nicht.

* * *

Den 4. November 1834 Dienstags.

Tante St. klagt mit Unrecht über manch beunruhigenden Besuch, der ihr bei ihrem unwohlen Stillleben zu Theil wird. Gehört das Alles nicht nothwendig zu ihrer Diät? Muß es ihrem überlebhaften Geiste, der sonst metaphysisch spinnend sich in sich selbst vergraben würde, nicht zermalmen helfen wie dem Hühnermagen der Kalk und die Kieselchen? —

* * *

Den 5. November 1834 Mittwochs.

Es giebt eben so wenig ein Genre für Weltklugheit als ein Gebot: sei heiter! oder: nimm keine Rücksichten! — Wem da nicht jeder Moment das Rechte angiebt, dem ist überhaupt nicht zu rathen. Der rechte Verstand weiß das Alles sehr gut einzusehn, beurtheilt Verhältnisse, die Menschen, jedes in seiner Weise, giebt jedem seine rechte Stellung. Und so ist die meiste Empfindlichkeit im Leben meist nur Unverstand.

* * *

Den 5. November 1834 Mittwochs.

Für den Geist bedarf's der äußern Lebenskämpfe weniger; der hat schon in und mit sich genug durchzumachen.

* * *

Den 5. November 1834 Mittwochs, in Beethovens Fidelio.

Wie ist nicht diese ganze Oper voll Maas, bei der größten Leidenschaft der Gedanken!

* * *

Den 6. November 1834 Donnerstags, in Hannover.

Du bist bloß ein Bögling der Liebe. Auf Dich kann weder Kraft — die hast Du selbst genug, wenn Du sie nur erkennen willst — noch sonst was wirken als lediglich Liebe. Wenn die Leute nur das einsähen, wie ich das seit so vielen Jahren an Dir studirt, sie würden Dich richtiger stellen, fassen und behandeln.

* * *

Den 6. November 1834 Donnerstags.

Wenn ein Mensch Eigenheiten hat, diabolische, auch noch so leise, ist

mir's immer als sei er in etwas sitzen geblieben, wo er doch heraus gekonnt hätte, wenn's auf die rechte Weise angefangen wäre.

* * *

Den 6. November 1834.

Wir sollen in unserm Handeln keine Rücksichten nehmen auf das: Was werden Andre von Dir sagen? — wohl aber in unserem Reden: Was wirst Du zu Andern sagen?

* * *

Den 6. November 1834.

Es giebt Menschen, die werden mit jedem Buche das sie geben, mit jedem Lob das ihnen zu Theil wird, unausstehlicher werden.

* * *

Den 7. November 1834.

Das Räthsel, ob man geliebt wird, ist viel interessanter als das baare Aussprechen; selbst der Zweifel mehrt die Zuneigung der tiefsten Seele.

* * *

Den 7. November 1834.

Ich möchte Dich einmal in einen großen Ziegel stecken und so lange schmoren, bis du lauter Pomade würest. Mehr Pomade, Derbheit, Rectheit, Rücksichtslosigkeit! Die alte tüchtige sichere Pomade, die recht thut und keinen scheut, das Vertrauen auf die eigne Individualität, den Segen Allahs, die nur sich giebt, und gar nichts will, und gar nichts scheut in fecker Sicherheit, dein altursprünglich keckes Wesen, das durch Krankhaftigkeit und Verhältnisse gelähmt war.

* * *

Den 7. November 1834.

Gieb nur Dein Eigenstes! Gieb Dein Innerstes rückhaltlos heraus!
Das wird dann das Besondere sein, das Eigenthümliche, das Neue.

Den 7. November 1834.

Kraft heißt, sich ungestört durchführen durch all dieß Getriebe. Kein Mensch fragt nach dessen Schmerzen, der sie still verweint, kein Hahn kräht darnach. Drum muß der Mensch sich anstrengen und durchzuführen suchen in seiner Weise.

Den 7. November 1834.

Gegen manche Menschen kann man nie eine Reflexion aussprechen, bloß Thatsächliches.

Den 7. November 1834.

Es giebt Menschen, denen nichts heilig ist, ihr eignes Selbst nicht.

Den 7. November 1834.

Das Nervenleben ist noch rascher als das Geistesleben.

Den 9. November 1834 Sonntags, Abends spät.

Ich nenne resigniren nicht: sich zum Lump machen; nein, sich zum Herrn machen, sich zum Herrn darüber machen.

Den 9. November 1834 Sonntags, Abends spät.

Das sich fassen giebt zunächst die Sicherheit des Gegenüberstehens Anderen, die Geisteskraft allein nicht giebt. Weisheit entspringt aus diesem

sich fassen allein. Versuch's nur einmal ein paar Wochen, und Du wirst Wunderdinge an Dir erleben. —

Den 10. November Montags, in Hannover auf dem Wall.

Ch. Das Gefährliche in Hölderlin ist der Mangel an Vermittlung. Wie hat er gegessen? getrunken? wie gelebt? — In ihm ist nur Höhe der Begeisterung — dann ist er ein Gott — oder, wenn nicht mehr von dieser getragen, in totaler Abspannung, nichts mehr. Ihm fehlen alle Mittelstufen; dazu noch ganz und gar der Humor. So warst Du sonst, entweder Fülle der Liebe und Begeisterung, getragen, oder abgeschneilt, außerhalb dem Leben. (Dank Deinem Genius, daß es anders worden!) Ich glaube sogar, je größer die Vermittlung, die Vereinigung der beiden, desto größer der Dichter. Der überschauende Gott steht hierin am höchsten. Muß doch die kleinste Pflanze all die Eindrücke bewältigen, Sturm, Wind und Wetter; die schwächere Pflanze jedoch weniger.

H. St. Hölderlins Begeisterung ist ein glühender Wein, ein befeelender, erhebender; seine Trunkenheit ist göttlichrein und erhaben, frei von allem Sefen. Und das Höchste ist doch ewig das Erhabene! —

Ch. Und doch war mir's entsetzlich und tief ängstigend, als Du im vergangenen Sommer gerade seine Bekanntschaft so leidenschaftlich aufsuchtest, in ihm nur Anklang zu finden glaubtest und Sympathie, alles Andre von Dir stießest, gleich einem Fieberkranken, der die mildernde Arznei zurückweisend Erhigendes begehrt, weil er selber durch und durch erhitzt ist. Glaube mir, es war dies eine höchst gefährliche Zeit für Dich. Gottlob, daß sie vorüber, und daß Du jetzt in Hölderlin neben dem Herrlichen des ursprünglichen Inhalts doch auch das Krankhafte, Gespannte wieder erkennst. Das zeugt mir für Deine zunehmende Genesung mehr als alles Andere. —

Den 10. November 1834 Montag.

Das ist auch eine Kunst des Lebens, bei Menschen, mit denen nicht gebrochen werden soll, die Differenz von gestern und vorgestern stets zu ignoriren, immer geschickt und leicht mit etwas Neuem anzufangen.

° ° °

Den 10. November 1834.

Naturen, die nur von Gedrucktem lernen, haben nichts Lauschendes, nichts Sichvertiefendes. Nur das Fertige gilt ihnen.

° ° °

Den 10. November 1834.

Bei manchem Menschen kommt man nicht zum Herauswachsen. Sie schneiden einem Alles ab. Das Aufathmen wird einem ordentlich schwer.

° ° °

Den 10. November 1834 Montag.

Ein gemüthloser Mensch ist eine kalte, schöne Blume ohne Geruch. Die medicäische Venus hatte gewiß kein Gemüth — drum hat sie sich so schön erhalten. Die schönen Frauen von Profession — si done! — Der Ausdruck ist widrig. Anfangen mag es mit dem gewöhnlichen Schönsein; wenn sich's nachher nur besaitet und beseelt. Der Funke, der Strahl, der Blitz, die Blume müssen aber doch einmal kommen.

° ° °

Den 12. November 1834 Mittwochs. An ihre Schwägerin Emilie.

Selbst in der Ferne hat die Erinnerung der Abgeschlossenheit einen eignen Reiz; ich trage Euch in Eurer freundlichfriedlichen Pfarre gleichsam wie in einem Medaillon mit mir herum; und wer weiß, ob es nicht als sol-

ches irgend einem guten Geiste, der über Euch schwebt, an einem dünnen unsichtbaren Fädchen anhangt? —

Den 12. November 1834.

Witz ist die größte Kraft. Wenn man sich geistig über Alles drüben stellt, ist man witzig. —

Den 13. November 1834. Ueber ...

Die Frau hat kein Schicksal in sich.

Den 18. November 1834 Dienstags früh, hinter Braunschweig

Ein guter Geist muß täglich an die Krippe gehn und gute Nahrung zu sich nehmen; sonst weist er die Zähne und klafft Alles an. Für den Chauffearbeiter ist Brod und Rummel Nahrung und Erquickung, für den Geist der Geist.

Den 18. November 1834, im Reisewagen.

Ist Johann Stieglitz nicht ein Mann, des Andenken mächtig durch die Ferne greift? Diese sichere Ruhe, diese heitre Stille, diese reine Geistesklarheit bei der herrlichsten Gemüthstiefe, die Fülle von Wissen bei so lebenswürdiger Freundlichkeit! ein wahrer Weiser! — Dann die Frau, dieser flüssige Geist, für alles Höhere anregbar, empfänglich, bewegt von allen Schönen, selbst auf ein Höchstes angelegt, voll Spontaneität des Geistes, ver kümmert nur durch jahrelanges Körperleiden. Es waren doch schöne Stunden, vornehmlich die Abende, die wir mit ihnen verlebte, und beglückend durch Bewußtsein, dem würdigen Paare doch auch etwas gewesen zu sein.

D

Den 20. November 1834 Donnerstags früh, auf dem Wege zwischen Magdeburg und Burg.

Die Reflexion über das Vergängliche können wir nur bewältigen durch Unvergänglichmachen der Seele. Das Arbeiten an uns selbst muß vom Kleinen, vom Einzelnen ausgehn. Diesen und jenen Fleck, diese Pocke müssen wir vertilgen, und so fortschreitend um uns greifen zu dem Ganzen.

Der Haß ist nur die Revolution (das gährende Element), das die Reformation vorbereitet und hervorruft; die Liebe vollendet sie; das heißt die großartige Liebe, die über dem Leben steht und das Leben begreifend erfafst. Nur aus dem Grabe des Abgethanhabens gewinnst Du Dich und die Welt als harmonisches Ganzes wieder.

Den 20. November 1834.

Der Wagen ist der wahre Reflexionskasten, in welchem die Recepte gebraut werden, nach denen im Stillstand gelebt werde. —

Den 30. November 1834.

Es giebt Festbilder der Erinnerung. Dahin gehört der Magdeburger Dom mit seiner leichten, freien, heitern Vollendung bei dieser Großartigkeit. Der Cöllner Dom weht uns geisterhaft an; wir denken an die Hand, die ihn hätte vollenden müssen, wie bei jedem Fragment. Bei dem Vollendeten vergessen wir den Meister und empfangen den Gegenstand.

Den 20. November 1834.

Haß ist einseitig, verstandlos, nur befangen in der Subjectivität, noch nicht durchgedrungen zur Allgemeinheit.

Den 20. November 1834.

Durchfrozenwerden muß der Mensch zur Reifung, vom Leben durchfrozen wie durchglüht.

Den 20. November 1834.

Grundgut, elementarisch gut ist sehr verschieden von dem bloßen Gut sein. Es ist jenes die Eigenschaft des Guten, das nunmehr alle Tiefen durchdringt, es ist das Gute von den kleinsten Elementen an. Gleichwohl eine Gründlichkeit in der Wissenschaft der Oberflächlichkeit gegenüber, giebt auch eine Gründlichkeit im Guten; durch alle Elemente durchentwickelt und heraufgeschult.

Den 20. November 1834, vor Gentlin.

Viele Menschen haben nur den Moment in sich, wie das Thier, nur der Vergangenheit noch Zukunft.

Den 20. November 1834, beim Gespräch über ...

Mich wundert's gar nicht, daß das Zeug den Menschen so gefällt — das sind ihre eignen matten Reflexionen. Wie kann man nur dem Zeug Interesse abgewinnen und darüber reflectiren? — Vergänglichkeit! nun ja, das ist der Weltgang. Das Schicksal im Menschen, das ist's; das Individuelle und seine Modificationen. —

Den 21. November 1834.

Es ist etwas Herrliches um die rechte Tapferkeit der Seele, unendlich höher als die burschikose Tapferkeit.

Den 26. November 1834 Mittwochs.

In manchen Menschen ist solch eine eingesottene Prosa, daß auch gar nichts dagegen aufzubieten ist. Bei andern stößt man, wenn man ein bißchen tiefer gräbt, gleich auf Wasser.

* * *

Den 5. December 1834 Freitag Abends.

Das Mitgefühl in der Tragödie muß für den Helden getrieben werden wie eine Pflanze, der die Sonne am Abend den Kopf abbrennt, immer mehr und mehr, Mittags glühend, bis endlich die Krone ab. Es muß mehr eine acute Krankheit sein, rasch fiebernd, keine Schwindsucht; man muß ihn wenige Tage vorher frisch und gesund gesehn haben, und nun mit Einem Male ergriffen. Er darf auch nicht zuviel phantasiren, mit der Reflexion nicht zu sehr drüber stehn; sonst zwingt er uns kein Mitleid ab. Alle Naturen, die so recht menschlich am Leben hängen, menschlich leiden, menschlich fühlen, bewegen uns beim Scheiden; nicht die in der Reflexion Siegenden. — Kräftige Schwäche muß im tragischen Helden vorwaltend sein, Ehrgeiz, Ruhmsucht; und darin der Kampf. Wenn einer geknickt wird, der ein glänzendes Ziel hat, das ergreift unsre Theilnahme am meisten.

* * *

Den 9. December 1834 Dienstags.

Welt Herzen haben die Menschen jetzt. Das ist das Köstliche, das ist die junge Zeit, darin ist Lebensmuth. Schließe Dich der jungen Zeit an, und wir gehen Einen Gang! Die politischen Stürme waren nur die Wehen, die die künftigen Geburten gelöst. Gebäre, schaffe nur! Auf dem rechten Standpunkt stehst Du; die Kraft ist da; wag' es nur anzuerkennen! Dann findest Du den rechten Stoff, in diesen Weltinteressen. Nur die Form nicht so ungeheuer hoch stellen! Jean Paul war in seiner Weise, was Du

als Dramatiker sein wirst. Wag' es nur zu sein! Nur nicht vornehm zurückgewiesen! Nur nicht wie Don Ramudo de Colibrados mit Vornehmigkeit an die alte Zeit gelehnt, wozu Dir kein Mensch einen Groschen gab! — Du brauchst gar nicht über Zeit und Freiheit haarhin viel zu sprechen; Deine ganze Stimmung wird Freiheit athmen, wenn Du Dich selbst erst wieder ganz fühlst, wird die Zeit in sich tragen, und das giebt die Färbung. Du weißt genau was Du willst; das ist Deine Consequenz, das werde einst Deine Größe.

Am Abend des 10. December 1834 Mittwochs.

Wie der Dichter das, was er uns vorführen will, weniger besprechen als gestalten soll, so thut die wahre, echte, innere Vornehmheit, (das eigentlich Noble) sich nicht etwa durch Worte (nun gar Prahlereien!) kund, sondern durch die ganze Erscheinung, so daß Alles und jedes Einzelne zeigt, es sei so und nicht anders, ohne Versicherung.

Den 12. December 1834.

Goethe steht in seiner letzten Periode immer dem Publicum gegenüber wie ein absoluter König. Ich der König. Er geruht dieses und jenes dem Volke zu übergeben. Keine Kammern, die ihn constitutionsmäßig mit dem Volke verbinden. Jean Paul und Schiller sind durch die Herzkammern mit dem Volke vereint. Ueberhaupt kann der jetzige Dichter gar nicht mehr so vornehm von oben herunter sagen: „Das Publicum.“

Den 13. December 1834 Abends.

Von dem Augenblick an, wo in Goethe's Leben Schillers Nähe und Annäherung eintritt, gewinnt Alles Innigkeit. Nunmehr erst liebt er

einen Menschen, verehrt ihn liebend. Das hat er vorher und nachher nie wieder gethan. Wie recht hat er mit dem „neuen Frühling!“ — Aber durch den Tod des Freundes hätt' er mehr gewinnen können, mehr gewinnen müssen, wenn er nicht seine beliebte Manier des Abthuns eines Schmerzes auch hier dictatorisch angewendet hätte. Er hätt' ihn in sich aufnehmen müssen, unverlöschlich — und eine neue Jugend wäre seinem Schaffen draus erblüht.—

Sonntags, den 21. December 1834 Abends.

Es giebt Naturen, die können nicht aus sich heraus; sie wachsen wie die Blume, und nicht anders. Andere lassen sich pflöpfen, ablegern, oculiren. Ich kann's nicht. Der Regen, der mir nicht von oben kommt, hilft mir auch nichts. Begießen hilft mir nichts.

Montags, den 22. December 1834.

Lauter tiefe Menschen würden den Erdball unterwühlen wie ein unterirdisch Meer. Die Glatten gleichen aus, schmeicheln uns über die Höhn und Steilstellen hinüber. Werden wir doch in die Gesellschaften nur hineingeschmeichelt, in ihnen über das Leben hinweggeschmeichelt. Da gilt das Lächeln anmuthiger Fläche; da werden die Höhen ignorirt; und somit gleicht sich Alles gegenseitig freundlich aus, was sonst sich gegenseitig unterwühlen, zersetzen, vernichten würde.

Den 25. December 1834 Abends. Beide allein.

Das Gemüth gräbt nach innen, der Verstand wendet sich nach Außen. Schlimm, wo Jenes allzu überwiegend ist; es wird nur gar zu leicht unter-

wühlend. Drum wäre Dir auch Lessing jetzt so gesund, der Dich auf Gegenstände führte, von Dir ab, Dich zum Denken zwänge. Das Gefühl ist grenzenlos, oft maasslos; es bedarf des Zügels, der Aufsicht und Leitung. Arnims Kronenwächter waren Dir in der letzten Zeit gefährlich, fast eben so gefährlich als im verwichenen Sommer der fast instinktartig von Dir aufgesuchte Hölderlin Dir war. Sein Eindruck auf Dich hat mich manchmal ordentlich erschreckt, und gern hätt' ich ihn Dir hinweggenommen, wenn Du etwas einmal Begonnenes Dir überhaupt wegnehmen ließeßt. —

Briefe.

An Natalie Harder in St. Petersburg.

Berndorf, den 18. October 1834.

Die Variationen auf das Thema di tanti palpiti, deren es schon so viele giebt, will ich bei Dir, meine theure Natalie, nicht noch vermehren; hast auch schon manchmal diese Weise getrillert, und so lange die Welt solchen Text componirt, findet sie auch ihre Sänger dazu — wer weiß, ob Lerche und Nachtigall nach langem Winter nicht ein ähnliches Thema behandeln? Jetzt sitzen wir beiden Stieglitze auf dem obersten Stöckchen oder Stengel des lieblichen Pfarrhuschens; ich, nachdem ich aus den Federn mich eben wieder herausgemausert, sehe doch, wie ich noch einen Gruf an Dich beischlieen kann, nachdem Heinrich gestern an Vater und Alexander mir in der That Alles weggeschrieben hat; Du weißt von Curer Tafel her, er stibigt gar zu gerne.

Liebe, Gute, Du sitzt doch gewiß auch schon in Deinem Winterquartier, und wir flattern noch immer herum; und es stürmt draußen, und es fängt an leise zu wintern, und zwischen unserm warmen Neste und Dir und mir und Coblenz — wie die kleine Pfarrin Buhl sagt — liegt noch ein wei-

ter Weg; doch „dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen“ Liebe, Liebe führest Du! — Wieviel denk' ich an Euch! wieviel leb' ich in Euch! vergegenwärtige mir jeden einzeln und dann ihn wieder im Zusammenhang. Das Zusammensein auf Kamenoiostraw macht doch eine eigne Epoche in unserm innern Leben aus; es ist gleichsam das Herz unsres Lebens geworden, mit dem innerlich die feinsten Fäden in Berührung und Beziehung gekommen; ich muß das überall fühlen, wo ich auch bin. O ich muß mich sogar oft zügeln, damit mein Gefühl nicht mit mir durchgeht! Was lernt man aber nicht Alles? Zuletzt steht man noch ganz naseweis über sich selber, und wenn man einmal unschuldig sein innerstes Gefühl hat schwelgen lassen, so hat man eben nur einmal Mitleid mit sich gehabt. —

Was machen Deine herrlichen Kinder? Laß sie nur nicht so grausam früh viel lernen, daß die eigne Entwicklung des kleinen Geist- und Gemüthchens nur nicht erstickt wird. Ich sehe in Berlin oft rund um uns herum so betrübende Beispiele, wie den Würmerchen zugesetzt wird, damit sie nur recht bald ihr Köllchen in der großen Komödie spielen können. Das Beste oft, wie sehr wird es verdunstet durch den Ballast des zu frühe Angelernten und beschritten durch Weltflugheit, oder wie das Zeug Alles heißt! Nach den meisten der Berliner Kinder erquick' ich mich hier wahrhaft wieder an ächten Kindergeistern, denen ihre kleine Gedankenfreiheit nicht verkümmert wird; und wie kommt das ihrem spätern Menschen zu gute! — Auf Anregen und Wecken, wo es nicht von selbst schon da ist, scheint mir am allermeisten anzukommen. Die Welt wird ihnen dann später um das Doppelte reicher. — So träumt man wenigstens von Kindererziehung, wenn man selbst keine hat. —

In Rissingen trafen wir bei der späten Jahreszeit (was mir um Heinrichs willen, für den der Tumult gewiß nicht gut gewesen wäre, sehr lieb war) nur noch sehr wenige, aber zufällig darunter einige recht interessante Menschen; man war also weniger genirt und trat den Einzelnen näher als wohl
bei

bei einer großen Kur der Fall sein kann; genug, es wurde eine Art Familienkreis. Wahrhaft befreundet wurde Heinrich mit einem Herrn von * * *, * * * Minister-Residenten in * * *, der durch seine Ruhe bei reicher Umsicht und großer Tiefe des Geistes und Gemüths gleich vornherein sichtbar wohlthätig auf sein durch das lange Leiden unstät gewordnes Wesen wirkte. Auch Fürst * * * aus * * * störte unsern behaglichen Kreis nicht im geringsten; besonders wirkte, wenn ich abermals ein wenig egoistisch urtheilen soll, der Schatz von Hofanedoten, die ich diesem alten Hofcavalier nie zuge- traut hätte und die er in der lebenswürdigsten Weise zum Besten gab, auch bei Tische recht erheiternd auf Heinrich. Mein ebenbürtig Duschegreßchen mit dem Zobelpelzbesatz und das silbergraue Mäntelchen, nebst Ohrgehänge, Schnalle, Gürteln, Ringen, machten mich vielleicht auch etwas kurfähiger; der Schelm in mir mußte wenigstens oft darüber lächeln und machte seine stillen Bemerkungen — o die liebe Welt, was ist sie schwach! — — Eine recht interessante Polin hat mich (— oder meinen Seelenwärmer? weiß ich's selber jetzt? —) so lieb gewonnen, daß sie mich gebeten mit ihr in Briefwechsel zu treten. O Emilie, geliebte Emilie Zwanowna, warum treten Sie nicht in Briefwechsel mit mir? — — — —

Lebewohl, gute liebe Natalie! Grüße Deinen Harder, die Mutter, herzlich von mir und behalte lieb

Deine Charlotte Stieglitz.

An die Obermedicinalrätthin Stieglitz in Hannover.

Berlin, den 4. December 1834.

Innigst verehrte, beste Freundin!

Heinrich hat zwar acht Diefenseiten geschrieben, die mich ganz verstimmen machen sollten; ich kann und will es aber nicht lassen, Ihnen wenigstens einen herzlichlichen Gruß zu senden. Meine Gespräche mit Ihnen sind gütlich gar nicht abgebrochen; Sie haben Vieles in mir angeregt, das noch immer im Stillen verfolge. Könnte ich nur zuweilen um die Ecke biegen in die Beckerstraße hinein und ein wenig mit Ihnen spinnen; es wäre doch ein seliger Genuß für mich, ein solches Spinnen! — einen langen, langen Faden gab es oft, daß ein paar Stunden darin verwickelt waren noch wir uns umfahen. Wie eine gefangene Fliege sitze ich noch immer in diesem Netz und kann nicht heraus, um hier am Orte Hans und Kunzen mein Kniz zu machen und zu fragen: „Wie geht es Ihnen? Wie geht es Ihrer Herrn Schwager? Wie geht's Ihrer Frau Schwester?“ — und denn „immer lustig!“ denke ich mit Wetter Ludwig; es ist ein gutes, diätetisches Mittel für den Geist. Auch Ihre Morgenbesuche thun Ihnen wohl, wo Sie es auch nicht immer glauben wollten; bedenken Sie einmal, wie vielen ungesalzenen Leuten Sie schon Salz mit auf den Weg gegeben haben mögen!

Für Ihre liebende, rührende Sorgfalt danke ich Ihnen fast täglich noch. Das Pelzchen hat mir auf der Reise ganz unendlich wohlgethan, und auch hier in dem jugigen Berlin wickle ich mich gern zweimal, dreimal hinein. Das zierliche, warme Mäntelchen wartet auf den ersten respectabeln Frost; genug, ich bin erwärmt bis auf Herzensgrund von Ihrer Liebe.

Ihrem innigst Verehrten und Ihren theuren Kindern die innigsten Grüße, und Allen, Allen unsern Dank! Dem kleinen, tüchtigen Jungen einen Kuß!

In Liebe und Hochschätzung die Ihrige

Charlotte.

An den Obermedicinalrath Stieglitz in Hannover.

Berlin, den 20. December 1834.

Theurer, verehrter Freund!

In diesem Augenblicke kommt Ihr lieber Brief und ich beeile mich, da Heinrich nicht zu Hause, ihn gleich zu beantworten. Es hat uns schon die Besorgniß, mit der Ihre verehrte Frau an Ihre Schwägerin geschrieben, tief wehe gethan; ich schlief vor Unruhe die ganze Nacht nicht; wir glaubten Sie jedoch nun längst im Besiz unsrer Briefe, und nun sehe ich aus dem Ihrigen heute, Sie haben noch keine Zeile. Es war unvorsichtig, sehr unvorsichtig von uns, die ersten Nachrichten mit Gelegenheit gehen zu lassen; jedoch trieb der Mensch, der die Beförderung versprach, Heinrich (der Ihnen gern einige gewünschte Blätter beischicken wollte) noch recht an, ihm ja den anderen Tag den Brief zu schicken, und so hatten wir gar keinen Zweifel, daß der Brief, der nicht weniger als acht Seiten lang war, in einigen Tagen bei Ihnen sein würde.

Werden Sie das verzeihen, Theurer, daß wir unnöthiger Weise Sie vielleicht in Unruhe gesetzt? — Wenn wir aber nicht gleich in den ersten Tagen schrieben, so unterblieb es eigentlich aus einer gewissen Vollblütigkeit des Gefühls, und das Gefühl ist oft ein gar unpraktisches Ding — Cordelia liebt und schweigt — wir waren noch ganz in Gedanken bei Ihnen und waren doch losgerissen, wir mußten uns erst wieder gewöhnen, sammeln, finden; hatten wir doch selbst bei Ihrer lieben guten Schwester in Celle keine Ruhe, weil wir eben noch bei Ihnen waren; das mußte sich erst in einem thätigen, ernstern, zurückgezogenen Leben wieder lösen und ausföhnen.

Ich glaube, Heinrich ist auf einem guten Wege jetzt. Das Besuchmachen griff ihn sehr an und vor Allem das Wiedersehen einiger Freunde regte ihn in der lebhaftesten Erinnerung an seine Krankheit bei den ersten Malen sehr auf. Auch das Ordnen von Briefen aus jener Zeit (es kamen ihm da viele wesentliche Sachen vor, von denen er keine Spur der Erinnerung hatte, was ich Ihnen in Beziehung auf jenen Zustand noch besonders erwähnen möchte.) Das hat sich natürlich jetzt Alles beruhigt, wir haben sehr stille angefangen zu leben, und auch das war gewiß gut; eine wechselnde Thätigkeit, viel frische Luft und dann und wann einmal ein einzelner Freund that ihm in den letzten vierzehn Tagen äußerst wohl; er liest viel, sehr viel jetzt, und das scheint ihm zu großer Satisfaction zu gereichen; in diesen Tagen meinte er, er fühle sich innerlich ordentlich wachsen; dazwischen schreibt er Manches nieder, und weil er darnach Stundenlang in die Luft kam, so geht Alles gut. Auf Letzteres dring' ich besonders, weil ihm dies Sichvertiefenkönnen fast zu gut schmeckt und er sich beinahe übernahm. Doch wie gesagt, die Freiheit, zu jeder Stunde in die freie Luft zu können, scheint gerade für seine Natur unschätzbar. Einige Male, als ihn eine innere Beklommenheit und Unruhe anwandelte und ich ihm zureden durfte abzubrechen und aufs Feld zu gehen, und er nun frei und fröhlich zurückkehrte, da fühlte ich recht, was es für Modificationen von Glück geben kann.

Nach Petersburg werden wir nun nächstens schreiben. Wie unsäglich danken wir Ihnen und Ihrem herrlichen Bruder!

Leben Sie wohl und bleiben Sie uns gut. Hoffentlich wird doch nun endlich jene frühere Sendung in Ihren Händen sein. Sie ging, wenn ich nicht irre, durch die Hahn'sche Buchhandlung in den ersten Tagen des Decembers.

Aus innigstem Herzen Ihre

Charlotte Stieglitz.

An Ch. Mundt.

Berlin, den 7. November 1833.

Sie wissen, werther Freund, ein Buch, das ich einmal lieb gewonnen, kommt nicht so bald wieder unter Schloß und Riegel; um wie viel weniger ein solches, von dem sich die leidige Eitelkeit sogar den Titel gern ansieht! Ich überlese also heute Morgen von Neuem Ihre frische, jugendlich hoffende Vorrede^{*)}, nach der man auf ein erstehendes Griechenland schließen könnte — man denke sich diese geistige Republik, dieses gänzliche Verschmolzensein von Leben, Kunst und Wissenschaft, und dazu eine dicke Monarchie, so giebt das mit der Zeit einen Conflict, über den Mundt einen höchst geistreichen Aufsatz schreiben und irgend einem absoluten Herrscher unterthänigst widmen könnte! Doch wie gesagt, ich freute mich an Ihrer Vorrede, lese weiter, und ob die Sonne Schuld gewesen, die mir just auf Ihre Lettern schien, genug, ich combinirte klarer als sonst, verstand aus Ihrem Aufsätze über Steffens — eine schöne Kunst! — mit Einemmale Steffens' Innerstes, vornehmlich seine Poesie und Ihre damals überschwängliche Liebe zu ihm. Ich glaube, man muß seine Novellen nach dem, was Sie Seite 9 von ihm sagen, als ein Ringen, einen Versuch eines solchen dem rein Abstracten untreu gewordenen

^{*)} Zu den ihr gewidmeten „Kritischen Wäldern.“

Geistes nach Gestaltung ansehen. Der philosophische Geist aber verfolgt ihn trotz des Ringens (er ist vielleicht nicht jung genug mehr für einen solchen Kampf!) und läßt ihn, statt Gestalten, Erscheinungen haben. Es ist in seinen Producten nicht Gedankenleben, wie Sie ein andermal so gut sagen, sondern Gedankenerscheinung; daher das unheimliche Gefühl oft beim Lesen als wie in Grabgewölben. Er ist dem „steinernen Gaste“ allerdings entronnen, aber nicht den — schon wieder Erscheinungen? Zu einem Don Juan (s. S. 13.) könnte nur eine gestaltende Phantasie sich verirren, aber ich glaube, Steffens Phantasie ist ein Mittelding. Sie würden an meiner Stelle einen so guten Namen dafür finden, als der „speculative Pietist“ ist. Vielleicht mit S. 14 und 15. ließe sich das Räthsel lösen! Was hilft uns aber seine Erklärung S. 5.? Ist die Form nicht gleichgültig, wenn man dabei doch, wie er, sagt: „ich habe diese gewählt!“ Göthe hatte lange vor Dichtung und Wahrheit seinen Wilhelm Meister gegeben. Was mag in dieser Gestaltensfülle aus seinem Leben nicht Alles hineingeflossen sein, ohne daß er es selbst verkündet; und sonderbar, solche Schleier erwähnung erinnert gleich wieder an doppelte und dreifache Schleier.

Warum aber gerade Sie ihn so liebten, abgesehen davon, daß er überhaupt liebender Verehrung so würdig ist, auch dazu giebt S. 9. oben den Schlüssel. Sie freuten sich, einen bedeutenden Geist in gleichem Kampfe zu sehen, Sie verbündeten sich auf das Innigste mit ihm, sogen Beruhigung aus ihm, wurden sich klarer in ihm, sahen sich angegriffen in ihm, und schrieben diesen Aufsatz über ihn. Sie haben also für jene Periode ihm sicher viel zu danken; wem aber dankt man sein Lebelang? — Ich glaube nicht Dem, der auf dem Schlachtfelde seine eigne Wunde uns zeigt und dadurch den Schmerz für Augenblicke erleichtert, sondern Dem, der mit kräftigem, vielleicht rauhem Arme der Gefahr uns entreißt, und, sollt' es auch mit Heu und Stroh sein, unsere Wunden stopft! — —

Leben Sie wohl; ich mußte dies sagen, wenn ich mich auch noch so

sehr irre und Sie lächeln werden. Man ist rücksichtslos, wo man rücksichtsvoll ist. —

Ihre freundschaftlich ergebene

Charlotte Stieglitz.

Nun muß ich schnell auf, meinem Gemahl entgegen.

An denselben.

Berlin, den 8. November 1833.

— Lange bin ich bei Seite II verweilt. Das Gefühl, als Gefühl sich seiner bewußt, streitet hier mit merkwürdig siegender Macht; es bäumt sich auf für sein Recht, und nie habe ich schöner Begeisterung bezeichnen sehen, als in dem Satz: „so steht auch das concrete Gefühl“ u. s. w. u. s. w. Interessant ist, daß, während Sie schon im ersten Aufsatz gleich Ajax Dileus hinter dem Schilde des Telamonischen Steffens hierumdda gegen das Aufblühen der abstracten Philosophie tüchtig angekämpft, Sie sich nun mit Einemmale durch den neckenden Humor ganz von ihm ablösen, und dann in dem Aufsatz: „Philosophie und Musik“ — unter klingendem Spiel also — einen vollkommenen Sieg erringen. Im Lessmannischen Humor habe ich recht den Gegensatz zu dem Ihrigen gefunden. Der Ihrige ist gleichsam ein Wetterleuchten am schwülen Sommerabend, es entladet die Luft, dagegen der seinige zuckende Blitze eines schweren Gewitters mit nächtigem Hintergrund. — —

Stieglitz liest in diesem Augenblick mit aufschlagender Freude die Fortsetzung von Tieck's Hexensabbath; er kann die treffliche Darstellung der Katarina nicht genug loben. —

An denselben.

Berlin, den 7. Januar 1834.

Sollten Sie, werther Freund, nicht vielleicht Ihre Recension über *Rahel* wiedergefunden haben? ich hätte alsdann, sie heut Abend doch mitzubringen. Bedeutend bin ich in der Verinnigung mit *Rahel* vorgerückt, und wenn es in der Freundschaft nicht abzuläugnende Strömungen giebt, so muß in meinem Verhältniß zu ihr jetzt gerade volle Fluth sein! Vor einigen Abenden war ich in einer Theegesellschaft. Eine auf dem Sopha sitzende Dame hatte Aehnlichkeit mit *Rahel*; ich wurde ergriffen von dem Gedanken: „daß sie es wäre, und ich sie so gekannt hätte wie jetzt!“ Wahrhaftig, ich wäre ihr um den Hals geflogen oder ich hätte sie ewig belauscht, und mir vielleicht darüber mein schön russisch seidenes Kleid mit Thee begossen, und sie hätte mich obendrein ausgelacht. Die Verklärten aber lächeln sicher nur, und so möchte denn auch sie gelächelt haben, wenn sie gesehen, wie ich mit ihr gerungen.

Manche Kinder lieben keine neuen Puppen, manche Mütter ihre neugeborenen Kinder nicht; ich glaube, mir würde es auch so gehen — was ich aufgedrungen lieben soll, kann ich nicht lieben!

Was thut's? Giebt es nicht genug Leute, die das Neue lieben, eben weil es neu ist? — Die Liebe zu einem Buche, das mir ungewöhnlich angepriesen worden, reißt viel langsamer, (wenn ich nicht gar schon im Voraus dagegen opponire) fast widerstrebend; sie will gleichsam ringend gegen alles Vorurtheil selbst prüfen, selbst erkennen, selbst es verdienen, ihr eigen nennen — ja ich möchte sogar hinzufügen: vergessend, daß es Allen angehört!

Warum aber diese Briefe, bei aller Bedeutendheit, im Anfang nicht wohlthätig auf mich wirkten, hatte seinen Grund in dem so häufigen Aufwerfen großer Fragen, die nicht beantwortet werden — in dem Aufwühlen ohne wieder zu klären, sodaß ich chaotisch aufgereggt wurde, ohne beruhigt zu wer-

den. Da ich nun aber auch oft an Ueberfülle von Fragen leide, so thun mir Antworten bei weitem wohler — Sie verstehen wie ich das meine. Sei es jedoch nun, daß ich in diesem Bewußtwerden jetzt ruhiger lese oder überhaupt in einer empfänglicheren Stimmung dafür bin, oder daß sie selbst im letzten Theile ruhiger wird, genug ich bin auf das Brillanteste mit ihr ausgesöhnt und halte sie nun für's Leben!

Hierin also wären wir jetzt übereingekommen, Freund! In einer andern Sache werden wir es wohl schwerlich jemals.

Doch nicht zu vergessen: bei Ihrem neulichen Aufsatz über Tieck fehlt mir durchaus der „Hexensabbath,“ obgleich ich wohl weiß, daß Sie beim Zurückgehen auf die früheren Novellen gerade nur die Richtung seiner Künstlergestalten beleuchtet. Wie dem aber auch sei, es bleibt für mich die Zurücksetzung dieses Riesenkindes immer eine Lücke.

Stieglitz grüßt Sie.

Ihre freundschaftlichst ergebene

Charlotte Stieglitz.

An denselben.

Berlin, den 24. Januar 1834.

— — Welch' Vertrauen muß ich wieder zu Ihnen gewonnen haben, daß ich Ihnen eine so gefährliche Waffe einhändige, als da ist: ein Billet zu einer Beethoven'schen Symphonie! Lassen Sie sich gnädig finden, lassen Sie den Aufruhr Ihrem „Wirrwarr“ entgelten, und nicht den friedlichen Genossen Ihrer musikalischen Leiden und Freuden!

Man hat es übrigens darauf abgesehen, Ihre Bekanntschaft morgen Abend zu machen. Stieglitz sagte: das Kennzeichen sei, daß Sie vielleicht

wieder neben uns zu meiner Linken sitzen. Ich dachte gleich an die nähere Bezeichnung der Brille, und mit Einemmale kam mir diese wie der böse Kobold unseres nach der letzten Beethovenschen Symphonie entstandenen Streites vor. Wie kann ein solches Glas nicht verzaubert sein! welche Geisterchen spuken nicht in einem solchen Refleze! Spüren Sie nach dem Ursprunge dieses Unholds, ich bitte Sie um Alles in der Welt! — Eine auf dem Tische liegende Brille hatte schon von Kindheit auf etwas Unheimliches für mich, und ich habe oft gedacht: welche Augen mögen schon durch diese Glasaugen gesehen haben! — Eine geerbte Brille eines Menschen, den man nicht gekannt, denken Sie sich, wie schauerlich! — —

Heute Abend finden Sie Grimmer bei uns; ich denke, es wird ein wenig musiziert werden.

Anbei mit herzlichem Danke das Buch zurück. Ich habe die schönsten Lieder Rückerts, die ein wahres Herüber- und Hinüberleben des innern Menschen mit der Natur sind, ausgeschrieben. — —

A n d e n s e l b e n .

Berlin, den 24. Februar 1834.

— Lassen Sie es immer in sich und aus sich her austoben — wehe dem Schaffenden, in dem es aufhört zu toben! Ich glaube, jeden packt es und treibt es auf andere Weise, und jeder hat es auf seine eigene Weise zu bewältigen. Ich kostete oft in unserm Garten die ägenden Frühlingstränen, diesen Uberschwang des Weinstocks, der im Herbst die süßesten Früchte trieb. Nach Vollendung Ihrer „Lebenswirren“ müssen Sie ohne vieles Säumen Ihre

schöne Reise antreten, nachher wird Sie's schon wieder drängen zu Neuem, Ihnen Ungemessenen!

Mit herzlichem Gruße

Ihre Charlotte Stieglitz.

An denselben.

Berlin, den 15. Mai 1834.

— Ich werde zu Ihrem Plagegeist, lieber Mundt, indem ich nun auch das zweite Blatt kritisch von Ihnen gelesen wissen möchte. Lassen Sie sich nicht durch die saubere Abschrift stören, corrigiren Sie oder streichen Sie hinein, wo Ihnen irgend etwas unpassend scheint.

Stieglitz — oder vielmehr Nicht-Stieglitz, denn der Eigentliche ist jetzt eben nicht da — ist in dieser Periode seiner Krankheit wirklich fast ein Unmündiger; je länger Sie ihn kennen, desto mehr werden Sie diese merkwürdige Ebbe und Fluth bei ihm gewahren; nach zeitweiser Dürre schwillt mit Einemmale der Nil und befruchtend überschwemmt er den ganzen Stieglitz nach allen Seiten hin; dann dichtet er nicht allein, sondern dann schreibt er Briefe dugendweise, die verschiedenartigsten mit Sicherheit, lebt, liebt, liebt anders, sieht sich und Andere klar, und hat alle zerstreuten Kräfte beisammen. Ich necke ihn oft, er müsse mit irgend einem Kometen in Verbindung stehen, weil seine Ebbe und Fluth so ungleichmäßig und so plötzlich eintritt; und wahrhaftig, bald glaube ich selbst daran; natürlich geht's nicht zu, die Sache wird immer spukhafter, je ruhiger ich selbst ihr zusehe.

Wöge Ihnen ein gesegneter Tag innerlich wie draußen werden!

Ihre Charlotte Stieglitz.

An denselben.

Berlin, den 28. Mai 1834.

Hier haben Sie, Lieber, den zweiten Theil von * * * mit Dank zurück; Sie könnten ihn vielleicht heut Abend noch brauchen.

Die zweite Hälfte dieses Bandes habe ich fast nur mit Verdruß gelesen; da fehlt mit Einemmale der Genius mit dem Weltauge, der das Ganze überschaut und bewältigt; das nothwendige Uebel beim Kanonenkampfe, Massen gegen Massen, sieht man hier nirgends; Napoleon träumt oder macht Toilette; kein Feldherr regiert hier; blindes Schießen, Rauchwolken, Einhüllung, ein Pharaospiel unter dickem Qualm, wobei man nicht einmal die Würfel mehr erkennt. Wahrscheinlich ist die Darstellung oder Nichtdarstellung Schuld, daß unsere jetzige Kriegsführung mir aufs höchste empörend erscheint; nein wahrhaftig, diesen Kanonenschlünden gegenüber ist der ewige Friede doch etwas werth; wir wollen nächstens auf sein Wohl trinken in einer mit Zucker versüßten, zarten, anmuthigen kühlen Blonden!

Der Brand Moskaus ist nun aber in der That mit Schwefelhölzchen angelegt, und der ganze Effect geht hier in der breiten Ausföhrung der Privatinteressen unter; die Weltgeschichte spielt hierbei nur die Couliſſen-Decoration; man sehnt sich nach dem Allgemeinen, kommt aber nicht von Hansen's Gretchen los. Doch was schwäg' ich da einem Kritiker vor? Der dritte dicke Freund, mit dem Stiegliz bald zu Ende ist, wird mich vielleicht wieder in die anmuthigste Stimmung versetzen. St. abstrahirt von dem „historischen Roman“ und läßt sich in der Sophaecke bequem etwas vorerzählen. Bis er den Theil vollendet, könnte ich doch vielleicht einige Blicke in die gestern mir versprochenen „deutschen Briefe“ thun, darf ich wohl darum bitten?

Mit inniger Freundschaft

Ihre Charlotte Stiegliz.

An denselben.

Berlin, den 30. Mai 1834.

Haben Sie nicht selbst vor Kurzem erklärt, daß wir doch eigentlich im Ganzen zu tugendhaft wären? Lassen Sie mich also immerhin gestern ein wenig querein ins Kohlfeld gesprungen sein, ein wenig zur Unzeit gepoltert haben, ich werde dafür wieder Monate lang alle herumbüpfenden Quecksilber-Kobolde hinter einem langen Tugendspiegel breit schlagen! — —

Die Lesung Ihrer Zeilen machte mir einen brennenden Schmerz; neben unserer Tugendliebe haben wir doch alle noch zuviel Seelenzündstoff, und obgleich wir Stieglitze noch dazu an der Spree wohnen, sieht es mit den Löschanstalten immer noch zu dürftig aus, die Flamme schlägt hellauf und die tausende der löschenden Tropfen kommen fast immer zu spät. Glauben Sie aber nur, mein innigst Geschätzter, daß zwischen den weitläufigen auf flackernden Zeilen meines Briefes ein ganzes Heer von enggeschichteten aber ungeschriebenen stand; ich suchte Ihnen in der Hast gleichsam nur die hervorstechenden Krebschaalen eines Ragouts aus, und warf sie Ihnen eiligst zu während Ihnen doch im Herzen ein ganzes Gericht recht liebend bereitet war.

Wollen Sie mich froh machen, so kommen Sie heut Abend; ich versah es, daß ich die Zeilen, die mich frappirten, nicht gleich mit Bleistift unterstrich, so hätten wir uns sogleich verständigen können. Helfen Sie mir das wieder gut machen, bringen Sie Ihren Aufsatz selbst mit und die Sache wird gleich abgemacht sein.

So unendlich lieb mir Ihre Briefe immer sind, schon die Zeit durfte ich Ihnen nicht geraubt haben; halten Sie sich nur nie im Leben verpflichtet mir jedesmal zu antworten; so eigen das klingt, es ist mein heiligster Ernst und Sie wissen, wie es gemeint ist. Nun aber kommt die Hauptsache nach. Et. war wirklich gestern früh schon fort, um einem Kaiserlich Russischen Me-

dizinalrath noch vor der Bibliothek seine Aufwartung zu machen. Er ging sehr unwohl weg, und der Gedanke, daß er auch noch einige Stunden mehr für einen kranken Custoden zu übernehmen hatte, machte mich sehr unruhig; da haben Sie den Grund meiner Aufregung. Heut Morgen hat er es nur zwei Stunden aushalten können, es überfiel ihn immer Schwindel. Es wechselt jetzt sehr mit Aufgeregtheit. Heut Abend, denke ich, wird es gut sein, etwas zu singen; etwa: „hier im irdschen Jammerthal,“ oder: „Warum sind der Thränen“ &c.; nein, nein, kommen Sie nur, wir wollen die Seele lösen in guten Klängen. Auf Wiedersehn in Frieden!

Ihre Charlotte Stieglitz.

An denselben.

Berlin, den 1. Juni 1834.

— Meine Mutter pflegte vor Jahren oft zu sagen: „die artigen Kinder sind immer froh;“ ich bin nicht ruhig und nicht froh, folglich muß ich nicht artig gewesen sein. Dann hatte uns der Lehrer für Weihnachten ein allerliebstes Liedchen gemacht, worin folgendes Ströphchen eine große Rolle spielte:

„Und that ich auch mit leichtem Sinn
Nicht immer, was ich sollte,
So nehmt den guten Willen hin,
Der nie Euch tränken wollte.“

Das rührte nun meine guten Eltern bis zu Thränen; es blieb immer im Angedenken, und meine seelige Schwester machte diese unscheinbaren Zeilchen unvergeßlich, indem sie im Sterben lächelnd uns damit erschütterte. Heut Morgen beim Erwachen fielen sie mir wieder ein; nehmen Sie sich daraus, was Sie wollen.

Dürfen wir Sie Morgen, Montag Abend, von sechs Uhr an für die versprochene Mittheilung zu einem Spaziergang nach Schöneberg erwarten?

Mit Ihrem Aufsatze haben Sie aber doch gewiß außer einigen Zeilen keine Veränderung vorgenommen? Lieber, Theurer, lassen Sie mir die Beruhigung! —

Charlotte Stieglitz.

An denselben.

Berlin, den 12. August 1834.

(Kurz vor der Abreise nach Rissingen.) — — Ich hätte Ihnen Manches mitzutheilen gehabt, was ich in der letzten Zeit kennen gelernt; indeß mir fehlt der rechte temper. Möge die Reise, auf der Sie jetzt begriffen, Ihnen herrlich resultiren! Ich sende mit innigem Dank Ihr Tagebuch Ihnen wieder zurück; die Fortsetzung bekomme ich nach unserer Rückkehr am Ende doch noch?! — Auch Hamann erhalten Sie mit Dank zurück. Dieser ist uns doch schon ein recht fremdes Element; vorzüglich sein Verhältniß zum lieben Gott, diese fast materielle beständige Gegenwart, dies den Gott zu sich Herunterziehen bis in Noth und Schmutz (namentlich in H's Lebensbeschreibung) ist oft widerwärtig; im Ganzen aber war er mir doch interessant. — Unmuthig geschwelgt habe ich in den „Briefen eines Verstorbenen;“ da ist er doch ganz der lebenswürdige Mensch, von dem Rabel zu meiner frühern Bewunderung spricht; denn in den Tutti Frutti scheint er zuweilen aus seiner Haut herausgefahren.

Was sagen Sie zu Lamennais? Mir scheint es ein Stück Bibel mit Anwendung auf die neueren Verhältnisse ins Französische übertragen. Die Franzosen, die keine Bibel kennen, sind davon electrifirt, das steckt die deut-

deutschen Schöngeistern an, oder ihnen schmeckt der Bibeiton auf gut Französisch auch wie ein neues Gericht.

— Sein Herz dürfte man eigentlich nie vertheidigen wollen; es ist der Hohenpriester, der sich mit der Waffe gleich entheiligt. Ich kann es auch nie wieder, es hat einen zu niederschlagenden Eindruck hinterlassen, und so müßte ich Sie, geliebter Freund, schon ein anderes Mal bei Ihrer Meinung lassen, so schmerzlich es mir auch sein würde!

Unveränderlich

Ihre Charlotte Stieglitz.

An denselben.

Kissingen, den 7. September 1834.

So wie ich hörte, ein Brunnengast reise nach Berlin, klopfte auch gleich ein Gedankengruß an Ihre Thür, denn ich fühle mich ja schon längst wieder so ausgeföhnt mit Ihnen, als hätten Sie mir bogenlange Briefe geschrieben, und ich habe doch noch keine Zeile — das besorgen Alles die guten Geister, die hinundherschwirren und für die es weder Ferne noch Meilenweiser giebt.

Man muß reisen, um etwas zu erleben, Sie haben Recht, was für reiche vierzehn Tage haben wir gelebt! Gleich in Dresden, welche Eindrücke! Es gab dort Manches wiederzusehn, eine herangewachsene Nichte, ein bildhübsches Mädchen, einst ein seelenvolles Kind; dann eine mütterliche, aber ewig jugendliche Freundin, von der ich Ihnen aber gewiß einmal erzähle, die zwar acht Jahre älter, aber wie mich dünkt, noch viel lebenswürdiger geworden; oder vielmehr ich fühlte jetzt noch lebendiger als früher ihr ganz ei-

M m

genthümliches Leben heraus; sie gehört zu meinen Frauensternen. Wir
hen sie bei unserer Eil nur eine Stunde, aber es war eine wahrhaft poe
sche Stunde; der Abend lag wunderbar schön auf der ganzen Gegend, u
dazu jeder Baum und Busch und Teich ein Denkmal früherer Zeiten; ei
solche Stunde dehnt sich schon zur Erinnerung durch manches Jahr hindur
Auf der reichen Bildergallerie, die Sie, Freund, freilich viel länger genosse
hat mich diesmal vor allen Tizians Christus gefesselt. Sie erinnern s
gewiß dessen, es ist kein großes Bild, nur Portraitgröße ist die ganze Bede
samkeit in den Köpfen, höchstens noch in der Hand. Ich habe schon zu
mich mit tiefem Widerwillen abwenden müssen von diesen immer wiederh
dargestellten Körperleiden, worin nun schon seit Jahrhunderten die Künste
wetteifern (auch unser Museum ist ja so voll von diesen schwächsten Auge
blicken: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“) um mi
an dieser Auffassung nicht wahrhaft zu erheben und zu erbauen. Hier ist d
Moment Ruhe und Milde, aber in seinen Zügen lebt ein abgethaner t
innerlicher geistiger Schmerz; die vierzig Tage des Kampfes in der Wü
schimmern durch diese verklärte Ruhe hindurch. Sein Leiden ist jetzt abg
geschlossen, er steht über sich selbst, Daneben der braune materielle Kopf d
Pharisäers mit dem Zinsgroschen, gleichsam nur der dunkle Hintergrund, au
dem es sich licht hervorhebt. Doch Sie haben sicher länger bei Rafaels M
donna verweilt, diesem, wie er sie dargestellt, bedeutsamen Weibe der k
tholischen Kirche, während Holbeins innigere, bescheidenere, jungfräuliche
Maria sich mehr für die Hauskapelle zu eignen scheint; diese ist Gemüt
jene Geist! — Von Dresden fuhren wir zur Bastei; wenn ich den ganze
Weg dorthin, an einem der schönsten Nachmittage, mit St. nicht aus der
Entzücken kam, so war ich wiederum bei diesen grotesken Steinmassen, d
sich in der Dämmerung wahrhaft geisterartig gruppirt, selbst wie versta
nert. Wie es einem bei solchen überraschenden Anschauungen immer zu g
hen pflegt, alle Wunden der Welt fiebern wie von Neuem hier auf. Abend

wurde Stieglitz, der einen argen Rückfall bekam, wieder heftiger krank, und wir konnten erst sehr spät zurück. In diese Nacht werde ich noch manchmal denken; St. lag fast ohnmächtig, nachdem er 48 Stunden nur von Camillenthee gelebt, in der Wagenecke; der Kutscher, ein fürchterlicher Kerl, sah die günstigste Gelegenheit, die ihm vielleicht jemals vorgekommen, zwei Leben auf diesem Nicht-Chaufféewege im Walde aus dem Wege zu schaffen, um sich ihrer Effecten zu bemächtigen. Wie so ich noch zur rechten Zeit hinter seine Absichten kam und gewahr wurde, daß er mit einem baumstarken Menschen, einem Führer, im Einverständniß war, ich weiß es kaum — nur so viel weiß ich, daß dem Menschen in gefährvollen Augenblicken eine unglaubliche Besonnenheit zu Gebote stehen kann. In einer fürchterlichen halben Stunde bis zum nächsten Dorfe hatte ich diesen Menschen, ohne daß er Absicht merken durfte, ganz umzuarbeiten und umzustimmen, ihn zu überzeugen, daß mein Mann ein Gelehrter sei in dürftigen Umständen, ich hatte zu erzählen daß er als Student die Waffen gut geführt habe und daß ich im Falle der Noth, etwa eines Angriffs bei Nacht im Walde, immer einen guten Schutz an ihm habe, um so mehr, da er einige Pistolen unter dem Mantel trage, mit denen er gut Bescheid wisse; denken Sie sich nun dazu, daß ich, indem ich etwas weiter vorrückte und mich erhob, eine spizige Waffe neben ihm gewahr wurde, so mögen Sie begreifen, was es für ein furchtbarer Moment war. Mühsam verstand Stieglitz, der sich zu krank fühlte, mein Zeichen, richtete sich aber dann gewaltsam auf mit der Versicherung: der Glühwein, den er genossen, habe ihn zum gesunden Mann gemacht, er fühle sich plötzlich ganz umgeändert. In diesem furchtbar gespannten Zustande erreichten wir endlich das Dorf; das erste Licht war uns ein Himmelsstern der Rettung; wir machten hier natürlich gleich Halt, und obgleich ich fieberhaft erregt die ganze Nacht war und Stieglitz auf's Höchste elend, so war ich kindlich froh und dankbar gegen den Himmel, — warum? um dieses lieben bösen Lebens willen, mit dem wir es so gern noch von einer Zeit zur andern immer versuchen wollen,

versuchen, ob man sich denn wirklich mit seinen theuersten Freunden nicht am Ende noch verstehen wird?!

Nun hätte ich Ihnen noch zu sagen, wie mich die reiche Gegend von Tepliz entzückt, wie in Prag, — das übrigens dem alten herrlichen Moskauer noch nicht die Schuhriemen auflösen kann — weder bei Egon Ebert noch bei dem Maler Fühlich irgendwie von Ihnen eine Kunde zu erlangen war, Sie folglich nicht da gewesen sein müssen. Fühlich ist mitten im Vorwärts; wir haben in Berlin Skizzen von ihm gesehen, die uns entzückt; leider waren seine Schätze in Kisten und Kasten gepackt, da er nach Wien geht. Seine Frau vergeß ich nie, — solche Einfachheit bei solcher tiefen Einsicht und Berständigkeit! wie eine Nürnberger mittelalterige Künstler-Gattin lebt sie als Bild in mir. Wir trafen sie das erste mal allein; Sie hätten diese Art von Freude sehen müssen, mit der sie uns empfing, weil wir kamen, um ihres Mannes Bilder zu sehen; mit einer Art Verklärung sprach sie von seinem Schaffen, genug, es war der Mühe werth, da Alles eingepackt war, dieses Bild wenigstens gesehen zu haben.

In Baireuth haben wir aber eine Cousine gefunden, von der ich Ihnen noch Einiges sagen muß. Ganz das Gegenstück der Gattin Fühlichs durchaus romantisch, electrisch, mehr egoistisch selbständig, voller Geistesleben und eben so viel Schmelz. Wie schnell wird man doch auf Reisen bekannt wie Wolken fliegt man zusammen, und es donnert und blitzt gleich, man ist ewig lebendiger Zündstoff! Da ich aber weiß, solcher Wesen gibt es doch in Ganzen nicht viele, so halte ich es eben für einen Zauber, daß man von solchen Naturen magnetisch angezogen wird, sobald man nur in die Nähe kommt. Denn ich behaupte, ein solches Mädchen giebt es in einem Umkreis von so und so vielen Meilen doch nur ein einziges Mal. Es kann doch einmal noch einen wunderschönen Kreis für uns geben, wo die verschiedensten Individualitäten, die alle ein rother Faden bindet, ein wahres Götterleben führen können; was meinen Sie dazu?

Doch wo komme ich hin? man soll bei diesem Rissinger Brunnen hübsch prosaisch sein, sich auch weder betrüben noch sich freuen. Die Gegend ist recht hübsch, aber es ist eine langweilige hübsche — dabei bleibe ich, soviel man auch dagegen streitet. Stieglitz ist hier zum Bewußtsein gekommen, daß er viele Jahre schon körperlich leidet, aber nicht eher daran geglaubt hat, bis es ihn geistig störte. Der Arzt, ein sehr gebildeter Mann, meinte gestern, er hätte schon vor acht Jahren eine ernstliche Kur vornehmen müssen. Die ersten Tage hier wechselte Ermattung und Aufgeregtheit halbestundenweise immerfort ab; jetzt geht es viel besser; schreiben ist ihm eigentlich gänzlich untersagt, lesen darf er nur ganz leichte Sachen; wir hatten Nabel mitgenommen, dürfen und können aber beide keinen Gebrauch davon machen, da der Kopf bis zum Schwindel von diesen Bädern und diesem Trinken eingenommen ist. Unser Leben ist mit den dreißig bis vierzig Personen, die noch hier sind, ganz familiär. Des Mittags sitze ich gewöhnlich bei * * *, der hier einen seltenen Humor zum Besten giebt. Minister von D. mit seiner Frau sind interessante Leute, außerdem eine lebendige Polin, ein vortrefflicher Klavierspieler, der mich des Abends zum Singen begleitet, einige wirklich leidliche Geheimräthe, so vergeht die Zeit so ziemlich gut; Gedankenfreiheit dabei, gutes Wetter, ein herrlicher Brunnen aus der lieben Mutter Erde, der uns mit Hoffnungen tränkt, denn man kann sagen, Stieglitz fühlt sich, je gequälter für den Augenblick, desto reicher an Hoffnungen für die Zukunft, die ihn oft jetzt ganz ausgelassen machen, und in der That, Sie werden sehen, der gesunde Stieglitz ist ein ganz anderer Mensch. Doch schon zu lange habe ich mich für eine Brunnengastin schriftlich mit Ihnen unterhalten. Ich frage täglich den Postboten, ob kein Brief aus Berlin gekommen, und er schüttelt immer den Kopf, der böse Mann.

Leben Sie wohl, theurer Freund! Von ganzen Herzen grüßt Sie

Ihre Charlotte Stieglitz.

Den 9. September.

Wie freue ich mich nun, daß der Abreisende einige Tage zugegeben, und ich Ihnen nun noch danken kann für die große Freude, die Sie, lieber Freund, uns heut bereitet. Fast haben wir uns zu sehr gefreut, denn der Arzt fand uns beide ungewöhnlich erregt, und wir sollten keine Zeile schreiben, hat er uns zur Pflicht gemacht; ich kann es nun auch in der That nicht, und meine Freude ist Ihnen gewiß heut genug, ein andermal hoffe ich mehr geben zu können. Dank, tausend Dank! —

Nachmittags.

— — — — — Daß auch ich nicht wie ein Blümchen im Sonnenschein aufgewachsen, mögen Sie mir, Theurer, immerhin glauben. Ich bin sogar überzeugt, wenn wir unsere Schatten gegenseitig vergleichen wollten (ungefähr von meinem siebenten Jahre an) ich würde Sie überschatten. Das Uberschatten können Sie mir schon gönnen, das Ueberstrahlen gehört Ihnen. Und dennoch stelle ich den innern Conflict, in welchem der tiefere Mensch früher oder später zur Welt geräth, nach seiner Individualität Jeder anders, wie höher, und auch darin werden wir übereinstimmen. Ich habe leider ein sehr gefährliches Verhältniß zur Welt; denke ich mir ein paar Menschen weg, scheitere ich im eigentlichsten Sinne an ihr, denn ich lebe dann nicht mehr in ihr. Mit diesen wenigen Menschen aber kann ich eine ganze Million um mich herum nicht allein ertragen, sondern lieben, ich kann kindlich froh bis zum Uebermuth, genug ich kann glücklich sein und deshalb auch vielleicht beglücken. Die Welt hält mich nun für eins ihrer dankbarsten Glieder, und o Gott, wie sehr bedingt ist doch meine Liebe zu ihr! wie wenig scheinbar und wieder wie viel habe ich nöthig, um ihr treu zu bleiben — da sehen Sie, welch ein gefährliches Glück das meine ist! Mein Frohsinn ist eben jene Selbstvergessenheit, entsprossen aus vorangegangenem Bewußtsein, von dem Sie in Bezug auf Schaffen in dem herrlichen Briefe an Stieglitz sprechen

erzwingen läßt sie sich nur nicht, sie überrascht ebenso wie das wunderbare Freitwerden im Schaffen; die Wurzel mögen wir tränken, was herauswächst, müssen wir erwarten. Ein gut Stück von der glücklichen Selbstironisirung, wie Sie dieselbe verstehen, mischt sich auch in meinen Frohsinn; ich habe mich selbst daran wieder mehr verstehen lernen. Sievon aber, meine ich, ist der Grund mehr Kraft, als Demuth; nicht so? Man muß einmal sich oder etwas außer uns aufgegeben haben, und sich oder etwas außer uns besser wiedergewonnen haben, dann werden wir schon fertig mit der Welt.

Wie unrecht haben Sie doch, Lieber, zu behaupten, ich könne schreiben; träumen kann ich, aber nicht schreiben; wieviel habe ich in Gedanken mit Ihnen gesprochen, aber das Wort fehlt mir noch sehr, auch die Klarheit es herauszuprägen. So lasse ich Vieles ganz unberührt, was in mir aufkommt. Vielleicht kann ich es mit der Zeit mehr, und dann schreibe ich Ihnen einen bessern Brief, d. h. einen der mich noch freier macht, mich noch mehr löst. Zu entschuldigen brauche ich mich nicht bei Ihnen, selbst wegen der Schrift nicht; ich kann mich ganz geben, immer ohne Rückhalt, scherzend und ernsthaft, Sie haben immer Ihre Freundin herausgefunden, Sie böser Mensch! werden Sie denn nicht ein wenig roth?

— Wie freue ich mich, daß es nach Ihrer Reise aus Ihnen herausblühen, wachsen und reifen wird!!! Meine „Kindermemoiren“ sind in den verwichenen Monaten wahrhaft erstickt. Welcher Ernst liegt zwischen jenem schönen Morgen in Pankow und dem heutigen! Ob ich je wieder so froh werden kann, ich weiß es nicht, es war eine berauschte Sonnenhöhe, von der ich bald, ich weiß nicht, wie viel Schub, herunterglitt; aber wie man vorsichtig und weise mit der Zeit werden wird! wie man sich vor seinem eigenen Schwindeln mit der Zeit fürchtet, die Gipfel vermeidet, weil man zu sehr erhitzt und bergab abgekühlt werde, es ist doch wahrhaft rührend!!

Den 16. September.

— Werden Sie glauben, Freund, daß seit einigen Tagen die Professorin Z., der Professor Sch., und noch ein anderer Freund, hier sind. Wir haben uns schon in Beziehung auf Sie, wie Sie wohl denken können sehr mit diesen Leuten gefreut! Wie liebenswerth und durchbildet und tüchtig an Geist und Gemüth nun auch sie als Frau und er, der deutsche Mann sein mag, wegen Z. sind in uns beiden, und vorzüglich in Stieglitz, manche Bedenklichkeiten aufgestiegen. Freier von jeder Einseitigkeit und Befangenheit erhalten wir uns doch in Berlin; das Weltauge bleibt ungetrübter in diesem großen Mittelpunct; man bringt ein Opfer, das ist wahr, und dennoch an wie vielen sind wir selbst schuld! Warum hatten wir Sie nie mit unserer Doctorin Detmold bekannt gemacht? da war auch Leben, Verstand, Bildung, Gemüth; nun ist's zu spät mit ihr; indeß müssen Sie die Herz kennen lernen und sie soll Ihnen gefallen. Ich fühle, ich war nur zu ungerecht; was ist die Hegel für eine Frau! und es werden sich auch jüngere Freundinnen finden, lassen Sie uns dafür Sorge tragen, ich will auf geniale Bekantschaften ordentlich Jagd machen! Dazu Stieglitz von der Bibliothek frei gedacht, so können wir kleine Reisen mit und ohne Anhang in alle Welt machen. Hätten wir Sie nur hier, es giebt so vieles durchzusprechen, es sind so viele neue Anregungen gekommen, innerliche und äußerliche. Dazu hat auch mich in den letzten Tagen diese Kur auf eine ungewöhnliche Weise angegriffen, sogar alte Brustleiden aufgerührt, sodaß ich mich auf's Aeußerste ruhig halten muß. Ich denke es soll eine Krise sein auch für mich, aus der ich gesünder hervorgehen werde.

Nun Addio! Schonen Sie ja Ihre Gesundheit, und vergeuden Sie nicht Ihre Reifefrische zu sehr in Stubenluft!

Alle guten Geister mit Ihnen!

Von Herzen

Ihre Charlotte Stieglitz.

Die

Die Bekanntschaft von Uhlund und seiner Frau haben wir auch in einem elenden Gasthof in Hassfurt ganz zufällig und abenteuerlich gemacht; die Segel fanden wir unerwarteter Weise in Schweinfurt.

Mein Brief sieht wirklich wie ein Brunnenbrief aus; ordentliche Federn weder im Kopf noch in der Hand hat man hier. Dazu hat man eine neue Sprache lernen müssen, nämlich die Fingersprache (mit Scheidler); Alles macht noch mehr confus. — —

A n d e n s e l b e n .

Berlin, den 3. December 1834.

— — Nicht nur ich habe nichts Gescheidtes über *** sagen können, sondern in der That kein Mensch! Eine siegende Satisfaction, eine blühende Schadenfreude für mich! Gönnen Sie mir diese, ich war in den verwichenen Monaten wirklich zu fromm, ich war krank, ich gefiel mir nicht. Siegend und gesund muß selbst der Schmerz sein, auch in Ihren Lebenswirren triumphirt er und in allem Höchsten. Wie krank schreiben die jetzigen Componisten doch außer einigen wenigen; wenn ich jemals wieder singen darf, so will ich fürchterlich einseitig werden; gestern Abend sang ich innerlich immer die Mozart'schen Töne: „O welche Seligkeit“ u. dies hebt und trägt uns, ein wahrhaft götterfeeliges Schmerz in den Tönen!

— ** giebt eine geistreiche obligate Begleitung zu Ihrem Thema, er variirt melodramatisch Ihren Grundtext, ein ganz musikalischer Aufsatz ohne Punct und Komma — merkwürdig! Es kommt mir aber überhaupt vor, als wenn beim Aufgehen eines Kunstwerkes ein Memmonsklang in ihm erweckt wird, den er unruhvoll und hastig ausklingt. Als Mensch mag ** Energie haben, das weiß ich nicht; sein eigenster Geist aber ist mehr ein Frauengeist,

M n

ganz flüssig ohne alle Knorpel und feste Bestandtheile. Diesmal hat er sich süß bacchantisch an seinem Gegenstande berauscht, er träumt darüber süßen Weines voll, dieser weichliche genussüchtige Geist; er saugt wie eine Biene und giebt Honig wieder; indeß solche Kunsttrunkenbolde sind in unsrer nüchternen Zeit auch von Werth.

Mit großer Freude haben wir die ersten Parteen der „Kronenwächter“ gelesen; ein tiefpoetischer Mensch, eine ächt mystische Natur, dieser Urniim! —

— — Habe ich nicht Recht? Ihre Menschenkenntniß wird sich bei der Redaction Ihrer Zeitschrift nur immer noch mehr vermehren; gut nur, wenn man doch Einige auf der Welt hat, mit denen man ganz ungekünstelt leben kann und wo der Plunder von Weltflugheit und Erfahrung in Staub zusammenfällt! Bis auf Wiedersehn, lieber hochgeschätzter Freund! —

Charlotte Stieglitz.

An denselben.

Ohne Datum.

— Noch ehe Sie mir die kleine Anweisung zu meiner Lectüre geben, möchte ich Ihnen wie einem guten Arzte ein früheres Recept von Sch. schicken, und dabei fragen, ob etwas Philosophisches immer untermengt, wobei ich mich recht zusammenzufassen hätte, mir jetzt nicht besser wäre? Zu viel gezwungen gewesen, nach Außen und mit Menschen zu leben, ist mein Geist so zerstreut und unruhig geworden, daß ich der Vertiefung und der Concentrirung vor Allem bedarf! Die herrlichen Gestalten des Homers, den Stieglitz liest, haben mich gestern Morgen nicht fesseln können, ich fühlte, es war nicht das, was mir in diesem Augenblick so dringend Noth thut. Ge-

ben Sie mir Ihre Vorschrift, und ich mache mich gleich ans Einnehmen mit gutem Vertrauen; ich habe eine Ahnung, als wenn ich davon wieder recht gesund und stark würde. — —

An denselben.

Berlin, den 13. December 1834.

— Daß Sie vielleicht nicht heiter an uns denken könnten, drängt mich Ihnen zu sagen, daß die ganze Unruhe in Stieglitz doch mehr, wie sich jetzt zeigt, durch eine Erkältung, einen Schnupfen erregt, der bei der noch immer obwaltenden Reizbarkeit ihm gleich das Blut zum Kopf drängt und augenblicklich, wie ein unvorhergesehener Wirbelwind, uns außer Fassung bringt. Ziehen Sie aber aus meinen Stimmungen ja keine Schlüsse! Alte längst vernarbte Wunden stechen wieder, wenn das Wetter umschlägt; auch in meinem Nervenleben ist seit einiger Zeit wechselndes Wetter und die alten niedergerungenen Dämonen erstehen wieder, mich mit glühenden Feueraugen doch nur zur tiefsten Ruhe zu verlocken! Sonderbarer Widerspruch in der Natur, daß man so glühend nach Ruhe verlangen kann! Die Luft wird sich wieder reinigen, es wird wieder klarer Tag werden, und was mir die Hauptsache ist: ich werde wieder gleichmäßig tapfer allen Stürmen trogen können! Und muß ich es nicht? bin ich denn nicht am Ende doch tief glücklich? —

Gestern war ein guter Tag, unser vorgestriger Lichtabend schien noch hell hinein. Stieglitz mußte auf mein Commando turnen à l'Anglaise und das bekam ihm vortrefflich; täglich soll er das nun fortsetzen unter meiner Inspection. Ich meine, auch Sie wären gestern sehr vertieft gewesen, es bestätigte sich mir, als St. Sie nicht bei Ranke gefunden. Heut geht's auch

wieder gut; trotz etwas heißem Blut hat er eine glatte Stirn, ich gebe ihm diese gute Censur, um ihn damit anzuspornen.

Immer und durch alle Nebel hindurch

Ihre beiden Stieglitze.

An denselben.

Berlin, den 15. December 1834.

Wie Heine einmal in Beziehung auf Tiecks frühere Periode meint, er habe einen zu starken Schluck vom Verjüngungstrank getrunken und sei darüber kindisch geworden, so möchte ich fast fürchten, Ihr Brief, lieber Freund, sei eine zu starke Dosis kräftigender, aufregender Arznei für mich gewesen, so daß mir leicht ein kleiner Schnurrbart danach wachsen könnte. Den ganzen gestrigen Tag habe ich wenigstens mitten unter Menschen immer in Gedanken meine altgewohnten Waffen wieder blank gepuzt, sie waren nämlich etwas verrostet; Gott sei gedankt, daß ich sie noch habe! O Ihre frühere Freundin hatte sich ein gutes undurchdringliches Schild geschmiedet, ein ehern Panzerhemdchen angethan. Ein seliger Friedens- und Frühlingstraum hieß mich die schwere Kleidung einmal ablegen, und ein schwüler Sommer und Herbst, der mich krank machte, nahm mir im eigentlichsten Sinne die Kraft, sie von Neuem umzuhängen; das war die Rache!

Dank, Dank Ihnen, Freund, daß Sie mich wieder im Winter daran gemahnt und ausgerüttelt. Es ist wahr, die Zeit hat keine Zeit zu Träumen, und wenn es die süßesten gewesen wären! Nun wohl, Lottchen! so stehe von heut an wieder Schildwache und troge der Hitze und der Kälte nach wie vor! — —

Für die übersandten Blätter meinen Dank! Lassen Sie Ihrer neuen

Freundin ja gütigst alles Aehnliche zukommen, wie der verblichenen! Sie kennen sie ja übrigens von Alters her, so böß ist sie auch nicht; aber, aber das Schnurrbärtchen, wie gesagt, will seine Muthwilligkeiten haben, und die müssen Sie nun schon im Voraus alle verzeihn. Wie wunderbar aber doch, daß Sie mich wieder mit meinen wenigen Zeilen hier und da mißverstehen mußten; ich weiß nun, es liegt lediglich an mir in der Abgebrochenheit und Unbeholfenheit meines Ausdrucks. Wie ganz anders habe ich das tief glücklich gemeint, als Sie in Ihrer Antwort es nehmen; ein in der Form steifgewordenes Glück kann ich nie gewollt haben, das liegt ganz außer meiner Wesenheit. —

Und nun noch Eins! selbst in meinen krankhaften Stimmungen, in denen das Nervenleben überreizt und das Gefühl mit mir davonläuft, sollen Sie nicht glauben, daß ich keinen Gott in und über mir hätte! Vor einiger Zeit schrieb ich in mein Tagebuch ungefähr so:

„Zu große Fülle übersinnlicher Liebe ist es, welche die engeren Banden dann und wann sprengen möchte! Ich wußte es nie, und weiß es noch nicht, wo ich mit meiner Liebe hin soll; die Welt braucht sie nicht, kein Mensch bedarf sie in dem Maasse, als ich sie zu geben habe, daher denn die gesteigerte Sehnsucht des Ueberfließens meiner Liebe in Gott in das Unbegrenzte, Maßlose! Ich bin müde zuweilen des ewigen Zurückdrängens meines Heiligsten; der Verstand soll hier herrschen, die Klugheit regieren, und die Liebe darf nicht Liebe sein! Der Mensch muß seine Krone niederlegen und muß zum Bettler werden, sein Heiligstes muß er zu Grabe läuten und Sparpfennige weiser Erziehung mit sich herumschleppen, die er auch noch haushälterisch auszugeben gelernt. Die Münze versteht jeder, sie klappert und klimpert von Hand zu Hand, giebt man etwas Anderes aus, so ist man ein Narr!“ —

Ihre gesunde Freundin aber wird die Zeitung lesen, und am Bette der chronischen Zeitkrankheit auch wohl manchmal recht herzlich gähnen, und begierig den Puls zuweilen fühlen, ob es denn niemals zur Krise kommen wird?

Sie haben einen glücklichen Standpunct (glückliche Bewegung vielmehr) erreicht. Gott gebe doch auch dem Stieglitz und allen tief Leidenden Kraft und Gesundheit, aus diesem Rauch herauszubrennen!

Nun, Gott befohlen!

Ihre Charlotte Stieglitz.

An denselben.

Berlin, den 20. December 1834.

— Bitte, bitte, Theurer, vergessen oder besser zerreißen Sie alle Briefe seit dem letzten Sommer, die eine krankhafte Aufgeregtheit haben! Sein Sie im Innersten davon überzeugt, daß es eine körperliche Verstimmung war und noch ist, da das doppelte Brunnentrinken erst hier und dann in Kissingen wahrhaft wie Gift auf meine ganze Organisation gewirkt. Ich werde es ja wieder los werden, und Sie werden sehen, meine Reizbarkeit wird aufhören, ich werde wieder einen kräftigen Geist bekommen, wie einer Frau auch ganz gut steht (denn zu große Zartheit und zu vieles Rücksichtnehmen darauf erschreckt mich ordentlich) und es wird sich bequemer und besser mit mir leben; wenn ich vielleicht einmal müde werde oder stille wie am letzten Abend, so halten Sie es nicht für Seelenstimmung (ich war innigst froh jenen Abend) sondern nur für körperliche Ermattung, die durch Kleinigkeiten: ruhig hinsetzen, ein Butterbrodt essen u. dgl. gleich wieder gehoben ist. Manche Tage muß ich mir im eigentlichsten Sinne erst gewinnen durch ru-

biges Liegen auf dem Sopha, gegen Mittag fange ich gewöhnlich erst an aufzuleben, das wird sich Alles wieder geben, denn ich hatte schon in früheren Jahren einmal ähnliche Zustände, und wurde danach auch wieder ganz gesund und stark. Ziehen Sie daher aus der augenblicklichen Wirkung Ihres aus rüstiger Seele gegebenen Rathes ja keine resultirende Folgerung; es schreckte mich in meiner jetzigen Passivität gerade so auf, als wenn mit einem Male Jemand mit einem Helmbusch vor Einen hintrete, man fährt zusammen, und nach und nach kräftigt der kriegerische Anblick. Ich hoffe Sie noch manchmal im Leben um Rath zu fragen, und warum sollten Sie mir nicht auch manchmal noch einen gutgemeinten Rath aus eigenem Antriebe geben? Man kann mit seinen resoluten Vorsätzen am Ende auch ein wenig ins Extreme kommen! —

Und nun meinen herzinnigen Dank für Ihren lieben Gruß mit den Noten!

Den heiligen Abend, den Mittwoch, werden Sie uns da nicht zu einem Ausflug abholen? Heinrich grüßt Sie auf's Wärmste. Wir freuen uns auf den heiligen Abend.

Charlotte Stieglitz.

An denselben.

Berlin, den 26. December 1834.

Nehmen Sie, theurer Freund, mit einem innigen Festgruß beiliegendes kleines Andenken freundlich auf; es sollte schon am heiligen Abend zu Ihnen hin, aber so einfach es auch ist, und eben nur einen guten Willen darlegen möchte, ich konnte dennoch wegen meines Unwohlseins vorgestern nicht damit fertig werden. Gönnen Sie dieser Lyra an Ihrer lichtgrauen

Wand irgendwo ein Plätzchen, oben und unten mit einem Nägelchen befestigen Sie Ihre Uhr, wenn Sie sie ablegen, hinein, und so fehlt auch die Zeitbewegung nicht darin.

Wie Vieles ist Moment im Leben, und wie gut, daß sich durch alle die Momente doch ein rother Faden hindurchzieht! Vergessen Sie meine Momente und halten Sie sich an den Grundfaden! *)

Aus innigstem Herzen

Ihre Freundin

Charlotte Stieglitz.

*) Der letzte Brief, den sie geschrieben.

VI.

Um den achtzehnten December hatte Heinrich Stieglitz einen Traum. Es war ihm, als versinke drüben im Flusse, der vor ihrer Wohnung ruhig hinschwamm, das geliebte Weib, mit deren Besitz ihn der Himmel gesegnet hatte. Und er stürzte hinunter, und schrie und weinte, und streckte die Arme aus, um sie der Fluth zu entreißen, aber ach! es war zu spät, und Charlotte nicht mehr zu finden. Da ward der Betrübte, nachdem er die erste dumpfe Verzweiflung abgeschüttelt, auf Einmal still, und es schien ihm, als sei eine seltsame Mahnung, von der er wohl oft aus dem Munde der Geliebten dunkle Worte flüstern gehört, zu plötzlicher Erfüllung über ihn gekommen. Diese Mahnung verhiess, durch den Verlust des Besten im unsäglichsten Unglück wiederzugewinnen, was er verloren hatte, nämlich: sich selbst. Dies hatte die wunderbare Frau oft gedacht und leise angedeutet, wann es auf das Aergste zu kommen schien mit den düstern Wirren eines unbefriedigten Geistes. So beschloß er denn nun jetzt, fortzuleben und fortzuwirken was noch an ihm wäre; und in dieser Dede des Lebens fühlte er sich über dem Leben, war ohne Hoffnung und auch ohne Furcht, allein auf sich gestellt, Gott und seine Liebe getreu im Herzen, ein erneuter Mensch, in alter Einsamkeit wie ehemals, und mit junger Kraft! — —

Es war ein Traum gewesen!

Aber den andern Tag, nachdem er dies geträumt, war sein Wesen heftiger und gehaltener als seit langer Zeit. Der giftige Trieb seiner Krankheit, sich selbst zu Tode zu quälen durch Phantasieen und Reflexionen, für diesen Tag gewichen wie ein gebanntes Gespenst, und hatte einem milden nachdenkenden Friedenszug um die Stirn Platz gemacht. Charlotte forschte und fragte freudig und denkt, die bessere Zeit, die so oft durch Wünsche und Pläne aller Art heraufbeschworen, beginne endlich. Da erzählt er ihr die Geschichte seines Friedens, um welchen Preis er diesen in seiner Vorstellung erkauft. Er sagte sie gedankenvoll lächelnd. Also das kann dir helfen? Nun, so ist's recht. ja, nur aus der Tiefe des Schmerzes, nur aus der ächten Resignation kommt die rechte, die dauernde Kraft, die hohe Ruhe des Geistes, ohne die nichts wirklich Großes geschieht. Halte nur fest an deinem Vorsatz, und sie wird dir werth sein.

Seit diesem Tage reifte zur Gewißheit in ihr ein Entschluß, welchem sie schon in Rissingen, in Stunden zusammenschreckender Lebensangst vertraut geworden, und den sie durch eine großartige Idee, die der gewöhnlichen Anschauung unbegreiflich erscheinen muß, sich zu begründen gewußt.

Sie glaubten beide an Träume und ihr Hinübergreifen in die Wirklichkeit.

Am Abend jenes Tages, wo der verhängnißvolle Traum die Idee in ihr befestigt hatte, daß sie ein Opfer werden müsse für das Heil ihres kranken Dämon besessenen Gatten, suchte ich beide heim, um sie zu einem Ausfluge zur Schau der Weihnachtsausstellungen, die um diese Zeit an den öffentlichen Orten begonnen hatten, zu bereden. Sie hatten sich seit ihrer Rückkehr nach Berlin einer fast hartnäckigen Einsamkeit übergeben, je nothwendiger ihnen Zerstreuung und äußere Aufheiterung war. Der festliche Weihnachtsglanz der Säle, die wir miteinander durchstrichen, brachte nicht, wie es schien, die Gemüthslust herbei. Charlotte war tief versenkt in sich selbst, sie schien ihren Gedanken mit etwas beschäftigt, das von ganz besonderer Art sein mußte, und ging, fast ohne zu sehen, an dem bunten Lichte- und Farbenspiel der

genstände vorüber. Ich ahnte den Zusammenhang ihrer sichtlichen innern Bewegungen nicht, obwohl ich dies edle, schöne Herz sonst immer klar und durchgängig zu verstehen glaubte. Nur ein banges, kaltes Befremden überschlich mich vor diesen Zügen einer fürchterlichen Resignation, wie ich sie niemals in solcher Weise auf diesem lieben Angesicht erblickt hatte. Einigemal schlich sie gebückt einher wie ein armes stummes Opferlamm, das geduldig und mild sein Kreuz auf sich genommen, und bildete einen um so schneidenderen Contrast zu ihrem Gatten, der gerade an diesem Abend einmal heiter und lebenskräftig schien, ja ein gesichertes und muthvolles Auftreten zeigte. Ich beobachtete beide genau, obwohl ich von dem Traum und den Gedankenfolgen, die man ihm gegeben hatte, erst später erfuhr, und in dem Augenblick nur das beklommene Gefühl eines peinlichen Räthsels hatte, das mich freilich die ganze folgende Zeit über nicht wieder verließ. Charlotte blieb zuweilen zurück, scheinbar der Betrachtung irgend eines einzelnen Gegenstandes in den Gropius'schen Sälen hingegeben, wemm schon sie deutlich an ganz Anderes dachte, und heimlich an sich selbst nagte in unablässigen Gedanken. Ich gesellte mich dann zu ihr und blieb bei ihr stehen, während Heinrich vorausgeeilt war, auf den sie, gegen ihre sonstige Gewohnheit, an diesem Abend wenig Aufmerksamkeit hatte. Sie überließ ihn sich selbst, da er plötzlich heiter geworden schien, und wer konnte es denken, welches Geheimniß der Beziehung dabei versteckt lag. Es war schon ein Loslösen von ihm, wie von der Welt eingetreten, denn ihre Liebe hatte sich vorgenommen, zu verlieren, was sie erhalten wollte. Zugleich war sie so angestrengt und ermüdet, und hatte doch auf sich selbst so wenig Acht, um für sich zu sorgen, daß man sie zum Niedersitzen und Ausruhen nöthigen mußte. Wir saßen an einem entlegenen Tisch, während aus der Ferne einzelne Klänge der Musik, welche das Diorama begleiteten, zu uns herüberstiegen. Einige Erfrischungen hatten ihr gutgethan. Aber das Wohlausseh'n, das sich dann wieder bei ihr einstellte, war eigener Art. Die feine Purpurröthe, die ihr Gesicht ganz über-

zogen und wie in eine stille Gluth getaucht hatte, gab ihr einen fast durchsichtigen Schimmer und wunderbar geisterartigen Schein, in den man mit schmerzhaft süßem Erstaunen hineinschauen mußte. Beim Nachhausegehen wurde sie heitrer und gesprächiger und schien sich selbst noch einmal dem Leben zurückgegeben zu haben. Die Erde hat immer ihre kettenden Liebesbänder, welche sich gern und schmeichelnd wieder an die Seele festschließen und die leiseste Gelegenheit der Stimmung begierig ergreifen, um einen gewaltsamen Entschluß in sich selbst umzustößen. Zum Abschiede sagte sie mit ihrem herzlichen Händedruck: „nun auf Wiedersehn! in jedem Fall auf Wiedersehn!“ und sprach es mit einer bedeutsamen Betonung, daß es sich herausfühlte, es müsse bei diesen Worten noch etwas Besonderes ihr im Sinne liegen.

Der Ausdruck dieser Worte war mir auf die Seele gefallen. Ich stürzte unruhig in die Nacht hinaus und konnte den Ton nicht wieder aus dem Gedächtniß verlieren. Mir fiel ein Begegniß wieder ein, das schon vor einigen Wochen mich tief erschreckt hatte, obwohl ich nur unklar von dem näheren Zusammenhang unterrichtet worden war. Der Dolch, den sie ihm als Braut zur Reisewaffe gekauft hatte, hing noch immer, da dergleichen ein Liebhaberei Heinrichs war, in einem Winkel des Zimmers. Man war seines Anblicks gewohnt geworden und dachte sich nichts mehr dabei. Der dämonischen Lockungen, die für finstere Stunden in der Schneide eines solchen Werkzeuges lauern, war Keiner eingedenk, da die modernen Schicksalstragedien gegen Anmuthungen dieser Art vielmehr unsere Ironie herausgefordert hatten, obwohl mit Unrecht. Es war am neunten December, an einem trüben, menschenfeindlichen Nebeltage, als Charlotte, von quälenden Gedanken gefoltert, diesen Dolch nahm und heimlich in ihren Busen verbarg. „Laß ihn mir; ich spiele nicht damit!“ sagte sie, schmerzhaft lächelnd, aber in tiefer Ruhe, zu Heinrich, der es gleichwohl bemerkte und ihr den entblößten Stahl wieder zu entreißen suchte. Dieser Scene, die bald spurlos vorüberging, wurde noch keineswegs die ungeheure Bedeutung beigemessen, die sie als

Vorspiel der vernichtenden Katastrophe hatte, denn unsere Vorstellung überwindet und verarbeitet das, was ihr ganz undenkbar ist, am leichtsinnigsten, und fragt nichts nach Anzeichen eines Unheils, das doch zu groß wäre, um es schon dem weissagend um unser Haupt flatternden Vögelschwarm böser Ahnungen zu glauben. Noch an demselben Abend erfuhr ich durch einzelne Andeutungen von diesem Anfall feindlicher Gedanken, der, offenbar nur ein Moment, wie sie in den Aengsten des Lebens entstehen und wieder verschwinden, in Charlottens Gemüth noch keineswegs unausrottbare Wurzeln geschlagen hatte. Ich lief aber, nachdem ich dies vernommen, von ihnen fort wie Einer, den Raserei zu ergreifen droht, und trieb mich noch lange bis in die Nacht hinein bald auf den Gassen, bald im Thiergarten umher, denn ich hatte das Gefühl, als sei dieser Entschluß, wenn er auch nur als Blase in dem herrlichen Weibe aufsteigen konnte, eine unsägliche Beleidigung für die, die ihr die innigsten Freunde waren, und die sich daran nothwendig verzehren mußten. Sie selbst wußte indeß jede Aeußerung, die man ihr in den nächsten Tagen darüber that, so gründlich zu entkräften, daß keine Rede mehr davon sein durfte. Und sie hatte Recht, und es verhielt sich wirklich so, wenn sie eine völlige Erschöpfung ihres körperlichen Zustandes, die sich in den letzten Monaten an ihr erwies, als die mächtigste Ursache solcher feindseligen Anwandelungen gegen sich selbst behauptete. Der Rissinger Brunnen, der sehr nachtheilig auf sie gewirkt, dann die gewaltsamen Anstrengungen, ein Verhältniß noch länger aufrecht zu erhalten, das durch immer gefährlicher werdende Verdunkelungen mitten im schönsten Blüthenpunct der Gegenseitigkeit gebrochen war, und endlich die Hintansetzung aller Rücksicht auf ihre eigene Ruhe, Pflege und Selbstgeltung bei einer der zartesten Aufmerksamkeit bedürftigen Organisation, hatten das Gleichgewicht ihrer Natur erschüttert und die sonst so Aufrechtstehende in einen bangen, ungewissen Nervenzustand versetzt, in dem sie sich oft gar nicht zu rathen und zu helfen wissen mußte. Und nun kamen des Geistes und des Herzens Motive, Antriebe und Verwickelungen hinzu,

um diese unendlicher Hingebung fähige Seele zu bestürmen und auf eine That hinzutreiben, von der sie, mit dem ihr eigenen hohen Muth, die letzte Rettung aller innern und äußern Zerwürfnisse sich ersah. Jener Traum, den ihr Gatte geträumt hatte, setzte sie jedoch erst in die bestimmtere Bereitschaft zur Ausföhrung eines Gedankens, der ebenfalls nur wie ein riesiges Traumbild, das niemals Wirklichkeit zu werden brauchte, in ihr aufgestanden war. Wer ahnete es aber jetzt, daß sie nunmehr Schritt für Schritt in stufenweisem Fortgang des Entschlusses ihrem Ziele näher und näher trat, das endlich, wie der Baum die reife Frucht ruhig von den Aesten schüttelt, mit beispielloser Besonnenheit erreicht und erfüllt wurde! Denn wenn man auch die letzten Tage hindurch das peinvolle Gefühl in ihrer Nähe hatte, daß etwas Unbegreifliches dasein mußte, von dem sich keine Rechenschaft geben ließ, wenn ich auch, in unerklärlicher Besorgniß, Briefe an sie schrieb, um ihr Dies und Jenes zu sagen, und es doch nie recht anzufangen wußte, so ließ sich einmal mit der Hand nicht mehr eingreifen in das rollende Rad, das bereits im vollen Schwunge begriffen und von der Festigkeit des menschlichen Willens in unaufhaltsame Bewegung gesetzt war. Und wie hätten gerade die, welche ihr die Nächsten und die Liebsten waren, etwas wissen können, da es in der Natur ihrer That lag, gerade Die, die es betraf, am absichtlichsten in einer Täuschung über sich zu erhalten?

So saßen sie denn bei einander in ihrer großen Einsamkeit, die sie, ungeachtet vielfältiger Ansprachen von außen her, freiwillig erkoren hatten. Bald war ihnen wohl in dieser Zurückgezogenheit, die nur der sie besuchende Freund theilte, und die so weit ging, daß sie nicht einmal aus einer Zeitung von den buntverworrenen Dingen der Welt erfahren mochten; bald ergriff sie ein banges Empfinden derselben, wie mit der Mahnung an einen dunkelverhüllten Hintergrund ihres Lebens, daß sie es nicht mehr bei sich aushielten und im Innersten erschreckt forteilten, um draußen zerstreute Gegenstände und Gesellschaft zu suchen. Der einförmige Schlag der Uhr, die von der Kammer hereintönte, unterbrach mit schauerlichen Tacten die Stille, in der

Menschen, welche die auserlesenen glücklichsten hätten sein können, in einer immer unheilbarer werdenden Gemüthsverwickelung sich gegenüber saßen. Selbst Vorzeichen, woran der gemeine Aberglaube sich hält, blieben in der Unheimlichkeit jener beklommenen Abende nicht aus. Die Möbel krachten hin und wieder gespenstisch und die obere Platte von Charlottens Bureau zerborst einmal schreiend, daß Heinrich entsetzt zusammenfuhr, während sie über den seligen Tischler Eitel scherzte, der, ein armer Gesell, kein richtiges Holz gehabt und daher immer gestückelt hatte, jetzt aber, da er seitdem in den Himmel gekommen, drüben gewiß Alles aus Einem Stück arbeiten werde! Wie gern schlug nicht überhaupt jede Saite an ihr wieder frische Lebenstöne an, und versuchte die zerrissenen Melodien noch einmal zusammenzufügen! Aber zu sehr waren ihr die Flügel gelähmt und geknickt worden. Es gelang ihr nicht mehr, einen reinen Klang hervorzubringen, welchen Accord sie auch griff, und das sonst so seelenhelle Auge, das lächeln wollte, füllte sich in demselben Moment mit schweren, dunkeln Tropfen. Der Gesang war ihr vom Arzt verboten worden, und Heinrich, an dessen Stimmungen sie sonst, wie David an Saul, Wunder verrichtet hatte, konnte jetzt auch keine Musik ertragen. So ließ sie sich gänzlich stumm werden, und eine untröstliche Einsamkeit hüllte ihr Herz und dessen geheime Gedanken ein. Doch sah sie oft sehr schön aus, und hatte, wenn auch durch feuchten Thränenflor hindurch, einen heitern Schimmer im Antlitz, der um so seltsamer rührte, da sie zugleich bemüht war, noch Allen, denen sie begegnete, etwas Liebes und Freundliches zu erzeigen. Im Ganzen hatte sich ihr Ansehn seit der Rückkehr von der Reise verändert, einige fremde Züge standen auf ihrem Gesicht; dazu kamen in den letzten Wochen viele schlaflose Nächte, die den Ausdruck der Unruhe in ihrer Physiognomie vermehren halfen. In solchen Nächten muß sie unendlich in sich selbst gelitten haben. Hier drang ihre ungemein rege Vorstellung bis in die qualvollsten Tiefen von Leben und Tod über, und wog in unaufhörlicher Gedankenbewegung, das Richteramt über sich selbst vollziehend, Alles gegeneinander ab, was sie zu fürchten, zu

hoffen, zu verlieren und zu gewinnen hatte. Zu ihrer geistigen Pein fügte noch das verstimmte und überreizte Nervenleben in diesen Nächten eigenthümliche Schmerzen hinzu. Sie sagte einmal, daß sie jetzt ein besonderes Grauen vor dem Bett empfinde, weil dann ein so „schauderhaftes inneres Leben“ in ihr zu walten beginne. Dies sind Zustände innerer Trennung, die ich aus eigener frühern Krankheit an ihr verstand, und wo ein freiwilliges und unwillkürliches Ablösen des Geistes vom Körper leise zu wirken anhebt und die Gedanken, die das Band der Persönlichkeit verlieren, in das Allgemeine zerfließen läßt.^{*)} Wie eine süße Wohlthat und Rettung gegen solche Anwandlungen erscheint dann dem geängstigten Gemüth der Tod, und es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Zustände bei Charlotten viel dazu beigetragen haben, ihr die Lebensmöglichkeit in ihr selbst zu benehmen, und sie zur Beschleunigung ihrer ungeheuern That zu drängen.

Von Allem, was die leidende Charlotte anging, wußte Heinrich Stieglitz selbst in dieser Zeit wenig, da er nicht um sich und aus sich herauszublicken vermochte. Seiner Geschäfte an der Bibliothek war er entledigt worden, und der Muße und Selbständigkeit, die er früher so schmerzlich vermißt, nun theilhaftig, saß er und las und studirte den ganzen Tag, vergriff sich aber in den Gegenständen der Beschäftigung, die ihm in seinem Zustand zu Heil und Erneuerung hätten ausschlagen können. Alterthumsstudien und Lesung antiker Dichter wieder vornehmend, entbehrte er der geistigen Anknüpfungspuncte, die ihn mit den nächsten und dringendsten Bedürfnissen der aufgeregten Zeitgesinnung in Einklang hätten setzen sollen, und sein eigenes inneres Uebel wurde immer ärger dabei, da die Zerfallenheit, an der er krankte, nicht minder mit der allgemeinen Unbefriedigtheit und Resultatlosigkeit der Zeit zusammenhing, in die man sich eben mitten hineinstürzen muß, um Gewalt über die Strömung, der doch Keiner entgeht, zu gewinnen. So wurde Heinrich, der eine

^{*)} Vergl. eine Stelle aus ihren Briefen, S. 285.

Rettung vor manchen Zerwürfniſſen des Tages auf einer entgegengeſetzten Seite in der Vergangenheit geſucht, ohne damit zu einem Ziel zu kommen, immer trüber und umhüllter in ſeinen Gedanken, und eine Spaltung in ſeinem eigenen literariſchen Schaffen, in dem er ſich bald neueren Tönen zuwenden mochte, bald von einer alten Richtung feſtgehalten wurde, erhielt ihn momentan unthätig und peinlich gebunden. Charlotte ſelbſt dagegen hatte ſich den nächſten Ideen der Zeit mit einer faſt leidenschaftlichen Begeiſterung hingegeben, ſie lauſchte mit feiner Einſicht auf deren Entwicklung und Wirkung, und ſuchte eine widerſtrebende Richtung ihres Gatten beſtändig damit auszugleichen. Was aber Heinrichs Krankheitszuſtand in den letzten Wochen am beſtremmendſten charakteriſirte, war, ganz gegen ſeine ſonſtige Weiſe, ein ſtilles Verſinken in ſich ſelbſt, eine Regungsloſigkeit des Geiſtes, die ſich auch äußerlich in bedenklichen Zeichen ausdrückte. Von dieſen Symptomen fühlte ſich Charlotte tief geängſtigt, ſie vermochte es nicht mehr anzusehn, und glaubte nun, daß ſein Zuſtand in wirklichen Wahnsinn übergehen werde. Flehentlich bat ſie ihn oft wie ein Kind, doch lieber zu ſtürmen und zu toben, wie ſonſt wohl in unruhigen Strudeln des Temperaments; nur nicht ſo entſetzlich in ſich ſelbſt zu verſinken! Nun kamen auch wieder Momente, wo die Stürme ſeiner Nerven ihn zu lauten Ausbrüchen trieben, in denen das vernichtungsluſtige Element des Dämons an ihm ſelbſt und an Andern ſich hätte geltend machen mögen; oder es ſtellten ſich Stunden eines ſchmerzhaften Bewußtſeins bei ihm ein, wo er in ſeinem Tagebuch Vieles aufzeichnete aus ihren und ſeinen eigenen Aeußerungen, was jetzt für das Verſtändniß der Vorgänge von wichtiger Bedeutung iſt. Dann ſchrieb er auch über ſeinen eigenen Zuſtand und den Mangel an Befriedigung und Genüge ſeines ganzen Lebens herzerreiſſende Klagen der Verzweiflung nieder, die, in kranker Verkennung der glücklichſten Beſiſthümer ſeines Daſeins, Jeden, der ſie vernahm, mit Entſetzen erfüllen mußten, denn ſie tönten wie ſchauerliche Stimmen unglückbringender Thiere, denen nichts anderes als eine gränzenloſe Zerſtörung nachſolgen kann. Und

es ist nur zu gewiß, daß Charlotte gerade in der letzten Zeit mehrfach in seinem Tagebuch gelesen, was ihr bald zur Verzweiflung, bald zur Bestätigung gereichen mußte. Dazu fügte sich noch die Dual, daß sie, bei ihrer zerrissenen Gesundheit, in diesen Wochen höchst wahrscheinlich irgend eine bedeutende Krankheit bei sich herannahen und zu befürchten glaubte. Solche Anwandlungen hatte sie leider sonst nur zu starkmüthig, sich Gewalt anthuend, in sich zurückgedrängt, da es gewissermaßen zu Heinrichs Krankheitserscheinungen mitgehörte, bei jeder Vorstellung ihres Erkrankens oder Verlustes in einen Zustand der heftigsten Bewegung und Wildheit zu gerathen, der alles Leiden auf beiden Seiten nur schlimmer machte. Wenn sie aber jetzt vielleicht die Unmöglichkeit fühlte, sich durch geistige Ueberwindung gesund zu erhalten, da sie es nicht war, und wenn auch diese Rücksicht zum Beeilen eines freiwillig erwählten Todes beitrug, so hat die arme, unvergleichliche, thränenwerthe Dulderin, das schönste Leben an jede physische Marter preisgebend, keine Stufe des Leidens und der Kreuztragung auf dem Wege zum ewigen Frieden sich erspart.

Einmal sagte sie zu ihm:

„Ich bin fest überzeugt, verlörest Du früher oder später mich an einer langwierigen Krankheit, Du vergingest schon an dem Gedanken vorher, gingest wahrscheinlich entmannt und kahl in Dir zu Grunde; würd' ich einmal mit Einem Schlage Dir entrisen, wie vom Blitz getroffen, da erhöbest Du Dich über Deinen Schmerz und erstarktest. Widersprich mir jetzt nicht aus einem bange werdenden Gefühl! Ich kenne Dich vielleicht besser als Du Dich selbst. Auch kann ich Dich an Deine eignen Worte mahnen, in dem Schlusse Deines Gedichts Verlieren:

„Drum laß' nimmer Dir die Brust
Um verlornes Gut verengen,
Denn das Leben ist ein Drängen
Nach Entbehren, nach Verlust.

Was es fodert, wirf es hin
Schmerzlos aus der schwanken Barke,
Aber in Dir selbst erstärke
Dir zu dauerndem Gewinn!“ —

Du wirfst doch Dich selbstbethätigend rechtfertigen, was Du als erkannte Wahrheit ausgesprochen?" —

Daran entspannen sich dann zuweilen solche Gespräche:

H. St.: Gott, wenn ich Dich einmal verlieren sollte, Lottchen, ich wäre vernichtet!

Charlotte: Weg mit dem Gedanken! Eben dann müßtest Du dich doppelt in Dir selber fassen, und aus Schmerz würde Dir Ruhe und Ergebung und aus der ächten Resignation wahre Kraft! Glaube mir, so würd' es, so müßt' es werden! Hast Du nicht selbst einmal gesungen:

Das ist Feier heimgegangner Seelen,
Wenn Erinnerung Lebenskränze slicht!?

Und nach einer Stunde, während Heinrich zum Arzt geeilt war, der ihn über ihren Zustand zu beruhigen gesucht, trat sie ihm, obwohl blaß, doch heiter und gefaßt entgegen, mit den Worten: Wilder Stürmer! Unbändiges Roß! Will's denn nie mit Dir zur Ruhe kommen? Dies ewige Aufundabwogen muß Dich ja auseinandertreiben. Wär' ich nur erst mit dem Mittel einig, Dich zu bändigen und zu bezähmen und wiederzuvereinigen! —

Ein anderes Gespräch, das ungefähr vierzehn Tage vor dem entscheidenden Schlag geführt wurde, ist ebenfalls bemerkenswerth:

Charlotte: Heinrich, Du hast fürchterlich wahre Worte in Dein Reisetagebuch niedergeschrieben, zuweilen als hättest Du in meiner Seele gelesen, vornehmlich in Kissingen, wo der geistverwandte gasreiche Ragozi Deine elementarische Natur noch mehr entbunden hatte. Wir Beide harmoniren auf eine entseßliche Weise; ich wollt' um Alles, ich sähe Dich jetzt gerade freier. Halte Dich übrigens, was Dir auch begegnen mag, an Deine eignen Worte, daß keiner von uns sich eher aufgeben darf, als bis sein irdisch Geschäft vollendet. — —

H. St.: Wie kommst Du darauf, Lottchen? — Steht's nicht viel besser um mich jetzt als im vorigen Sommer? —

Charlotte: Ich glaube fest, Dein immerwährend sich erneuend Bangen um mein körperliches Wohlsein lähmt, entnervt Dich jezo mehr als je; es wirkt markverzehrend auf Deinen Geist, ist Dir zu sehr schon zur andern Natur geworden. Vertheidige Dich nicht! D ich erkenne Dich, auch wenn Du Dich heiter stellst.

H. St.: Du wirst schon wohler werden und kräftig in alter Art; dann werd' ich's mit, und froh wieder und jung — ein ew'ger Frühling, wie wir früh so oft geträumt und auch schon gelebt.

Charlotte: Du mußt aus dir selber wohl werden, mußt Dich zusammenfassen, das Bangen um mich, das Grübeln in dir fahren lassen, bald wieder urkräftig gestaltend dastehn in alter Frische und erneuter Fülle; sonst wahrlich! möcht' ich lieber, du dächtest an mich als an eine Abgeschiedene und sündest Dich so gedoppelt wieder.

H. St.: Lottchen, welche fürchterlichen Träume! Wie kommst Du dazu, du Klare?

Charlotte: Laß uns jetzt noch ein wenig hinausgehn, wenn Du nicht allzu müde bist; es wird uns beiden wohlthun!

H. St.: Sage nur erst, wie kommst Du heut auf die Gedanken? Laß uns doch froh sein! Sind wir denn nicht unendlich glücklich?

Charlotte: Dein jegig Glück ist nur Ideenkrampf, nur momentaner Ausflug! Du mußt wieder aus Einem Gusse werden, Dich wiederfinden! Jetzt hast Du dich verloren. Aber lassen wir das heut! Ich weiß, Du hattest von je Ein Geheimniß vor mir (es betrifft die Vergangenheit); ich hab' auch eins vor Dir (das betrifft die Zukunft!); auch in dieser Hinsicht sind wir quitt! — — Das meine wird dir klar werden zu seiner Zeit; das Deine hab' ich längst geahnt. Kommu, laß uns jetzt hinausgehn! — — —

Und bei andern Gelegenheiten wiederholte sie öfter: Schließe Dich der jungen Zeit au, dann gehen wir Einen Weg!! —

Die Weihnachtstage waren herangekommen, still, ernst, ahnungsvoll und von schrecklicher Einsamkeit umdüstert. Sie bat Heinrich dringend, ihr diesmal keine Festgabe zu schenken, außer irgend ein Buch, das auch ihm lieb sei; am allerwenigsten aber solle er, worin er einem früher von ihr ausgesprochenen Wunsch hatte entgegenkommen wollen, neue Möbel anschaffen, was bei einem etwaigen Ortswechsel nur Beschwermiß erregen könne. Den heiligen Abend verbrachten beide, um sich von sich selbst abzuwenden, in der wackern Familie und unter den liebenswürdigen Kindern ihres Hauswirthes, wo sie der fröhlichen Christbescheerung bewohnten. Charlotte, wie innigen Antheil sie auch zu zeigen bemüht war, erschien meistens schweigsam und zerstreut. Sie hatte von jeher eine unendliche Liebe zu Kindern gehabt und verstand es schön, sich mit ihnen zu freuen und zu beschäftigen, da die holden Engel ihres Gemüthes sich gern und sinnig den Kinderspielen zuneigten. Sie glaubte aber dennoch, was zu bemerken ist, daß, eigene Kinder zu haben, sie an der Freiheit in Leben und geistiger Entwicklung viel einbüßen lassen werde, und mit Recht. Denn sie war zu sehr Strebende und in beständigem Drang eigenthümlich sich Bildende, sie war eine zu scharfgezeichnete und von Zwecken ihrer selbst ergriffene Individualität, als daß ihr, in dieser noch rastlos in die Ferne greifenden Jugend, schon der mütterliche Charakter, der die gesättigte Ruhe des Daseins ist und will, wohlangepaßt hätte; und aus mehrjährigem, täglichem Umgang konnte man hier wahrnehmen, wie am allerwenigsten die Entbehrung der Kinder irgend eine Ursache geworden wäre, ihr gegenseitiges Verhältniß zu trüben. Mögen sich auch allzu ideale Tendenzen des Umgangs unvermeidlich gerächt haben, jenes war es hier nicht, und auch nicht der leiseste Zug eines schmerzlichen Seitenblicks ließ sich bemerken, wenn Charlotte kofend und herzlich fremde Kinder zu sich heranrief, um an ihren frischen Bildern sich zu erquicken und auf diese dustigen Lebensblüthen ihren freundlichen Mund zu drücken.

Aber jetzt war in die ganze Betonung ihres Daseins ein tiefer Wehe-

klang gekommen, der alle andern Stimmen, welche sie sonst erfreuten, gewaltsam in ihr überschrie. Sie sah die Gegenstände um sich her nicht mehr recht deutlich, um die Außenwelt hatte sich ihr schon ein bedeckender Trauerflor gebreitet. Still und schweigend, mit nachdenkend gesenktem Kopf, ging sie in den letzten Tagen umher, und sprach wenig. Es mußte ihr etwas sein, ach, es ließ sich nur das Rechte nicht erforschen. Solche Ereignisse, ehe sie ihrer Erfüllung sich nahen, werfen schwarze Schatten wie ein magisches Netz um unser Auge, daß wir, obwohl am Nächsten sitzend, in dunkler Verblendung nicht ahnen noch begreifen, was unvermeidlich geschehen muß. Nichts merkwürdigeres war aber zu sehen, als ihr Auge, das in dieser Zeit zuweilen übernatürlichen Glanz ausleuchtete, sodaß Heinrich, wann er mit ihr, der stille werdenden, sich allein befand, von einer seltsamen Bangigkeit ergriffen wurde, und es einigemal nicht aushielt, sie anzublicken, sondern in den unheimlichsten Gefühlen aus dem Hause eilte. Diese bange und doch wehevoll süße Scheu, die man jetzt vor so wunderbar blinkenden Augensternen empfinden mußte, drängte sich überhaupt bei dem Verklärten und Entrückten, das ihr Wesen bereits angenommen hatte, immer mehr dem Gefühl auf. Sie wandelte und schwankte träumerisch dahin, wie vom Boden losgerissen und nur noch mit unsicherer Sohle die Erde berührend. Ihr Gang nahm zuweilen wie in magnetischer Erhöhung das Fliegende und Schwebende wieder an, das man früher einigemal an ihr gesehen, wann sie auf Reisen und beim Herabsteigen von Bergen berauscht dem fernen Sonnenuntergang entgegeneilte, und wie eine Antilope mit leichtem Geisterschritt über die gefährlichsten Stellen dahinschlüpfte, wo ihr Keiner zu folgen vermochte. Jetzt hob schon die entbundene Psyche in ihr die Schwingen auf und nieder. Abgelöst taumelte sie, wie die Blume die der Abendwind schüttelt. Sie nahm Abschied vor ihrem Scheiden bei allen ihren Umgebungen mit stillen Blicken, deren mild anlächelnden Schimmer die Freunde nicht verstanden. Schon am sechsundzwanzigsten December muß sie ein Paquet ihrer vertrauteren Briefe und Papiere eingeseigelt haben, da ein

Brief vom späteren Datum, den sie erhielt, noch nicht darunter begriffen war. Bei einem Freund erkundigte sie sich sehr dringend, ob den Frauen durchaus kein Zutritt zu dem anatomischen Museum gestattet sei. Sie wollte sich ohne Zweifel genauer von der Lage des menschlichen Herzens unterrichten. Doch hatte sie im Leben zuviel an Herzklopfen, wie an innerlichem Herzweh, gelitten, um nicht auch ohne anatomische Berechnung, bloß dem scharfen Zug ihrer Schmerzen mit der Hand nachgehend, jenen grausamen Stoß zu führen, der das edelste und beste Herz gerade in tiefster Mitte zerschneiden sollte!

Der siebenundzwanzigste verging still und ohne besondere Zeichen. Ihre Lectüre in der letzten Zeit war Lessing gewesen, aus dem sie sich fleißig Auszüge machte, die sie zuweilen mittheilte. Vornehmlich las sie noch bis zuletzt in der Erziehung des Menschengeschlechts und verarbeitete die daraus gewonnenen Eindrücke der freiesten Weltanschauung mit dem klarsten und verständigsten Bewußtsein, ja zu ihrer sichtlichen Erhellung und Erquickung, indem sie mit besonderen Gedanken an die aufgestellte Maxime sich festhielt, daß keine Frucht im Menschenleben wie in der Geschichte eher vom Baume falle als bis sie gezeitigt sei, und daß dem Einzelnen wie dem Ganzen zur rechten Zeit das Rechte komme, wenn er nur getreu ausdauere und redlich beharre.

Der achtundzwanzigste war ein trüber verworrener Tag, an dem es mit dem Krankenstande Heinrichs auf ein Aeußerstes zu kommen schien. Charlotte hatte geglaubt, daß seine Befreiung von allen drückenden Amtsverhältnissen, in denen sie früher immer die Hauptursache seines geistigen und körperlichen Uebels erblickt, ihn völlig herstellen werde, aber sie mußte jetzt sehen, daß es das nicht gewesen, was seine Natur in jene unablässig wiederkehrenden Zerwürfnisse mit sich selbst und der Welt gebracht hatte. Sie wurde irre, sie ging Alles noch einmal durch, und zählte es sich her, wie doch nun Alles geschehen sei, was irgend erdenkbar, und dennoch fruchtlos! Das Resultat war ein vernichtendes Gefühl. Dazu kam, daß Beide jetzt stündlich,

und jeden Augenblick bei einander sein mußten, während früher die Abberufung auf die Bibliothek eine heilsame Unterbrechung und erfrischende Abwechslung im täglichen Umgang hervorgebracht hatte. Die Pflichten und Sorgen des Einen um das Andere wurden jetzt, wo sie die Wirkung jedes Moments einander absehen konnten, nur um so peinlicher und quälender. Es war ein Sonntag, und wir gingen Mittags vor Tische durch den Thiergarten spazieren, wozu sich einige andere Freunde gesellten. Charlotte sah sehr ernst aus, sie trug einen schwarzen Schleier über dem Hut, den man sonst nicht an ihr gewohnt war, und eine halb scherzhafte Bemerkung, die ich in einem betroffenen Gefühl darüber machte, ließ sie, ganz gegen ihre sonstige Weise, unerwidert. Als Einiges an ihrer beiderseitigen Lebenseinrichtung getadelt wurde, sagte sie mit einem leisen Anflug von Bitterkeit: es sei ein Talent, sich das Leben angenehm zu gestalten! Bei einer anderen Wendung des Gesprächs, wo ich zufällig, obwohl mehr in einem ironischen Zusammenhang, das Wort erwähnte: „Schöne Seelen wirken durch ihr Sein!“ schrak sie sichtlich und gewaltsam, ohne es verbergen zu können, zusammen, und wurde nachdenkend und tief still. Mittags blieb ich bei ihnen, um sie nicht in ihrer gegenseitigen Stimmung, die herzzersehneidend war, allein zu lassen. Heinrich war von dem Dämon seiner Krankheit tief umwoben, und sagte Manches, was bei Charlotten Schrecken verbreiten mußte. Nach Tische, beim Auseinandergehn, schlug sich noch wie von selbst ein Gespräch über die Unsterblichkeit an. Sie hatte schöne Gedanken darüber, und faßte eine ihrer geäußerten Gegenansicht mit solcher Lebhaftigkeit auf, daß sie mir freudig die Hand auf die Schulter legte. Es waren die letzten Worte, die ich mit ihr gewechselt. Sie sah blaß und verklärt aus, mit glänzenden Augen. Nachher ergoß sich wieder über das feine Gesicht der glühende Rosenschimmer, der sie wie mit scheidenden Abendstrahlen lieblich malte. Den Abend soll sie noch in einer größeren Gesellschaft, wo mit theatralischen Darstellungen ein Familienfest gefeiert wurde, sich heiter gezeigt haben. In diesem Sonntag hatte sich je-

doch

doch bereits die Ausführung ihres Entschlusses in ihrem Geiste so festgestellt, daß es nur noch der einzelne günstige Moment war, auf den es ankam und dessen sie harrte.

Der neunundzwanzigste December war herbeigekommen. Heinrich war an diesem Tage still in sich versunken, nur selten mit Aufwallungen abwechselnd, aber die Stille an ihm ängstigte sie eben jedesmal am meisten. Der Vormittag ging zwischen Beiden eher in wehmüthiger Ruhe hin, als daß sich hätte aus Vorzeichen ahnen lassen, daß an diesem Tage die ungeheuerste Tragödie, die aus den socialen Verwickelungen der modernen Welt nur hervorgerufen werden kann, ausgeführt werden sollte. Charlotte war schwermüthig, aber friedlich, wie es schien, und hätte noch so gern gehabt, daß Alles gut gehen möchte! Draußen auf dem Hof ließ sich ein alter Harfner vernehmen, der zu den verstimmten Tönen seines Instruments traurige Lieder sang. Was meinst Du, Heinrich? sagte Charlotte auflächelnd; — wenn wir so miteinander vor den Thüren herumzögen, und ich fänge, — gäbe dann wohl Mancher einen Dreier mehr? —

Ach, sie war so weit gekommen, daß sie gern singend und bettelnd vor den Thüren umhergezogen wäre, wenn nur der unheilbare Riß des Lebens sich noch einmal zu einer frohen Existenz hätte zusammenfügen lassen!

Gegen Mittag gingen Beide mit einander aus. Auf der Straße war Charlotte in Lebenserinnerungen verloren, und dachte an die Vergangenheit zurück. Sie deutete Manches darüber an, und sagte ihm unter Anderm etwa folgende Worte: „Bei allen vielfach durch den Körper bedingten Rückfällen Deines Geisteslebens kann ich doch mit wahrer Freude auf die Zeit unsres Vereintseins und dessen Resultate zurückblicken. Du bist unendlich freier, tiefer, stiller, vereinter in Dir geworden, Du wirst unendlich freier, tiefer, stiller, vereinter noch werden, wirst Dich ganz und gar entschlacken, sobald Du nur erst dauernd einmal Ruhe erstrebst und resigniren lernst. Das aber mußt Du freilich ernstlich wollen, und eine höhere Kraft wird Dir beistehn!“ —

Der Mittag war trübe, Heinrich vermochte vor geistiger Selbstquälerei nicht zu essen. Nach Tische kam eine Einladung zu den Ries'schen Quartetten für den Abend, die angenommen wurde. Von diesem Augenblick an wurde Charlotte plötzlich ernst und still. Sie sagte ihm noch nicht, daß sie ihn auf den Abend nicht in das Concert begleiten werde.

Gegen sechs Uhr des Abends legte sie sich wie ermüdet auf das Canapee, und bat ihn, doch lieber ohne sie zu gehn, und sich zu seiner Begleitung einen in der Nähe wohnenden Freund abzuholen. Sie bedürfe der Ruhe.

Er versprach, zeitiger wieder zurückzukehren.

Nein, Heinrich, sagte sie mit dringender Stimme, Du mußt das Concert aushören! Versuch' es einmal wieder, ob Du Musik mit Ruhe anhören kannst; besonders zwing' Dich, den aufregenden Beethoven wieder zu ertragen und zu bewältigen!

Sie wußte, daß dies das letzte Quartett des Concertabends war, welches ihn dann um so länger dort aufhalten und seine zu frühe Rückkehr verhindern werde.

Hörst Du, sei ruhig, mein Heinrich! sprach sie weiter, halb auf dem Sopha liegend, wie sie gern die Gewohnheit hatte. Sei ruhig, und komme ruhig zurück! Was soll denn nun noch aus Dir werden, da Alles mit Dir geschehen, was wir heilsam glaubten? Nur Resignation kann Dir helfen! Ruhig mußt Du werden, Dich in Dir selbst zusammenfassen! Man muß erst Alles aufopfern, um den Frieden und die Erlösung zu gewinnen. Ist das nicht auch die Bedeutung vom Opfertode des Herrn? —

Sie drückt ihm die Hand, aber dies ohne besondere Bedeutung. Er küßt sie auf die Stirn und geht, ohne irgend das Ahnungsvolle, das in ihren Worten durchklang, zu empfinden.

Nun war sie allein. Draußen lag die öde Winternacht über dem einsamen Schiffbauerdamm. Es war ein unheimliches Wetter. Der Mond ging auf in schneidender Klarheit über der einformig ruhenden Spree, es war hell und wollte kalt werden.

Sie war allein. Nur das Dienstmädchen, mit dem sie immer sehr zufrieden gewesen, befand sich in ihrer Nähe. Sie rief es noch einmal zu sich herein, und ertheilte ihr mancherlei Aufträge, die sich auf die Bequemlichkeit des Rückkehrenden noch für diesen Abend bezogen. Sie hatte wohl geglaubt, daß, wenn sie in ihrem Kämmerlein verschlossen läge, man am andern Morgen erst sie entdecken würde. Das Mädchen blieb in der angrenzenden Küche. Ihm war der besonders milde und wehmüthig freundliche Blick aufgefallen, mit dem die Herrin, die Lampe in der Hand haltend und vor ihr stehend, sie betrachtet und verabschiedet hatte.

Charlotte war allein. Nur zwei enge Stunden noch waren ihr für die Ausführung ihres festen Entschlusses gegönnt. Während das Leben sonst immer so viel Aufschub hat, wodurch die Angst des Daseins sich wohlthätig mindert, ist es ungeheuer, zu denken, daß nur noch eine karge Stundenfrist zu durchlaufen vorliegt, an deren wenigen, einsylbig hinsummenden Glockenschlägen die größte Entscheidung, die Leben, Tod und Ewigkeit durchdringt, sich vollführen soll, und unwiderruflich!

Sie hatte noch viel zu thun und zu besorgen. Beispiellos ist die Ruhe und klare Umsicht, mit der sie noch Manches, was die häuslichen Dinge anging, ordnete und einrichtete. Es war halb sieben, als Stieglitz sie verließ. Bis halb neun war ihr nur noch Zeit gegeben!

Sie legte ihm auch, wie rührend! das Geld heraus, das sie immer in Verwahrhaftigkeit gehabt, und that es, nebst einigen andern Effecten, oben auf in sein Pult.

Dann hatte sie noch ein wichtiges Geschäft zu vollbringen. Sie wollte und mußte an ihn schreiben.

Sie setzte sich nieder, und nahm einen großen Bogen von starkem Papier, wie sie sonst nie schrieb. Ein kleinerer Zettel hätte nachher, im Gedränge der Verwirrung, unbeachtet bleiben können.

Diese letzten Zeilen, die sie hinterlassen wollte, sind mit fester Hand

Hand und auffallend großen Buchstaben geschrieben. Einigemal muß sie heftig dabei geweint haben. Auf einigen Worten liegen Spuren von starken Thränen.

Diese Schrift that sie auch in das Pult, wohin sie das Geld gelegt hatte: dasselbe Pult, in welches sie ihm sonst schalkhaft gutmüthig Erinnerungszettel, poetische Aufgaben, neckende Notizen und Liebesworte gestreut, die er beim Nachhausekommen zu seiner Ueberraschung finden mußte.

Nachdem sie aber jene Zeilen geschrieben, muß sie der Dämon ihrer That, der ihr dabei lauernd über die Schulter blickte, jetzt auf Einmal heftig ergriffen haben, sodasß sie einen kleinen Pelzmantel, den sie trug, und die Boa geschwind von sich warf und an die Erde schleuderte, wo sie auf der Mitte des Fußbodens gefunden wurden.

Dann nahm sie das Licht und eilte in ihre Schlafkammer. Vorher steckte sie den Dolch zu sich, denselben, den sie einst als Braut gekauft hatte.

Die Kammer hatte zwei Thüren, von denen die eine nach der Küche, die andere nach den Vorderzimmern führte. Sie verschloß beide sorgfältig und ließ die Schlüssel von innen stecken.

In dem kleinen Raum, den fast nur ihr friedliches, weißes Bett ausfüllte, muß die ewige Ruhe, der sie standhaft entgegenging, sie mit kräftigem und tröstlichem Hauch wieder angeweht haben. In Allem, was sie nun unternahm, zeigte sich keine Spur von einem Uebereilen oder gewaltsamen Sichübernehmen bei der schrecklichen Ausführung. Es war eine reine Thatsache des menschlichen Willens, die sie mit der höchsten Würde ihres Selbstbewußtseins vollbrachte.

Sie stellte das Licht auf den Waschtisch und begann sich zu entkleiden. Sie wusch sich erst, that ein reines, weißes Nachtkleid an, und bedeckte den Kopf mit einem weißen Häubchen. Dann legte sie sich, wie sonst zum Schlummer, in ihr Bett, und senkte hier, mit einer furchtbar sicheren Hand, gerade mitten ins Herz hinein den treffenden Stahl. Den Dolch zog sie

wieder heraus aus der Wunde, und legte ihn neben sich hin im Bett. Die rechte Hand hielt sie über die Wunde gedeckt, mit der Linken zog sie sich das weiße Bettuch bis an den Hals herauf, und in dieser Lage, in der sie gefunden wurde, gab sie sich, das Haupt ruhig zurück in die Kissen drückend, leise an ihr Ende hin. Kein Schrei, kein absichtlicher Laut. Nur endlich konnte sie das unwillkürliche Stöhnen, das aus den röchelnden Lungen immer heftiger wurde, nicht länger mit der Kraft des Geistes überwinden. Das in der anstoßenden Küche befindliche Mädchen wurde aufmerksam. Man eilte von allen Seiten herbei. — —

Das dumpfe Fallen des Schlüssels, der durchgestoßen werden mußte, um die Thür zu öffnen, war merkwürdig. Ihr letzter Seufzer erscholl gerade, als die Wirthin des Hauses, Madame Fröblich, in die Thür trat. Wunderbar anzuschauen war ihr edles, züchtiges, in kräftiger Ordnung daliegendes Todesbild, das in solcher Ruhe und einem so sichern Frieden der Haltung sich darstellte, daß die Wunde, an der sie hingeschieden war, selbst von dem herbeigerufenen Arzt erst später entdeckt wurde. In der ganzen Lage des Körpers war keine Spur eines gewaltsamen Sterbekampfes wahrzunehmen. Die schönen, schneeweißen Glieder lagen in sanfter Eintracht hingestreckt. Die Wange war noch roth, die Hände leise heruntergezogen, nur einige Finger wenig gekrampft. Sie hatte geistig vollendet. Nur um den einen Mundwinkel zeichnete sich ein scharfer trüber Zug, der Wehe ausrief über die Jämmerlichkeit einer Welt, in der die tiefste Liebe nicht in frohe Blüthe treten darf, sondern vor Gram in den Tod geht! —

Heinrich Stieglitz war im Concert heiter geworden, und hatte, wie er in der Lebhaftigkeit seines Gemüths dann gleich zu thun gewohnt war, neue Lebenspläne gemacht, die, durch Ansiedelung in einer kleinen, romantisch gelegenen Bergstadt, wovon schon öfter die Rede gewesen war, zu Heil und Erholung Beider ausschlagen sollten. So kam eine, halbe Stunde nach ih-

rem Tode, der beklagenswertheſte Freund fröhlich und wohlgemuth der W
nung zugesprungen, um ſeine Neubefestigten Entschlüsse der Gattin mitzut
len, deren Wiederfinden ihn jezt zerschmettern mußte. —

Eine halbe Stunde ſpäter wurde auch der arme Schreiber dieſer B
len an Charlottens Bett gerufen, wo er beſinnungslos niedersürzte. Ihn
das Schickſal getroffen, den Freunden dieſe Begebenheit aufzuzeichnen, die
verſtehen der Verſtand und die Gewohnheit nicht ausreichen. —

Folgendes ſind die letzten Worte, die Charlotte hinterlaſſen hat:

„Unglücklicher konntest Du nicht werden, Vielgeliebte
Wohl aber glücklich im wahrhaften Unglück! In de
unglücklich ſein liegt oft ein wunderbarer Segen, er wi
ſicher über Dich kommen!!!! Wir litten Beide ein L
den, Du weißt es, wie ich in mir ſelber litt; nie komme e
Vorwurf über Dich, Du haſt mich vielgeliebt! Es wi
besser mit Dir werden, viel besser jezt, warum? ich füh
es, ohne Worte dafür zu haben. Wir werden uns ei
wieder begegnen, freier, gelöſter! Du aber wirſt noch hi
Dich herausleben, und mußt Dich noch tüchtig in der W
herumtummeln.

Grüße Alle, die ich liebte und die mich wiederliebten!
Biſ in alle Ewigkeit!

Deine Charlotte.

Zeige Dich nicht ſchwach, ſei ruhig und ſtark und groß!”

Die Worte, auf welche am ſtärkſten ihre Thränen gefallen ſein mußten, ware
„in der Welt herumtummeln.“

VII.

War man auch, nach dieser ungeheuern Zerstörung des edelsten und schönsten Lebens, endlich wieder dahin gekommen, seine Schmerzen in Gedanken umzusetzen, die Gedanken dachten diese That nicht aus, noch fanden sie die Worte, welche ihren ganzen Sinn hätten bezeichnen können.

Abgebrochener Andeutungen kann sich die Reflexion nicht erwehren, wenn sie sich auch beugen muß vor der colossalen Gewalt des Geschehenen, mit der zu rechten aus allgemeinen Gesichtspuncten sie gar nicht unternehmen darf, will sie nicht entweder grausam oder thöricht und kleinlich erscheinen.

Dies Ereigniß ist ein Weltereigniß geworden. Die Kunde davon zog über Land und Meer, und ging von Stadt zu Stadt, um an die Gemüther der Menschen mit tiefen Mahnungen sich zu wenden. In allen einheimischen und ausländischen Blättern wurden Berichte und Darstellungen darüber gemacht. Franzosen und Italienern hat der Tod der Charlotte Stieglitz zum Gegenstand poetischer Improvisationen gedient.

Und was sollen wir thun? Wird es uns nicht gemahnen, einen tiefen Blick in unser sociales Leben, in unsere verirrten und unnatürlichen Einrichtungen, in die Zustände unserer Ehen, unserer Liebe, unserer Freundschaft zu werfen? Werden wir nicht die harte und spröde Rinde, welche die Welt um unsere Brust gepreßt, an uns bersten lassen, um in schauernder Erhebung das Menschliche zu empfinden, und nachdenkend in uns zu gehn vor einer That, in der sich, nach so vielen Herabwürdigungen der Persönlichkeit in unserer Zeit, die selbsteigene Gewalt des Individuums, wie schmerzhaft und ewig beklagenswerth auch immer, geltend gemacht und gerächt hat?

Haben die Pharisäer an ihre Brust geschlagen, so haben sie dadurch weder das Räthsel der Seele gelöst, noch die Würde der Menschheit gerettet.

Ihr thut Recht, daß ihr das Christenthum und die Religion herberufet, denn wer war christlicher und gottbegünstigter als diese sanfte und stille Frau, die vor Liebe starb? Sie nahm die Sünden ihrer Lebensverhältnisse geduldig auf ihre Schulter, und ging damit wie das Osterlamm in den Tod.

Hier ist mehr als Lucrezia, die dem Begriff der Ehre sich opferte und von der die Maler und Poeten schöne Bilder der Bewunderung hingestellt! Hier sollt ihr nicht bewundern! Nur in heiliger Scheu ein herrliches Menschenleben anschauen, das an der süßen Qual, zu sein und zu lieben, sich das Herz abgedrückt hat, und dem die christliche Gesinnung selbst die Stärke gab, sich in den Tod zu stürzen, von dem sie Erlösung für unendliche und unabsehbare Verwirrungen der Existenz erhoffte!

Wäre die Liebe wohl eine so mächtige Zauberin, wenn nicht der Irrthum in ihr wäre? Geht Liebe also irr, wenn sie den Tod wählt, so verdammt den Irrthum nicht, welcher ein Kind der Liebe ist! Einen großen Theil aller Liebe macht der Irrthum aus.

Darum ist die Liebe auch im Stande, in ihren äußersten Momente umzuschlagen in Haß und den Gegenstand, den sie liebt, zu vernichten! Nicht haßt so heftig, als die Liebe. In zärtlicher Hand führt sie den Bliß des Todes, und schleudert das Verderben auf das Geliebteste herab. Die Leidenschaft der engsten Vereinigung erlangt das Ziel der tiefsten Zerstörung.

Kann die Liebe endlich nur mit der Todeswunde im Herzen siegen, verkennet das Herz nicht, in dem schon von lange her ein geheimer Dolch gesteckt! Endlich öffnet sie ihren Busen und läßt ihr Lebensblut hinströmen um, wie sie meint, dem Pelikan gleich ihre Geliebten damit zu tränken!

Liebe und Haß sind begierig nach Blut, diesem Wein der Existenz, der die volle Schaale des Lebens schäumend füllt, und durch den alle Thaten in der Geschichte besiegelt werden! Aber Blut ist ein gefährliches Mittel der Segens! Wie oft ist statt der Heilpflanze eine Giftblüthe daraus aufgeschossen!

Dem vor allen Dingen muß gesagt werden, daß ein Opfer zu bringen, größer, und darum leichter ist, als es anzunehmen! Ich könnte dem zürnen, der mir ein Opfer bringt! Empört sich nicht der Stolz des Mannes dagegen, so thut es die innere Eifersucht der Liebe!

Als die herrliche Iphigenia sollte geopfert werden, schob die Göttin selbst einen Hirsch unter für den Altar, damit er statt der Jungfrau geschlachtet würde, und Iphigenien nahm sie rettend zu sich in ihren heiligen Hain.

Ach, war nicht Iphigenia zu lieb und süß, als daß sie für fremde Schuld hätte bluten sollen?

Ist es auch nur eine große Seele, wichtig genug, wenn sie lebt und dem Leben erhalten wird! Das Leben zählt zu wenig solcher Seelen. Und in alten Zeiten streckte eine Göttin selbst ihren hülfreichen Arm danach aus. Solch kostbares Menschendasein darf nicht zu früh verloren gehen! Und hat nicht das Leben selbst, wie es da an uns und um uns hängt, doch immer seinen unendlichen Werth? Dieser Werth besteht in dem Inhalt, in dem das Leben ruht und den es ausprägen soll in dem Diesseits, welches die einzige Möglichkeit des Thuns und Vollbringens für uns ist!

Keiner hatte sich des wahrsten Lebensinhalts tiefer bemächtigt, als Charlotte in ihrem rastlos strebenden Geist. Sie war zu einer vollendeten Weltanschauung gediehen, und das ist das Merkwürdigste an ihrer früh gelösten Erscheinung. Sie sah klar die ganze Welt und ihre Zusammenhänge, dazu gereift nicht durch großartig bizarre Geistesentwicklung, oder durch romantisch genienhaftes Wesen, sondern durch ein stilles, starkes Schauen des Gemüths, durch eine beispiellose Reinheit der Seele, durch die schönste Ausbildung jenes Weiblichen, mit dessen besonderer und göttlicher Art das Höchste zusammenhängt.

Nur nach einer Seite hin trennte sich ihre Lebensanschauung öfter in eine Spaltung, die ihr manchen lecker Genuß des Daseins raubte, manche fröhliche Lichtseite der Existenz verfinsterte. Dies war die aus früheren Jugendrichtungen zuweilen wiederkehrende Stimmung, den Körper nur als den Reflektor der Seele anzusehn, und das frische starkerhaltende Gefühl der Einheit von Leib und Geist, worin die Lust aller Lebensbewegung ruht, verloren zu geben. Daher in solchen Momenten das athemlose Ringen der Seele, die Kiesel zu sprengen. Dies das Leiden, von dem sie selbst spricht in den nach ihrem Tode hinterlassenen Worten: „Wir litten beide ein Leiden; Du weißt es, wie ich in mir selber litt!“

Und nun denke man, daß auch der Moment, die dämonische Gewalt des Augenblicks, hinzukommen mußte, um ihre That zu vollenden. Ueber solches Ereigniß darf überhaupt nicht zu einfach genommen werden, und je verwickelter und zusammengesetzter man es auffaßt, je weniger wird das klärung suchende Urtheil fehlgehn.

Zwischen dem Gedanken und der Ausführung ist noch eine ungeheure Kluft in der menschlichen Natur, die nur durch die Dämonen des Moments vermittelt und übersprungen wird. Jene Dämonen, die zu dem gewaltsamen und grausamen Bruch mit dem eignen Leben süß zu bereden wissen, und die Sophistik des Gedankens, welche trotz der klarsten Prämeditation doch immer noch vor der Wirklichkeit zurückschaudert, allmählig in die That selbst hineinspielen, und dann durch einen plötzlichen und unwiderstehlichen Wurf; jene Dämonen, die sich an einen alten angeborenen Hang zum freiwilligen Ende der Charlottens Jugend trübte, begierig anklammern und in schwerer Zeit wo ihr Inneres und Aeußeres durch kaum tragbare Geschicke belastet wird diesen wiederaufrütteln, daß er endlich die tödtliche Waffe gegen ein solches Herz kehrt!

Und dann zehrte die durchunddurch von ihr mitempfundene Unruhe und befriedigungslose Pein der ganzen Zeit an ihr, die uns Alle aus dem Gleichgewicht schüttelt!

Aber nicht in gedankenberaubter Verzweiflung ging sie in den Tod, sondern mit dem hohen Bewußtsein ihres unsterblichen Theils, der unverloren fortdauert, und die unvergängliche Schönheit ihres Wesens in Seeligkeit forterhebt.

Sie ist mit dem festen und freudigen Glauben an ein ewiges Leben und an die Unsterblichkeit ihrer Seele hingeschieden.

Vieles ist noch zu sagen und muß noch gesagt werden.

Jetzt bringt der Schmerz, daß sie der Darstellung so früh zum Stillstand geworden, nur zerstückelte Worte hervor. — —







